

Nichts an mir ist anders, eigentlich... Becoming out - die Verwirklichung lesbischer Selbst- und Lebenskonzepte im postmodernen Spannungsfeld von Individuum, Subkultur und Gesellschaft

Zuehlke, Ramona

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Centaurus-Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Zuehlke, R. (2004). *Nichts an mir ist anders, eigentlich... Becoming out - die Verwirklichung lesbischer Selbst- und Lebenskonzepte im postmodernen Spannungsfeld von Individuum, Subkultur und Gesellschaft*. (Münchner Studien zur Kultur- und Sozialpsychologie, 13). Herbolzheim: Centaurus-Verl.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-213494>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Münchener Studien zur Kultur- und Sozialpsychologie
herausgegeben von Heiner Keupp

BAND 13

»Nichts an mir ist anders, eigentlich ...«

Becoming out –
Die Verwirklichung
lesbischer Selbst- und Lebenskonzepte
im postmodernen Spannungsfeld
von Individuum, Subkultur und Gesellschaft

Ramona Zuehlke



Centaurus Verlag
Herbolzheim 2004

Ramona Zuehlke, geb. 1971, studierte Kommunikationswissenschaften, Soziologie und Psychologie an der Universität München und promovierte dort 2003 im Fach Sozialpsychologie. Seit mehr als 10 Jahren arbeitet sie im Bereich Personal- und Organisationsentwicklung. Derzeit ist sie mit der Firma Resources of Change in den Bereichen Organisationsberatung, Training und Coaching tätig.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Zuehlke, Ramona:

Nichts an mir ist anders, eigentlich ... : Becoming out -

Die Verwirklichung lesbischer Selbst- und Lebenskonzepte

im postmodernen Spannungsfeld von Individuum,

Subkultur und Gesellschaft / Ramona Zuehlke. -

Herbolzheim : Centaurus-Verl., 2004

(Münchner Studien zur Kultur- und Sozialpsychologie ; Bd. 13)

Zugl.: München, Univ., Diss., 2003

ISBN 3-8255-0487-5

ISSN 0942-9549

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© CENTAURUS Verlags-GmbH & Co. KG, Herbolzheim 2004

Umschlaggestaltung: DTP-Studio, Antje Walter, Hinterzarten

Umschlagabbildung: © Sylent Press Agency

Satz: Vorlage der Autorin

Druck: primotec-printware, Herbolzheim

Vorwort des Reihenherausgebers

Die aktuelle Gesellschaft mit einem spezifischen Etikett zu versehen, erweist sich als schwierig. Ihre Kennzeichnung als „postmodern“ wirft sofort die Frage auf, ob denn die damit oft verbundene Bedeutung, dass jede/r seine eigene Lebensform wählen könne (Motto: „anything goes“), wirklich unseren Alltagserfahrungen entspricht. Werden nicht immer mehr Menschen oder Menschengruppen von Exklusionsprozessen betroffen? Andererseits wird gerne der Bereich der Homosexualität als Beleg für eine postmoderne Gesellschaft angeführt: Zeigen nicht Lesben und Schwule ein immer höheres Maß an öffentlicher Präsentation ihrer Lebensformen? Können nicht inzwischen auch Politiker hohe Ämter mit ihrem „Bekenntnis“ zu ihrer Homosexualität erlangen? Waren die schwul-lesbischen Identitätspolitikern in den letzten Jahren so erfolgreich, dass sie Homosexualität aus dem Bereich „abweichenden Verhaltens“ in dem Feld eines pluralistisch-erweiterten „Normalismus“ verankern konnten? Auf einer programmatischen Ebene mag man solche Fragen stellen und beantworten. Viel relevanter sind aber die Eigenerfahrungen und Selbstinterpretationen lesbisch-schwuler Menschen selbst.

Einen empirisch gestützten Beitrag zur Situation lesbischer Frauen legt Ramona Zuehlke mit ihrem Buch vor. Ihre zentrale Fragestellung zielt auf die Selbst- und Lebenskonzept von „FrauenLesben“ (so ihr Begriffsvariante für lesbische Frauen) unter den heutigen, postmodernen Lebensbedingungen. Die Autorin vermeidet eine normative Vorgabe für das, was gelingende lesbische Identität sein könnte, um an dieser Meßlatte dann die befragten Frauen einzuordnen. Sie will vielmehr ihre Identitätskonstruktionen und ihre Lebenswelten kennen lernen, sie möchte die Widrigkeiten aufzeigen, die ihre Lebensführung erschweren und sie möchte sich aber auch die „Rezepturen“ für ein gelingendes selbstbestimmtes Leben erzählen lassen. Diese globale Frageperspektive wird dann noch in einzelne zentrale Themenstellungen heruntergebrochen: Wie gestaltet sich das Coming out? Wie gelingt es nach diesem „Einstieg“ eine tragfähige Lebensform zu gestalten? Welche Bedeutung kommt dabei der lesbisch-feministischen Subkultur zu? Welche Barrieren zu einem Stück „eigenem Leben“ werden erfahren und müssen überwunden werden? Welche Prozesse sozialer Anerkennung oder „Verkennung“ sind bedeutsam?

Nach einer Hinführung zu aktuellen Identitätsdiskursen rekonstruiert Ramona Zuehlke die bislang vorliegenden Versuche, die Entwicklung einer eigenständigen lesbischen oder schwulen Identität aufzuzeigen. Sie zeigt auf, dass anfangs Stufenmodelle vorherrschten, die sich sehr stark am Stufenschema von Erikson ausgerichtet haben. Sie enthielten in der Regel klare normative Vorgabe über das Ziel einer „reifen“ oder „gelingenen Identität“, das nach dem erfolgreichen Durchlaufen der angenommenen Stufenfolge erreicht werden konnte bzw. musste. Seit den 90er Jahren wird diese Orientierung an einem spezifischen „Tugendpfad“ der schwul-lesbischen Identitätsentwicklung zunehmend verlassen und es rücken die realen Bewältigungsstrategien sowie die veränderlichen Anerkennungs- und

Ablehnungspraktiken gegenüber Lesben und Schwulen in den Vordergrund. Von großer Relevanz ist in dieser Phase der – an Foucaults Theorie orientierte – dekonstruktivistische Ansatz von Judith Butler und ihre Rezeption und Weiterentwicklung durch Sabine Hark im deutschsprachigen Raum. Einerseits wird die Annahme zweier getrennter Geschlechtsidentitäten durch diese Autorinnen grundlegend in Frage gestellt. Andererseits werden die immer wieder vorgenommenen kollektiven Identitätskategorien auf gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse bezogen.

Die Dominanzkultur der Heterosexualität können auch frauenliebende Frauen nicht einfach abstreifen. Sie hat „begrenzende Wirkungen“ und erschwert die Gewinnung sozialer Anerkennung für das gewählte eigene Lebenskonzept. Umso wichtiger wird dann aber die lesbische Subkultur, die allerdings auch ihrerseits wieder begrenzende Normalitätsmodelle entwickelt, die nicht gerade eine eigenwillige „reflexiv-distanzierte“ Zugehörigkeit fördern.

Das Herzstück von Ramona Zuehlkes Buch bildet die eigene empirische Untersuchung. Sie hat zwölf lesbische Frauen interviewt, die in lebendigen Porträts vorgestellt werden. Die themenorientierte „Querauswertung“ hat durch diese Porträts eine Basis bekommen, auf die Interviewausschnitte immer wieder rückbezogen und personenspezifisch eingeordnet werden können. In einer lebensgeschichtlichen Perspektive wird dann diese Auswertung vorgenommen. Sie beginnt mit den Prozessen des Coming out der Frauen und den dabei wirksamen förderlichen und erschwerenden Bedingungen. Sich selber in seinem sexuellen Begehren wahrzunehmen, sich diese selbst einzugestehen und dies anderen wichtigen Personen in der eigenen Lebenswelt zu vermitteln und dazu auch öffentlichen zu stehen, fällt mit einer hetero-sexuellen Identifizierung relativ leicht, weil man durch den kulturellen Mainstream abgesichert ist, hingegen ist das Bekenntnis zu einer sexuellen Orientierung, die von der durchschnittlichen Normalitätserwartung abweicht, ein deutlich schwierigeres Projekt. Vor allem die Probleme, die im familiären Umfeld entstehen, bedeuten meist eine große Belastung und sie haben eine große Relevanz für die Verlaufskurve des Coming out. Diese allgemeine Aussage gilt für die gesamte Stichprobe. Aber Ramona Zuehlke kann auch zeigen, dass für jüngere Frauen das Erkennen ihrer sexuellen Orientierung weniger angstbesetzt ist, als dies für die älteren Frauen der Fall war. Der gesamte Prozess dauert weniger lang und ist insgesamt weniger krisenhaft. Ein wichtiger Puffer scheint die lesbische Community zu sein, in der sich Modelle positiven Coming outs und solidarische Unterstützung geholt werden können.

Nach dem Coming out geht es darum, für sich eine Lebensform und eine Identitätskonstruktion zu erarbeiten, die für ein Leben lang tragfähig ist bzw. es muss lebenslang an dieser Form gearbeitet werden. Ramona Zuehlke spricht in diesem Zusammenhang treffend von „Becoming out“ als einem Prozess der Herstellung von Selbstverständlichkeit und Normalität für sich selbst und in einem zentralen Kapitel ihres Buches zeigt sie anhand der Auskünfte ihrer Interviewpartnerinnen die Bedingungen dafür auf. Von zentraler Bedeutung für das „Becoming out“ ist das selbst gewählte und aufgebaute Netzwerk,

das offensichtlich am Anfang eine eher homogene lesbische Subkultur bildet, das aber mit einer wachsenden inneren Stabilisierung in seiner Zusammensetzung heterogener werden kann. Ramona Zuehlke legt zu Recht großen Wert auf die Unterscheidung von Coming out und Becoming out, um die Differenz zwischen der erstmaligen Klärung und Exploration der eigenen sexuellen Orientierung und der dauerhaften Gestaltung einer Lebensform sichtbar zu machen. Für den ersten Identitätsdurchbruch mag eine homogene Unterstützungsszene besonders wichtig sein, im weiteren Lebensverlauf geht es – wie bei jeder Identitätsarbeit – um die Ausgestaltung und Modifikation und um die Entwicklung eines eigenen und selbstbestimmten Weges. In diesem Passungsprozess sind vielfältige Szenen und Personen relevant, die zu einem stimmigen eigenen Pfad anregen und ermutigen können. Aus der so gestalteten gegenwärtigen Lebensform heraus hat Ramona Zuehlke ihre Interviewpartnerinnen auch nach ihren Zukunftserwartungen befragt. Hier bestätigt sich, dass die gewonnene „Selbstgewissheit“ es auch ermöglicht, sich jenseits der eindeutigen Dichotomie zwischen hetero- und homosexueller Kategorisierung zu positionieren.

In der aktuellen Identitätsforschung gewinnt die schon von Hegel herausgearbeitete Bedeutung von Anerkennungsverhältnissen für die Identitätsarbeit zunehmend Gewicht. Gerade in einer postmodernen Gesellschaft verlieren selbstverständliche Zugehörigkeiten und die mit ihnen verbundenen Anerkennungsformen ihre Bedeutung und es entsteht ein Bewusstsein dafür, wie sehr fehlende Anerkennung oder „Verkennung“ die individuelle Identitätsarbeit erschweren können. Ramona Zuehlke zeigt in einem weiteren Kapitel in eindrucksvoller Weise auf, dass gerade für lesbische Identitätsprojekte Anerkennung und ihre Verweigerung nachhaltige Auswirkungen haben können. Letztlich auch für die Autorin überraschend zeigt sich, dass die gewährte oder fehlende Anerkennung von wichtigen Bezugspersonen aus dem familiären und Freundschaftsnetzwerk von besonderer Relevanz sind, die offensichtlich auch kaum kompensiert werden können. Hier ist ein positiver Akkumulationseffekt von Anerkennung auszumachen: Wenn in den primären Netzwerken anerkennende Ermutigung erfolgt, dann gelingt es den Frauen eher sich im öffentlichen Raum zu bewegen und zu positionieren und auch negative Erfahrungen zu verkraften. Genauso wie es positive Kumulationseffekte gibt, können auf der Basis einer unzureichenden „psychosozialen Grundsicherung“ in Folge von verweigerter Anerkennung weitere Diskriminierungen das Selbstgefühl zusätzlich schwächen.

Ramona Zuehlke hat ein Buch vorgelegt, das einen wichtigen Beitrag sowohl zur Lesben-, als auch zur Identitätsforschung geleistet hat. Sie hat gezeigt, dass wir noch weit entfernt sind von einem gesellschaftlichen Rahmen, der nicht mehr von Zwangsheterosexualität bestimmt ist. Positive Ansätze in diese Richtung sollten nicht verbergen, wie viel Leid Frauen und Männer noch immer zu bewältigen haben, wenn ihr homosexuelles Begehren keine Anerkennung findet.

Vorwort	V
Inhaltsverzeichnis	IX
Einleitung	1
 I. „Nichts an mir ist anders, eigentlich ...“	 3
Forschungsinteresse, Ziel und Aufbau dieser Arbeit	
 II. „Was war noch mal die Frage ...?“	 6
Forschungsprozess und Methodik	
 II.1. Spurensuche – Zwischen allgemeinen Theorie-Pfaden	 6
und lesbischen Theoriewelten	
II.1.1. Allgemeine Theorie-Pfade	7
II.1.2. Lesbische bzw. lesbisch-schwule Theoriewelten	22
II.1.3. Offene Fragen	37
 II.2. Methodische Herangehensweise und Untersuchungsdesign	 39
 II.3. Auswahl der Interviewpartnerinnen und	 43
Interviewdurchführung	
 II.4. Auswertung der Interviews	 45
 III. „Was kann ich von mir erzählen ...?“	 47
 III.1. Lesbisches Leben – Eine historische Betrachtung zur	 47
rechtlichen und gesellschaftspolitischen Situation	
 III.2. Lesbisches Leben – Eine historische Betrachtung zur	 55
Entwicklung von Subkultur und Community	
 III.3. Lesbisches Leben im Spiegel der Forschung	 58
 III.4. Lesbisches Leben konkret - Die Interviewpartnerinnen	 68

III.4.1.	Elvira	68
III.4.2.	Angelika	73
III.4.3.	Simone	76
III.4.4.	Alexandra	81
III.4.5.	Heike	85
III.4.6.	Maria	90
III.4.7.	Christina	93
III.4.8.	Manuela	98
III.4.9.	Nina	102
III.4.10.	Erin	105
III.4.11.	Miriam	110
III.4.12.	Nicole	114
IV.	„Was dich wohl an meiner Geschichte interessieren könnte...“	118
IV.1.	Persönliche Daten	120
IV.2.	Lesbisch? – Selbstverständlich! – Coming out	123
IV.2.1.	Das erste Mal selbst gemerkt & erste Erfahrungen	126
IV.2.2.	Reaktionen von Freunden und Familie	134
IV.2.3.	Reaktionen im Arbeits- & weiteren sozialen Umfeld	143
IV.2.4.	Kontakt in die Szene	144
IV.2.5.	Zusammenfassung	148
IV.3.	Selbstverständlich lesbisch! – Becoming out	151
IV.3.1.	Was nach dem Coming out kommt	153
IV.3.2.	Was als Ressourcen und unterstützende Netzwerke erlebt wird	157
IV.3.2.1.	Partnerschaft und Freunde	157
IV.3.2.2.	Eltern und Familie	160
IV.3.2.3.	Subkultur und lesbische Szene	162
IV.3.2.4.	Arbeits- & weiteres soziales Umfeld	166
IV.3.3.	Was als Schwierigkeiten und Problem erlebt wird	168
IV.3.3.1.	Partnerschaft und Freunde	168
IV.3.3.2.	Eltern und Familie	172
IV.3.3.3.	Subkultur und lesbische Szene	174
IV.3.3.4.	Arbeitsumfeld	185
IV.3.3.5.	Weiteres soziales Umfeld & gesellschaftliches Klima	189

IV.3.4. Zusammenfassung	192
IV.4. Was die Zukunft mir bringt?	195
IV.4.1. Wünsche und Erwartungen	197
IV.4.1.1. Private Lebensgestaltung	197
IV.4.1.2. Berufliche Lebensgestaltung	201
IV.4.1.3. Subkultur und lesbisch Szene	203
IV.4.1.3. Gesellschaftliches Klima	206
IV.4.2. Ängste und Befürchtungen	210
IV.4.3. Zusammenfassung	211
V. „Wer ich bin, hm ...?“	213
Sich die eigene Geschichte erklären	
V.1. Sich den Ursprung erklären – „Warum ich?“	213
V.2. Selbstverständnis während des Coming out – „Anfangs war es so, dass ich ...“	217
V.3. Selbstverständnis während des Becoming out – „Mittlerweile, glaube ich, bin ich so ...“	220
V.3.1. „Tja, lesbisch sein, was ist das, gute Frage...“	221
V.3.2. „... und was mir dabei besonders wichtig ist ...“	226
V.4. Zusammenfassung	232
VI. „... & was ist der Preis?“	234
VI.1. Die Bedeutung sozialer Anerkennung	235
VI.2. Der Umgang mit sozialer Akzeptanz und Anerkennung	240
VI.2.1. Näheres soziales Umfeld – FreundInnen & Familie	241
VI.2.2. Subkultur und lesbisch Szene	243
VI.2.3. Weiteres soziales Umfeld – Nachbarn, Medien und gesellschaftliches Klima	244

VI.3. Der Umgang mit Gruppendruck, sozialer Ablehnung und Diskriminierung	246
VI.3.1. Näheres soziales Umfeld – FreundInnen & Familie	247
VI.3.2. Subkultur und lesbische Szene	248
VI.3.3. Arbeitsumfeld	250
VI.3.4. Weiteres soziales Umfeld – Nachbarn, Medien und gesellschaftliches Klima	252
VI.3.5. Vermeidungsstrategien, um das Ablehnungs- und Diskriminierungsrisiko zu verringern	257
VI.4. Der Umgang mit positiven und negativen Selbst- und Fremdattributionen	259
VI.5. Der Umgang mit Veränderungen in der gesellschaftlichen Akzeptanz von Lesben	266
VI.6. Zusammenfassung	269
VII. „Bin ich denn wirklich anders ...?“	277
Wie sich FrauenLesben in ihrem Leben einrichten.	
VIII. „... & was ich beim nächsten mal erzähle...“	282
Ausblick	
IX. Literaturverzeichnis	284
X. Anhang	295
XI. Danksagung	301

Einleitung

Der Anfang dieser Arbeit könnte so erzählt werden: Mit steigender Faszination habe ich in den letzten 15 Jahre beobachtet, wie frauenliebende Frauen ihr Leben zu meistern versuchen, wie sie unterschiedlichste und nur teilweise schöne Erlebnisse verarbeiten, lustvoll, kräftig und aufrecht durch's Leben gehen und dabei nach Wegen suchen, ihrer homoerotischen Liebe Ausdruck zu verleihen. Vieles hat sich dabei an den soziostrukturellen Rahmenbedingungen, dem gesellschaftlichen Umfeld, der Sichtbarkeit und Darstellung lesbischen Lebens in der Medienöffentlichkeit, den Ausdrucksweisen und Regeln innerhalb der Subkultur verändert und immer mehr begann es mich zu interessieren, wie Frauen es bewerkstelligen, ihr Leben zu gestalten und welche kreativen Wege sie finden, ihr Selbst- und Lebenskonzept zu verwirklichen. Schließlich wollte ich herausfinden, wie diese Frauen die momentanen Veränderungen ihres sozialen Umfeldes wahrnehmen, wie sie sich selbst erleben und beschreiben, welches Verständnis ihrer Lebensweise sie dabei entwickeln und welche Rolle soziale Anerkennung oder Ablehnung sowohl innerhalb als auch außerhalb der Subkultur für sie spielen.

Zu Beginn könnte es aber auch so gewesen sein: Immer wieder in den letzten Jahren sind mir Frauen begegnet, die bei dem Versuch, sich in ihrem Leben einzurichten und mit ihrer lesbischen Lebensweise auf eine für sie stimmige Art zurecht zu kommen, auf kleinere und/oder größere Hemmnisse und Schwierigkeiten stießen. Nur zu oft wird von Kränkungen, Ablehnung oder Diskriminierungen, manche subtil und indirekt, manche erschreckend offen, erzählt, welche die Frauen belasten und teils über Jahre beschäftigen, als würde Pech an ihnen kleben, welches sie scheinbar nicht abzustreifen vermögen. Die Begrenzung des Handlungsspielraumes der Einzelnen aufgrund heterosexueller Normierung, die fragmentierenden Effekte aufgrund fehlender Anerkennung, sozialer Ablehnung und Marginalisierung scheinen es den Frauen immer noch schwer zu machen, ein positives Selbstwertgefühl zu entwickeln und Handlungsfreiräume zu nutzen. Sollte diese Hypothese zu Beginn des neuen Jahrtausends tatsächlich immer noch stimmen, wo doch auf den ersten Blick so vieles besser und einfacher geworden ist?

Schließlich kann die Autorin auch so beginnen: Sowohl durch die langjährige Mitarbeit in der schwul-lesbischen Forschungsgruppe München, die Mitwirkung an der Studie „Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt“ als auch durch die Mitarbeit im VLSP – Verband lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen in Deutschland e.V. – kannte ich diverse Facetten geglückten und/oder beschädigten lesbischen Lebens. Mit zunehmendem Interesse verfolgte ich eine Vielzahl von Gesprächen in meinem ami-

calen und subkulturellen Netzwerk, bei denen sich Frauen auf eine scheinbar sehr ähnliche Weise damit beschäftigten, sich Erlebnisse und Erfahrungen ihres Umgangs mit ihrer heterosexuellen Umwelt zu erzählen. Auf unterschiedlichste Weise wurden dabei Geschichten des Umgangs und der Reaktion auf soziale Anerkennung und Ablehnung und deren Auswirkung auf die eigene Erlebniswelt, das eigene Selbstverständnis ausgetauscht und immer wieder ging es um den Abgleich zwischen Selbst- und Fremdzuschreibungen innerhalb und außerhalb der lesbischen Subkultur. Von all diesen Eindrücken neugierig geworden und zudem sehr überrascht von den ernüchternden Ergebnissen der Münchner Studie zur Situation von Lesben und Schwulen in der Arbeitswelt, entstand schließlich die Motivation zur dezidierten Beschäftigung mit diesem Themenkomplex und somit die zentrale Fragestellung der vorliegenden Arbeit:

Wie gestalten und verwirklichen FrauenLesben¹ ihr Selbst- und Lebenskonzept unter den heutigen, postmodernen Lebensbedingungen?

Ziel der Arbeit ist es, die Erfahrungswelt lesbischer Frauen zu skizzieren, den Widrigkeiten, mit denen sie umgeben sind, ebenso auf die Spur zu kommen, wie den großen und kleinen „Erfolgsgeheimnissen“, und dies, ohne dabei einem Ideal gelingender lesbischer Identität nachzuhängen. Dargestellt werden soll, inwiefern das Finden und Erfinden eines lesbischen Selbstverständnisses und das Einrichten in einer persönlich stimmigen Art und Weise als frauenliebende Frau zu leben, tatsächlich unkomplizierter und einfacher geworden ist oder ob der Wunsch nach mehr Selbstverständlichkeit und Akzeptanz lesbischer Lebensweisen den realen Erfahrungen von Frauen womöglich weit vauseilt? Am meisten interessieren mich dabei die Erzählungen und Geschichten von Frauen. Die ganz persönliche Sicht auf ihre Lebensumstände, ihre Bewertungen der Dinge, der persönlichen Umgang mit ihren Erlebnissen sollen hier beschrieben werden, weniger abstrakte theoretische Überlegungen sondern vielmehr konkrete alltägliche Schilderungen lesbischen Lebens.

¹ Die Wahl einer geeigneten Begriffsdefinition und Bezeichnung erzeugt per se das Paradox, bereits etwas zu definieren, was nicht festgelegt oder erst erkundet werden soll. Nachdem die verwendeten Selbstdefinitionen, welche sich auch in der Wahl der Bezeichnungen „Lesbe“, „Frau“ oder „frauenliebende Frau“ widerspiegeln, explizit Gegenstand dieser Forschungsarbeit sind und gleichwohl ein Schreiben ohne das Nutzen bestimmter Begriffsbezeichnungen nicht möglich ist, hat sich die Autorin dazu entschieden, dort wo keine direkten Selbstbezeichnungen der interviewten Frauen vorliegen, neben den Begriffen „Lesbe“ und „frauenliebende Frau“ auch den von A. Engel entliehenen Begriff „Frauen-Lesben“ synonym zu verwenden. Diese Schreibweise, so auch Engel, „versucht einen Begriff zu schaffen der verhindert, dass Frau und Lesbe ohne Stolpern als Identitäten gelesen werden, vielmehr werden sie als politische Kategorie sichtbar und es wird auf ihre soziale Konstruiertheit verwiesen. FrauLesbe ist ein Begriff, in dem Lesben sichtbar sind, ohne dass impliziert würde, es gäbe Lesben und ‘andere’ Frauen bzw. Lesben seien keine Frauen: ein Begriff also, in dem Frau nicht automatisch als heterosexuelle Frau gedacht ist.“ A. Engel: Verqueeres Begehren. In: S. Hark (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin 1996, S. 94.

I. „Nichts an mir ist anders, eigentlich ...“²

Die vorliegende Arbeit verbindet in ihrer zentralen Fragestellung die individuelle Subjektposition einzelner lesbischer Frauen mit der Ebene der Subkultur und der Gesellschaft. Ich möchte den Prozess der Herstellung und Aufrechterhaltung lesbischer Identität und die Konstruktionsleistung der Einzelnen im Changieren zwischen Selbst- und Fremdattribution betrachten und dabei vor allem auf die Einflüsse von privatem (individuelle Netzwerke und Subkultur) und öffentlichem (Medien, Gesellschaft) Umfeld eingehen.

Auf der Basis aktueller Diskussionen zur Identitätsforschung soll empirisch untersucht werden, welche Selbstkonzepte und Handlungsstrategien lesbische Frauen in ihrer alltäglichen Erfahrungswelt entwickeln und durch welche Einflussfaktoren dieser Prozess begleitet wird. Vor allem die Frage, welche Auswirkungen Formen sozialer Anerkennung und Ablehnung innerhalb und außerhalb der lesbischen Subkultur auf das Selbstverständnis der Frauen haben und welche Anpassungsleistungen zu welchem persönlichen „Preis“ im alltäglichen lesbischen Leben erbracht werden, stehen im Mittelpunkt dieser Arbeit.

Ziel dieser Arbeit ist es anhand empirischer Befunde, Antworten auf folgende Fragen zu finden:

- Wie gestalten und verwirklichen Frauen/Lesben ihr Selbst- und Lebenskonzept unter den heutigen, postmodernen Lebensbedingungen?
- Wie gestalten sie die Prozesse ihres Coming out bzw. ihres Becoming out³ und die Aneignung eines positiven lesbischen Selbstwertgefühls?
- In welcher Weise erfahren sie dabei Unterstützung, Ermutigung und Ermächtigung zu einer Lebensgestaltung jenseits des heterosexuellen Konzepts und inwiefern wird die lesbisch-feministische Subkultur als Unterstützung dabei erlebt?
- Wie zeigen sich Handlungsbeschränkungen und Grenzen der Gestaltungsmöglichkeiten „eigenen“ Lebens in den Biographien von Frauen?
- Welche Auswirkungen haben Erlebnisse und Erfahrungen sozialer Anerkennung und Ablehnung auf die Gestaltung der Selbst- und Lebenskonzepte?

² Aus Interview Nr. 7.

³ Die genaue begriffliche Definition wird im Verlauf dieser Arbeit erst entwickelt und ist daher erst in Kap. IV.3. dargestellt.

Der Aufbau der vorliegenden Arbeit gliedert sich in folgende Bereiche:

An die Darstellung der Forschungsfrage, Ziel und Aufbau der Arbeit im **I. Kapitel**, schließt sich die Skizzierung des Forschungsprozesses und der methodischen Herangehensweise in **Kapitel II.** an. Dazu wird eine einführende Spurensuche zum Verständnis von Identitätskonstruktionen zwischen allgemeinen Theorie-Pfaden und lesbischen Theoriewelten erfolgen, um vor diesem Hintergrund des aktuellen Standes der Forschung die Ableitung nunmehr offener Fragen vorzunehmen. Diese Fragen bilden den Ausgangspunkt, von dem aus die methodische Herangehensweise und das Untersuchungsdesign dieser Arbeit entwickelt wurden. Abschließend wird die Auswahl der Interviewpartnerinnen, die Interviewdurchführung sowie die Auswertung skizziert, um den Forschungsprozess transparent und nachvollziehbar zu machen.

Im **III. Kapitel** werden primär die Lebensgeschichten der zwölf Interviewpartnerinnen skizziert. Ziel ist es, einen Eindruck von den biographischen Lebensverläufen sowie den konkreten Lebenssituationen der FrauenLesben zu vermitteln. Dabei wird versucht, den differenzierten und teilweise ambivalenten Charakter der Schilderungen zu erhalten, um den vielfältigen Erlebnissen und Ansichten der Frauen Raum zu geben. Vorangestellt ist den Lebensgeschichten ein Überblick zur historischen Entwicklung der rechtlichen und gesellschaftspolitischen Situation von Lesben, der Entwicklung von Subkultur und Community sowie der Betrachtung von Lesbischen Lebensweisen im Spiegel der Forschung. Diese vorangestellten Entwicklungslinien sollen eine hilfreiche historische Verortung der einzelnen Lebensgeschichten und damit ein besseres Verständnis individueller Erfahrungen in ihrem sozialen und gesellschaftlichen Kontext ermöglichen.

Im darauffolgenden **Kapitel IV.** soll dann die Entwicklung der individuellen Selbst- und Lebenskonzepte der interviewten FrauenLesben sowie ihres persönlichen Selbstverständnisses der eigenen Lebensweise entlang der zeitlichen Abfolge von lebensgeschichtlichen Ereignissen beschrieben werden. Zuerst folgt ein kurzer Überblick über die Gruppe der Interviewpartnerinnen. Anschließend werden unter IV.2. die unterschiedlich verlaufenden Prozesse des Coming out der Frauen dargestellt. Dabei werden neben den ersten Ahnungen und Erfahrungen der Interviewten vor allem die Reaktionen der Eltern, Freunde und Arbeitskollegen sowie die Möglichkeit der Kontaktaufnahme zu anderen Frauen sowie in die lesbische Szene thematisiert. Ziel ist es hier, insbesondere den Fragen nachzugehen, wie die Frauen ihr Coming out erlebt haben, welche Menschen oder Prozesse als Unterstützung, welche Erfahrungen als schwierig erlebt wurden und mit welchen Strategien die Frauen diesen Prozess gestaltet haben. In Kapitel IV.3. folgt dann die Beschreibung der sich anschließenden Phase, in der sich die Frauen „einrichten, in ihrer persönlichen Art zu leben“. Dabei werden vor allem die Ressourcen und Netzwerke sowie auffällige Schwierigkeiten und Problem explizit betrachtet, um die Veränderungen im Lebensverlauf der Frauen aufzeigen zu können. Ziel dieses Kapitels ist es, herauszuarbeiten, welche Zusammenhänge es zwischen der Phase vor und während des Coming out mit der danach

folgenden und andauernden Zeit gibt und welche Rolle dabei, historisch bedingt, soziale und kulturelle Muster gespielt haben bzw. spielen. Mit Hilfe dieser empirischen Erkenntnisse wird zudem eine begriffliche Abgrenzung zwischen der Phase des Coming out und der des Becoming out vorgenommen. In Kapitel IV.4. folgt schließlich die Beschreibung der auf die Zukunft gerichteten Wünsche und Erwartungen sowie Ängste und Befürchtungen meiner Interviewpartnerinnen. Vor allem anhand der emotionalen Befindlichkeit, die in den Äußerungen sichtbar werden, soll deutlich gemacht werden, mit welcher Haltung, welcher Zuversicht oder mit welchen Bedenken die Frauen in die Zukunft blicken.

Auf die vergleichende Beschreibung der Entwicklung des Selbst- und Lebenskonzeptes der Frauen, folgt im Anschluss an das Kapitel IV. die Analyse. Dazu werden in den nächsten beiden Kapiteln zwei besondere Aspekte mit ihren Auswirkungen auf die Selbst- und Lebenskonzepte der FrauenLesben untersucht und interpretierend vertieft. Im **Kapitel V.** wird das wechselnde, sich differenzierende und möglicherweise sich emanzipierende Selbstverständnis der Frauen bezüglich ihrer lesbischen Lebensweise im biographischen Verlauf ihres Coming out und Becoming out dargestellt. Im Zentrum der Betrachtungen steht insbesondere das fortlaufende Changieren zwischen inneren Bedürfnissen und äußeren Anforderungen, das Aufnehmen und Verarbeiten von Erfahrungen und Umwelteinflüssen und das Erfinden der eigenen Lebensgeschichte als Erzählstory zur Selbstbeschreibung und biographischen Bewältigung. Die besondere Beziehung und der Umgang mit der Subkultur sollen dabei explizit berücksichtigt werden. Ziel ist es sowohl die individuell als auch sozial begründeten Zusammenhänge von aufeinanderfolgenden Erlebnissen und deren mögliche Einflüsse auf den weiteren Lebensverlauf deutlich zu machen.

Das vorletzte **Kapitel VI.** mit dem Titel „... & was ist der Preis?“ beschäftigt sich mit den Auswirkungen sozialer Anerkennung sowie sozialer Ablehnung und Diskriminierung. Dazu sollen insbesondere die subkulturellen und gesellschaftlichen Einflüsse auf die Selbstwahrnehmung und Lebensgestaltung der Frauen thematisiert werden. Skizziert werden die Beziehungen der Frauen zur lesbischen bzw. lesbisch-schwulen Szene, die Vermeidungsstrategien und Selbsteinschränkungen aufgrund befürchteter Diskriminierungen und die tatsächlich erlebten Diskriminierungen. Auch die von den Frauen wahrgenommenen Veränderungen in der Akzeptanz von Lesben bzw. Lesben und Schwulen in der Gesellschaft werden hier analysiert und gedeutet. Schließlich werden die Ergebnisse aller bisher angestellten Betrachtungen in einem abschließenden **Kapitel VII.** zusammengeführt. Ziel ist es insbesondere die individuellen Handlungsstrategien der Interviewpartnerinnen vor dem Hintergrund der Frage, wie Ambivalenzen zwischen persönlich biographisch geprägten Bedürfnissen und äußeren familiären, subkulturellen und gesellschaftlichen Anforderungen gemanagt werden, dazustellen. Der abschließende Ausblick in Kapitel VIII. versammelt schließlich die offen gebliebenen Fragen bzw. über diese Arbeit hinausgehende Gedanken.

II. „Was war noch mal die Frage ...?“⁴ – Forschungsprozess und Methodik

Die Fragestellung dieser Arbeit konzentriert sich auf die Erfassung des Selbstverständnisses von lesbischen Frauen in ihrem persönlichen und sozialen Lebensraum. Im Zentrum des Forschungsinteresses steht damit die Frage, wie konkrete Subjekte unter den Bedingungen ihrer realen Lebensverhältnisse sich selbst verstehen und konstruieren. Vor der Darstellung des Forschungsprozesses, des Untersuchungsdesigns und der methodischen Vorgehensweise sollen für die Arbeit wichtige identitätsrelevante Theoriefade deutlich gemacht werden, welche den Ausgangspunkt der Überlegungen zu dieser Arbeit markieren.

II.1. Spurensuche – Zwischen allgemeinen Theorie-Pfaden und lesbischen Theoriewelten

Mit der Frage „Wer bin ich?“ und „Wer will ich sein?“, der Frage „Wie begreife und erlebe ich mich als eine Person, als mich selbst und welchen Einfluss haben das soziale und gesellschaftliche Umfeld, Normen, Rollenvorbilder und Muster bei der Formung dessen, was ich sein will?“ beschäftigen sich die Menschen ebenso intensiv und lange, wie es die unterschiedlichsten Disziplinen der Wissenschaften tun. Nichts liegt also näher, am Beginn einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Frage, wie lesbische Frauen sich selbst verstehen und ein für sie persönlich, hinlänglich praktikables Selbstverständnis zur Gestaltung ihres Lebens entwickeln, als sowohl allgemeinen theoretischen Pfaden nachzugehen, als auch spezifisch lesbische Theoriewelten zu erkunden. Ziel ist es die Entwicklung des allgemeinen (= heterosexuell dominierten) Theoriediskurses darzustellen und dabei aufzuzeigen, welchen Einfluss dieser auf theoretische Auseinandersetzungen mit spezifisch lesbischen Identitätsfragen genommen hat.

⁴ Aus Interview Nr. 3

II.1.1. Allgemeine Theorie-Pfade

Mit Fragen der Entwicklung eines Selbst, der Vorstellung von uns selbst als einer Person, der Entwicklung von Selbstverständnis und Identität beschäftigen sich zahlreiche Wissenschaftsdisziplinen aus ganz unterschiedlichen Perspektiven und in mittlerweile oft interdisziplinär geführten Kontroversen. Welche Antworten haben sich nun im Verlauf der letzten Jahrzehnte auf die Frage der Konstruktion von Identitäten und Selbstverständnissen im sozialwissenschaftlichen Diskurs etabliert? Hilfreich zur Beantwortung dieser Frage ist ein kurzer Abriss der historischen Entwicklung des Identitätsdiskurses, der zugleich einen Überblick zum Stand der Forschung vermittelt.⁵

Als Folge zahlreicher gesellschaftlicher und sozialstruktureller Veränderung hat die Diskussion zu Identitätsfragen in den Sozialwissenschaften eine überaus beeindruckende Prominenz gewonnen.⁶ In einer gesellschaftlichen Situation, in der personale Identität nicht länger durch sozialstrukturelle Arrangements gestiftet und stabilisiert wird, sondern von den Individuen selbst gewählt, gestaltet und erhalten werden muss, versuchen sozialwissenschaftliche Identitätstheorien zu klären, wie Individuen ihre eigene Identität entwickeln und verstehen und an ihr trotz widersprüchlicher Erwartungen ihres Umfeldes und trotz rapiden sozialen Wandels festhalten können.⁷ Bei der Entwicklung eines speziellen identitätstheoretischen Ansatzes werden i.d.R. einzelne Elemente sozialstruktureller Veränderungen herausgegriffen, um deren Auswirkungen auf einzelne Individuen und gesellschaftliche Gruppen zu analysieren und schließlich davon ausgehend identitätstheoretische Implikationen abzuleiten und darzustellen, wie Subjekte ihre Identität konstruieren. Dementsprechend greifen Identitätskonzepte i.d.R. die gesellschaftlichen Veränderungen zwischen moderner bzw. postmoderner Gesellschaften auf, um soziostrukturelle Veränderungen deutlich zu machen. Somit liegt eine Unterscheidung von Identitätskonzepten in moderne und postmoderne nahe.

Zu den sicher einflussreichsten **Identitätskonzeptionen der Moderne** gehören die Arbeiten von E. Erikson, J. Marcia und L. Krappmann. Die Forschungstradition ist über viele Jahre von diesen Arbeiten geprägt und die aktuelle Entwicklung des Wissenschaftsdiskurses ist ohne die Kenntnis dieser Konzepte kaum nachvollziehbar, so dass eine kurze Darstellung der Anfänge sinnvoll erscheint, zumal einige zentrale Annahme bis heute Gültigkeit zu haben scheinen.

⁵ Ein interessanter Überblick über die Entwicklung des Identitätsdiskurses findet sich auch bei N. Ricken: Identitätsspiele und die Intransparenz der Macht. Anmerkungen zur Struktur menschlicher Selbstverhältnisse. In: J. Straub / J. Renn (Hg.): Transitorische Identität. Frankfurt a.M. 2002, S. 318-358.

⁶ So stieg die Anzahl identitätsbezogener Publikationen allein in der Psychologie im Zeitraum von 1974 bis 1983 von 9752 auf 21798 im Zeitraum von 1984 bis 1993. Vgl. J. Straub: Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die postmoderne“ armchair psychology. In: Kulturwissenschaftliches Institut im Wissenschaftszentrum NRW (Hg.): Jahrbuch 1999/2000. Essen. stattwerk e.G., S. 127.

⁷ Vgl. auch G. Nunner-Winkler: Identität und Moral. In: J. Straub, J. Renn (Hg.): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt a.M 2002, S. 56-86.

Erikson hat 1956 ein Entwicklungsmodell vorgelegt und darin wesentliche Grundzüge der Identitätskonstruktion beschrieben.⁸ Zentral sind Eriksons Annahmen, dass Identität durch die Aufrechterhaltung von Kontinuität und Konsistenz bestimmt ist und im Lebensverlauf, vor allem aber in der Adoleszenz formale Kompetenzen wie Urvertrauen, Autonomie und Werksinn erworben werden müssen. Die Selbstbindung an irreversible Entscheidungen, wie die Wahl des Berufes, der Partnerin oder der Weltanschauung, das angesammelte Vertrauen auf innere Einheitlichkeit und die soziale Anerkennung von Leistungen führen im Entwicklungsmodell Eriksons zu einer gelingenden Identität. Die Identitätsdiffusion wird bei Erikson dagegen als Scheitern von Identität angesehen. Zur Identitätskonstruktion verweist Erikson darauf, dass weder der Einzelne seine Identität alleine definieren kann, noch dass die Umwelt sie ihm diktieren kann. Jedes Individuum, so Erikson, entwirft seine Identität, indem es auf Erwartungen der anderen Menschen, des engeren und weiteren Bezugskreises reagiert. Schon Erikson also stellt die große Bedeutung sozialer Anerkennung für den Prozess der Identitätskonstruktion heraus, wenn er ausführt, dass die Menschen des Bezugssystems die Identitätsentwürfe akzeptieren müssen, die Verbindung also der eingebauten Bedürfnisse, welche mit den verfügbaren Mustern der Lebensführung, die in einer Gesellschaft angeboten werden, zusammengefügt werden. Identität entsteht dementsprechend an der Schnittstelle von persönlichen Entwürfen und sozialen Zuschreibungen. Sie ist nach Erikson immer „problematisch“, weil die vom einzelnen zu leistende Integration von der sozialen Gruppe, der er angehört, anerkannt werden muss. Diese Anerkennung ist vor allem dann leichter zu erhalten, wenn die Identitätsentwürfe, die Menschen sich erarbeiten, zu den akzeptierten Bildern von Persönlichkeit, zu vorstellbaren Lebenswegen oder „üblichen“ Rollen und Handlungsmustern passt. Erikson hat insbesondere betont, dass die jeweilige historische und soziostrukturelle Situation dem Individuum nur eine beschränkte Auswahl sozial bedeutungsvoller Modelle liefere, innerhalb derer die Identitätskonstruktion vollzogen werden kann.⁹

Wenngleich zahlreiche Kritikpunkte am Entwicklungsmodell angebracht werden müssen, wie beispielsweise die normative Ausrichtung des Stufenmodells auf das Gelingen von Identität, die starke Orientierung an einer männlichen Normalbiographie, die lineare Abfolge von Entwicklungsaufgaben etc., so scheint doch viel Kritik an Erikson auch ins Leere zu laufen: Wer die Bedeutung der sozialstrukturellen und gesellschaftlichen Situation für die individuelle Identitätsarbeit anerkennt, die Erikson mehrfach schildert, muss zwangsläufig zu dem Schluss kommen, dass die Lebenssituation der Menschen sich heute so deutlich von der vor 50 Jahren unterscheidet, dass es nicht verwundern kann, wenn das Modell von Erikson für die Beschreibung und das Ver-

⁸ E. Erikson: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a.M. 1973. Vgl. dazu auch L. Krappmann: Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In: H.Keupp, R. Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M. 1997, S. 66-92.

⁹ Vgl. E.Erikson: Ich-Entwicklung und sozialer Wandel. In: ders.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt a.M. 1973, S.11-54.

ständnis der aktuell zu leistenden Identitätsarbeit nicht mehr geeignet ist. Selbst dass die Veränderungen der Postmoderne, so zentralen identitätsrelevanten Begriffen wie Kontinuität und Kohärenz eine andere Bedeutung beimessen wird, kann nicht verwundern. (Dazu weiter unten mehr.) Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Bedingungen und Einflüsse sozialer Anerkennung und deren Bedeutung für die Identitätskonstruktion, so, wie sie Erikson beschrieben hat, als bis zum heutigen Tag für äußerst relevant angesehen werden müssen. Die Frage der sozialen Anerkennung von Selbst- und Lebenskonzepten bildet aus diesem Grund ein zentrales Suchkriterium innerhalb der vorliegenden Arbeit.

Einen weiteren wichtigen Impuls innerhalb der Theoriediskussion der Moderne lieferte **J. Marcia**. Er hat 1966 begonnen, Eriksons Modell empirisch zu stützen und weiterzuentwickeln und hat dabei ein Identitäts-Status-Modell vorgelegt, dessen Grundzüge sich folgendermaßen darstellen lassen. Marcia erweitert die von Erikson vorgelegte Polarität von Identität versus Identitätsdiffusion um die Modellvariablen Commitment (innere Verpflichtung) und Exploration von Alternativen. Daraus ergeben sich vier Formen eines Identitätsstatus. Die erarbeitete Identität, das *Identity achievement* ist gekennzeichnet durch eine feste Lebensplanung, die sich nach einer explorativen, krisenhaften Periode gebildet hat. Im *Moratorium* befinden sich Individuen, wenn die innere Verpflichtung eher vage ist und Alternativen erprobt werden, ohne dass es bereits zu einer Festlegung gekommen ist. Der dritte Status des *Foreclosure* (Identitätsübernahme) umfasst Personen mit festen und zuweilen rigiden Vorstellungen, die sie ohne explorative, krisenhafte Phase entwickelt bzw. i.d.R. von den Eltern übernommen haben. Der Status der *Identitätsdiffusion* liegt lt. Marcia vor, wenn weder Festlegungen noch engagierte Experimentierphasen durchlebt wurden und sich darum auch nicht bemüht wird.¹⁰ Vor allem für die US-amerikanische Identitätsforschung ist der Ansatz von Marcia massgeblich gewesen und bildete die Grundlage für über 300 Studien, die auf diesem Ansatz aufbauen.¹¹ Im Verlauf der letzten drei Jahrzehnte wurde der Status-Ansatz von Marcia erweitert um Aspekte von geschlechtsspezifischen Fragestellungen, von Fragen zur Verlängerung der Identitätsbildung über die Adoleszenz hinaus, den Umbau im Erwachsenenalter, von Fragen zu lebensweltbezogenen Teilidentitäten, zu Fragen der Interaktionsstile oder auch kulturvergleichenden Studien.¹² Marcia selbst hat später festgestellt, dass sein Ursprungs-konzept nicht in Betracht ziehe, dass im Verlauf eines

¹⁰ Vgl. J.E. Marcia: Development and validation of ego-identity status. In: Journal of Personality and Social Psychology 3 (5) 1966, S. 551-558. Sowie u.a.: W. Kraus, B. Mitscherlich: Abschied vom Großprojekt. Normative Grundlagen der empirischen Identitätsforschung in der Tradition von James E. Marcia und die Notwendigkeit ihrer Reformulierung. In: H. Keupp, R. Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M 1997, S. 149-173.

¹¹ Vgl. ebd., S. 152.

¹² Vgl. dazu J.E. Marcia: The status of the statuses: Research review. In: J.E. Marcia, A.S. Watermann u.a., D.R. Matteson, S.L. Archer und J.L. Orlofsky (Hg.): Ego identity. A handbook for psychosocial research, New York, 1993, S. 22-41.

Lebens neue Anforderungen entstehen, die Individuen zur Infragestellung bereits getroffener Festlegung, zur Neuordnung und unter Umständen zur permanenten Exploration veranlassen.¹³ Bereits 1976 schreibt Marcia, dass es produktiver sein könnte, Identität als fortlaufenden Prozess zu denken, denn als Durchlaufen von verschiedenen Identitätsstatus', eine Erkenntnis welche später die postmoderne Diskussion bestimmen wird.¹⁴ Für die vorliegende Arbeit ist am Modell Marcias vor allem die Einführung der Konstrukte der Exploration, des Moratoriums und der Identitätskrise interessant, die unter bestimmten veränderten sozialen Bedingen statt als Scheitern eines Identitätsentwurfes, vielmehr als Bewältigungsmanagement eines Individuums und damit relativ gesehen, als gelungen interpretiert werden können.

Die interaktionistische Zugangsweise von **L. Krappmann** stellt die Bedeutung und den Einfluss sozialer Interaktion in der Tradition von J.H. Mead auf die Entwicklung von Identität in den Mittelpunkt der Überlegungen. In Krappmanns Konzept der balancierenden Identität wird Identität an der Fähigkeit bemessen, eine Balance herzustellen zwischen divergierenden Erwartungen unterschiedlicher Interaktionspartnerinnen und dem eigenen Bestreben Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit zu manifestieren sowie Autonomie gegenüber sozialen Zwängen zu bewahren und gleichzeitig Kontinuität und Konsistenz durch erklärende Deutungen herzustellen.¹⁵ Identität muss in jeder Situation neu gewonnen werden, denn, so Krappmann, man besitzt Identität immer nur in einem konkreten Kontext und unter anderen, die sie anerkennen. Dies erfordert basale Ich-Ressourcen, wie Ambivalenztoleranz, Rollendistanz und Empathie.¹⁶ Auch hier wird, ähnlich wie bei Erikson, deutlich gemacht, dass Identität die Anerkennung der anderen auf der Basis geteilten Sinns braucht. Herausgefordert ist die Kompetenz, mit den anderen Identität auszuhandeln, Angebote aufzugreifen, eigene Bedürfnisse nicht aufzugeben, sondern vielmehr eine Vermittlung der divergierenden Elemente zu versuchen und sich dabei von Rückschlägen und Verletzungen nicht hindern zu lassen. Im Sinne Krappmanns garantieren also nicht Rollen, Positionen, Laufbahnen oder irgendwelche Requisiten der Selbstdarstellung Identität, sondern vor allem die Kompetenz, geteilten Sinn mit den anderen beharrlich auszuhandeln.¹⁷ Unthematisiert bleiben bei Krapp-

¹³ Zur ausführlichen Kritik an Marcia und entsprechenden Weiterentwicklungen vgl. auch Côté, J.E. / C. Levine: A critical examination of the ego identity status paradigm. In: *Development Review*, San Diego 1988, S. 147-184; A. S. Waterman: Identity development from adolescence to adulthood: An extension of theory and a review of research. In: *Development Psychology* 18 (3) 1992, S. 341-358; W. Meeus: Toward a psychosocial analysis of adolescence identity: An evaluation of the Epigenetic Theory (Erikson) and the Identity-Status Model (Marcia). In: W. Meeus, M. de Goede, W. Kox und K. Hurrelmann (Hg.): *Adolescence, careers and culture*, Berlin 1992, S. 55-75.

¹⁴ Vgl. J.E. Marcia: Identity six year after: A follow-up study. In: *Journal of Youth and Adolescence* 5 (2) 1976, S. 145-160.

¹⁵ Vgl. L. Krappmann: *Soziologische Dimensionen der Identität*. Stuttgart 1969, S. 48 und S. 12.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 35 und S. 56.

¹⁷ Vgl. L. Krappmann: Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In: H. Keupp, R. Höfer (Hg.): *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt a.M. 1997, S. 79 ff.

mann dagegen Fragen der sozialen Ressourcen- oder gesellschaftlichen Machtverteilung, die ganz wesentlichen Einfluss auf die interaktiven Aushandlungsprozesse haben. Zentrale Kritikpunkte an den Identitätskonzeptionen der Moderne sind sicherlich die starke Orientierung auf die Ergebnisse der Identitätsentwicklung statt auf den Prozess der Konstruktion, verbunden mit einer einseitigen Ausrichtung an normativen Werten, welche männliche Normalbiographien als Grundlage haben. Zudem entsteht der Eindruck, dass die frühen Diskussionen, selbst bei Erikson, sehr viel ganzheitlicher orientiert waren, als es der Diskurs in den darauffolgenden Jahren nahe legt.

Als besonders hilfreich und relevant für diese Arbeit werden aus den vorgestellten Theoriemodellen folgende Annahmen weiterverfolgt:

- Die These, dass soziale Anerkennung als elementare Einflussgröße bei der Identitätskonstruktion angesehen werden muss und die Auswirkungen der Einschränkung auf wählbare sozial bedeutungsvolle Modelle, innerhalb derer Identitätskonstruktion vollzogen werden muss, um sozialer Ausgrenzung und Stigmatisierungen zu entgehen.
- Die These, dass der Exploration von Identitätsmodellen, dem Erprobungsstadium des Moratoriums und der Identitätsdiffusion, die unter veränderten sozialen Bedingungen statt als Scheitern, vielmehr als Anpassungsprozess und damit als Bewältigungsmanagement eines Individuums aufgefasst werden, eine große Bedeutung beizumessen ist.
- Die These, dass die Gestaltung des interaktiven Aushandelns von Anerkennung und geteiltem Sinn bei gleichzeitiger Autonomie und Selbstbehauptung der eigenen Bedürfnisse besonders wichtig für den Prozess der Identitätskonstruktion ist.

Beginnend mit der Auseinandersetzung mit soziostrukturellen Veränderungen Mitte der 80er wurden verstärkt Theorieansätze entwickelt, die einerseits den sich wandelnden postmodernen Lebenswelten Rechnung trugen und andererseits die oben genannten Kritikpunkte aufgreifen konnten? Weitgehende Einigkeit in den **postmodernen Ansätzen** besteht in der Diagnose postmoderner Lebenswelten, wonach der soziale Wandel gekennzeichnet ist von rasant zunehmender Individualisierung, Pluralisierung, Rationalisierung, Differenzierung, Globalisierung und einer grundlegenden Ökonomisierung. Strukturell gekoppelt ist der soziale Wandel an die Veränderung der Selbstverständnisse oder der Identitätsmuster von Subjekten. Während „moderne Identitätskonzepte“ an der Einheitlichkeit und dem Sich-Selbst-Gleich-Bleiben als primäre Bedingung für gelingende Identität festhalten und die Kriterien von Konsistenz und Kontinuität als formale Kompetenzen ansehen, welche in einer Entwicklungsabfolge zu erwerben sind, stellen „postmoderne Konzepte“ dies angesichts des sozialen Wandels in Frage. Sie proklamieren ganz oder teilweise die Abkehr von Einheit und Eindeutigkeit bzw.

suchen nach adäquateren Beschreibungen für Handlungsstrategien, mit denen Subjekte jenes Maß an Kontinuität und Konsistenz herstellen, welches für Sie und ihre soziale Umwelt angemessen und erforderlich erscheint.

Postmoderne Konzepte lassen sich offenbar danach unterscheiden, ob sie

1. primär nach Formen der Flexibilisierung des Identitätsverständnisses suchen und teilweise oder ganz eine Abkehr der Suche nach Einheitlichkeit proklamieren,
2. oder aber, ob sie fragen, welche Mechanismen und Kräfte unter postmodernen Bedingungen die Identität eines Subjektes bündeln und zusammenhalten, also bei aller Flexibilisierung, ein Mindestmaß an Kontinuität und Konsistenz herstellen.¹⁸

1.) Auf der Suche nach Erklärungsmustern für postmoderne Identitätskonstruktionen und Möglichkeiten der Flexibilisierung des Identitätsverständnisses schlägt beispielsweise **K.-J. Pazzini** in Abkehr zentralperspektivischer Modellvorstellungen die Erprobung einer Identitätskonzeption als Collage vor. In Ergänzung, so Pazzini, zur symbolischen Form der Zentralperspektive, die einen unseeligen Identitätsbegriff zur Folge hat, könne die Collage als Metapher für Wahrnehmungs-, Denk- und Lebensform genutzt werden. Ähnlich wie im Konzept der Patchwork-Identität von H. Keupp¹⁹, müssen Collagen nicht einheitlich sein, können heterogene Materialien unterschiedlicher Herkunft und Qualität enthalten und können sogar unterschiedliche Perspektiven verbinden.²⁰ Ganz ähnlich argumentiert auch **W. Welsch** in seinem Konzept des „pluralen Selbst“ für die Abkehr von Einheit und Eindeutigkeit in den postmodernen Identitätsvorstellungen.²¹

Auch **H. Bilden** richtet sich in ihren nach Flexibilisierung suchenden Ausführungen gegen „Identitätszwang“ und „Einheitssehnsucht“. Statt der unbedingten Einheit und Eindeutigkeit, die nur auf Kosten der Unterdrückung ungeliebter Seiten erfolgen könne, solle die Anerkennung der Vielfältigkeit der Person, statt Identität als Substanz und

¹⁸ Diese etwas grobe Unterscheidung lässt sich leider nicht ganz stringent durchhalten, da es einige Ansätze, wie den von Keupp oder Rommelspacher gibt, die sich mit beiden Fragekomplexen beschäftigen. Dennoch wird sie den LeserInnen den Überblick erleichtern.

¹⁹ Vgl. H. Keupp: Auf dem Weg zur Patchwork-Identität? In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 4/1988, S. 425-438.

²⁰ Vgl. K.-J. Pazzini: Ein bildlicher Zugang zum Identitätskonzept. In: M. Pluskwa (Hg.): Jugendarbeit und Identität. Loccumer Protokolle 58/85, Loccum 1986, S. 61-80.

²¹ W. Welsch: „Ich ist ein Anderer“. Auf dem Weg zum pluralen Subjekt? In: D. Reigber (Hg.): Frauen-Welten. Marketing in der postmodernen Gesellschaft – ein interdisziplinärer Forschungsansatz. Düsseldorf 1993, S. 282-317.

Festigkeit, solle besser die Beweglichkeit und der Prozess betont werden.²² In ihrem Konzept eines dynamischen Systems vielfältiger Teil-Selbste als einem Spektrum möglicher Individualitätsformen sieht Bilden eine Möglichkeit, auf die Pluralisierung der sozialen Kontexte und die Geschwindigkeit gesellschaftlicher Veränderungen zu reagieren, nicht im Sinne von Beliebigkeit, sondern als Voraussetzung für Handlungskompetenz in einer pluralen Gesellschaft. Wie viel Kohärenz und Kontinuität Individuen brauchen, ist dabei abhängig von ihren sozialen Ressourcen, biographischen Erfahrungen, Bedürfnissen und Fähigkeiten. Kontinuität und Kohärenz aktiv herzustellen, so Bilden, sei für den Einzelnen ein anstrengendes Unterfangen, störungsanfällig und krisenträchtig.²³

In ähnlichem Sinne wie auch H. Bilden, kritisieren **C. Gilligan** oder **E. Fox Keller**, zwei feministische Forscherinnen, die herrschende Vorstellung von Identitätsentwicklung, welche Einheit, Unabhängigkeit, Autonomie und Getrenntsein in den Vordergrund stellen. Da Subjekte sich als Systeme nur im Austausch mit ihrer Umwelt entwickeln und erhalten können, kann nur von relativer, temporärer Autonomie oder Einheit gesprochen werden. Dies erfordere eine dynamische, immer wieder zusammenbrechende Balance zwischen Autonomie und Verbundensein zwischen Subjekt und Umwelt und zwangsläufig die Dynamisierung des Identitätsbegriffes.²⁴

Einen zunehmenden Selbstthematisierungszwang bei gleichzeitiger Artikulationsnot als Folge des sozialen Wandels, welche das Subjekt in Bedrängnis bringen kann, konstatiert **H. Rosa**.²⁵ Als „Fluchtpunkt“ von permanent zunehmender Individualisierung und rasanter Beschleunigung entwickelt er ein Konzept situativer Identität. Entsprechend der Definition von Identität als der – teilweise reflektierten, teilweise in Handlungsvollzügen, in den Präferenzen und Distinktionen des „Habitus“ einfach gelebte – Antwort auf die Frage danach, wer man ist, skizziert H. Rosa eine Entwicklung postmoderner Gesellschaften, welche die Parameter der Identitätsfindung unklar und fließend werden lassen. Situative Identitäten verleihen Orientierungs- und Handlungsfähigkeit, weil sie sich von Kontext zu Kontext und Situation zu Situation verändern, während die Einheit des Selbst dagegen, so Rosa, vor allem durch ein „gleichsam prädikatisches Identitätsgefühl“ gewährleistet wird, welches möglicherweise auf ein vorsoziales

²² H. Bilden: Das Individuum – ein dynamisches System vielfältiger Teil-Selbste. Zur Pluralität in Individuum und Gesellschaft. In: H. Keupp / R. Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M. 1997, S. 227-250.

²³ Ebd., S. 246 ff.; H. Bilden / G. Geiger: Individualität, Identität und Geschlecht. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis 1988, S. 439-453.

²⁴ Vgl. C. Gilligan: Die andere Stimme. München 1982; E. Fox Keller: Liebe, Macht und Erkenntnis. München 1986.

²⁵ H. Rosa: Zwischen Selbstthematisierungszwang und Artikulationsnot? Situative Identität als Fluchtpunkt von Individualisierung und Beschleunigung. In: J. Straub / J. Renn: Transitorische Identität. Frankfurt a.M. 2002, S. 267-302.

„core-self“ zurückführbar ist.²⁶ Aus dem permanenten Zwang zur Selbstthematisierung, dem Zwang sich in jeder Hinsicht zu definieren und zu bestimmen, sich auszuloten und zwischen unendlich vielen Wahlmöglichkeiten zu entscheiden, folgert Rosa:

„Das Selbst konstituiert sich dabei aber, wohlgemerkt, nicht nur als Objekt, indem es sich durch Wahl und Reflexion bestimmt im Hinblick auf alle möglichen Identitätsdimensionen (Beruf, Religion, Familie, Wohnort, Hobbys etc.), sondern eben auch als nicht-thematisierte und unvermerkt anthropologisiertes oder ontologisiertes Subjekt, das als Akteur des Selbstbestimmungsprozesses, als ‘subject of choice’ und ‘Selbstarbeiter’ jenem vorangeht und vorausliegt. Es bildet in gewisser Weise eine historisch verfestigte ‘Tiefenidentität’, welche die Wahl einer ‘Oberflächenidentität’ im Sinne postmodernen Images und Masken erst zu einem sinnvollen, praktikablen und identitätsstiftenden Unterfangen machen kann, in dem das nur scheinbar prädikatlose ‘subject of choice’ situativ das Objekt-Selbst bestimmt.“²⁷

Dabei stellt Rosa fest, dass das Konzept der situativen Identität, auch wenn eine rudimentäre übersituationale Einheit und Kontinuität des Selbst gewährleistet ist, nicht nur Vorteile sondern auch Risiken und Gefahren birgt. Dies vor allem, weil die Fähigkeit innere Kontinuität zu schaffen, wenn gleichzeitig äußere Kontexte und Umwelten immer diskontinuierlicher werden, zu einer individuell zu lösenden Aufgabe der Subjekte wird und ganz zentral von deren Fähigkeiten und Ressourcen bestimmt wird.²⁸

Aus der enormen Pluralisierung der Gesellschaft leitet **A. Giddens** Anfang der 90er in seinem Konzept der „Self-Identity“ eine grundsätzliche Revidierbarkeit von identitätsrelevanten Entscheidungen ab, was zu einer Vielfalt von Wahlen führt, die das Individuum täglich trifft, die seinen „Lifestyle“ und damit letztendlich seine Identität prägen.²⁹ Sofern Individuen die inhaltlichen Entscheidungen über ihren Lebensstil – und damit die eigene Identität – ständig überarbeiten und revidieren, bedarf es aber auch Elemente, die Kontinuität und Konsistenz herstellen, welche Giddens in der narrativen Kompetenz und in „vorbewussten Habitualisierungen“ gegeben sieht, allerdings nur vage andeutet und nicht näher ausführt. Wie im Konzept von Giddens oder Rosa besonders deutlich wird, enthalten die Theorieansätze, welche Flexibilisierung und Abkehr von Einheitlichkeit fordern, eine Reihe sehr plausibler und aufgrund der sozialstrukturellen Gegebenheiten durchaus nachvollziehbarer Argumente. Eine deutliche Vergrößerung von Wahlmöglichkeiten, ein erhöhter Selbstthematisierungszwang, die Notwendigkeit situationsadäquat zu handeln und Identitätskonstruktionen situativ zu begreifen, kann nicht in Abrede gestellt werden. Gleichzeitig muss die Frage gestellt werden, was diese situativen Teil-Selbste, die einzelnen Collage-Elemente oder Patchwork-Teile, die situativen Identitäten etc. zusammenhält, verbindet, wodurch sich das Ganze situiert. Diese Frage bleibt in den vorgestellten Konzepten eher vage und nebulös.

²⁶ Vgl. ebd., S. 278 ff.

²⁷ Ebd., S. 281.

²⁸ Vgl. ebd., S. 297.

²⁹ A. Giddens: *Modernity and self-identity. Self and society in the Late Modern Age*. Stanford 1991.

2.) Zur zweiten Gruppe der Theorieansätze, die danach fragen, welche Mechanismen und Kräfte unter postmodernen Bedingungen die Identität eines Subjektes bündeln und zusammenhalten und damit trotz aller Flexibilisierung ein Mindestmaß an Kontinuität und Konsistenz herstellen, gehören die nachfolgenden Modelle:

Ergebnisse in empirischen Studien von **G. Nunner-Winkler** weisen beispielsweise darauf hin, dass einiges für die Identitätsrelevanz inhaltlicher wertbezogener Selbstbindungen spricht. Ihrer Ansicht nach gründet Identität in der autonom gewählten oder zumindest bejahten Bindung an Überzeugungen und Werte.³⁰ Nunner-Winkler sieht in der Fülle der in modernen Multioptionsgesellschaften eröffneten Wahlmöglichkeiten solange keinen Identität-in-Frage-stellenden Einfluss, wie zentrale Selbstbindungen nicht verraten werden müssen. Die basalen Prinzipien dieser autonomen Moral, die freiwillig und aus Einsicht befolgt werden, sind nach Nunner-Winkler so allgemein, dass sie Raum lassen für divergierende Handlungsentscheidungen und auch für individuelle und kulturelle Lernprozesse, die ihre Anwendung anleiten. Dies erlaubt ihrer Ansicht nach eine autonome, wertbezogene Selbstverankerung, die mit den soziostrukturellen Gegebenheiten von konkreten Rollenwidersprüchlichkeiten, dem raschen sozialen Wandel, der ständigen Erweiterung oder Erneuerung von Wissensbeständen und dem Erfordernis vielfältiger Lebensstilentscheidungen kompatibel ist.³¹ Diese Annahme von Nunner-Winkler impliziert, dass die Beschädigung des Selbst- und Identitätskonzeptes dann droht, wenn moralische und wertbezogene Selbstbindung verleugnet und verraten werden müssen. Eine Gefahr der sich FrauenLesben dann gegenübergestellt sehen, wenn rigide heterosexuelle Normierung und die Ausgrenzung und Stigmatisierung lesbischer Lebensweisen zu einem hohen individuellen Anpassungsdruck führen.

Einen weiteren postmodernen Theorieansatz legt **W. Kraus** Ende der 90er mit seinem Konzept zur Konstruktion narrativer Identität vor. Er geht davon aus, dass Sprache nicht etwa das Innenleben des Menschen nach außen transportiert, sondern dass sie es produziert. Weil wir in soziale Strukturen eingebunden sind, gibt es kein Nachdenken und –empfinden über uns selbst außerhalb der Sprache. Die Prozessziele der Kohärenz und Kontinuität in der Identitätsbildung werden demnach mit dem Mittel der Selbsterzählung erreicht.³² Erzählend, so Kraus, organisiert das Subjekt die Vielgestalt seines Erlebens in einen Verweisungszusammenhang, wobei die narrativen Strukturen keinesfalls bloße Eigenschöpfungen des Individuums sind, sondern vielmehr im sozialen

³⁰ G. Nunner-Winkler: Wandel in den Moralvorstellungen. Ein Generationenvergleich. In: W. Edelstein / G. Nunner-Winkler (Hg.): Moral im sozialen Kontext. Frankfurt a.M. 2000, S. 299-336; G. Nunner-Winkler: Identität und Moral. In: J. Straub / J. Renn: Transitorische Identität. Frankfurt a.M. 2002, S. 56-84.

³¹ Vgl. ebd., S. 79 ff.

³² Vgl. W. Kraus: Falsche Freunde. Radikale Pluralisierung und der Ansatz einer narrativen Identität. In: J. Straub, J. Renn (Hg.): Transitorische Identität. Frankfurt a.M. 2002, S. 159-186.

Kontext verankert und von ihm beeinflusst sind, so dass ihre Genese und ihre Veränderung in einem komplexen Prozess der Konstruktion sozialer Wirklichkeit stattfindet.³³

J. de Peuter erweitert dieses Konzept der narrativen Identität um die dialogische Perspektive. Die Erweiterung, so de Peuter, solle als Korrektiv dienen, gegen eine unkritische Theorie narrativer Identität, die zwar die Ideale der Kohärenz, Integration und Autonomie am Konzept des Containermodells von Identität kritisiert, sie aber über die Idee einer kohärenten Narration wieder einführt. Dabei gehe es nicht um die Abkehr von den Idealen der Autonomie, Kohärenz und Authentizität, sondern um ihre Rekonstruktion als situative, gemeinsame Produktion, die an der Grenze von Identität und Differenz definiert werden und sich im Kräftefeld von Synthese und Dispersion konstituieren.³⁴ Identität entsteht somit, wie auch S. Hall sagt, als eine Art unabgeschlossener Raum zwischen einer Reihe von Diskursen.³⁵ Diese Vorstellung von Identität benennt einen Ort, von dem aus das Individuum die vielfältigen und oft widersprüchlichen Facetten seines Selbst ausdrücken kann. Die Dynamik situationsbezogener Dialoge erfordert die Gleichbewertung von Synthese und Fragmentierung. Integration, Authentizität und Kohärenz werden verstanden als hoch kontingente Bewegungen, die den Kräften der Dispersion und Fragmentierung ebensoviel verdanken, wie der Synthese und der Integration.³⁶

Auch **H. Keupp** versteht die Identitätskonstruktion in seinem Konzept „alltägliche Identitätsarbeit“ als individuelle und aktiv auszuhandelnde Passungsleistung von Subjekt und Umwelt und fokussiert vor allem auf den Prozess der Identitätskonstruktion. In diesem werden seiner Ansicht nach Selbsterfahrungen in einer zeitlichen Perspektive geordnet, unter bestimmten lebensweltlichen Gesichtspunkten verbunden und es werden Verknüpfungen auf der Ebene von Ähnlichkeit und Unterschiedlichkeit hergestellt.³⁷ Der Prozess der Identitätsarbeit ist dabei sowohl auf die retrospektiv-reflexive Verarbeitung und Bewertung von Erfahrungen gerichtet, als auch auf die prospektiv-reflexive Herstellung und die aktive, zukunftsgerichtete Gestaltung von Selbstentwürfen. Identitätsarbeit ist dabei gleichzeitig ein Prozess des Aushandeln, d.h. ein komplexes Gefüge des Verknüpfens und des sich In-Beziehung-Setzen der inneren mit der äußeren Welt.

„Dabei handelt es sich keineswegs um eine einfache Dichotomie von Passung und Nicht-Passung, noch sucht das Subjekt in seiner Identitätsarbeit ein spannungsfreies Gleichgewicht. In vielen

³³ Vgl. W. Kraus: Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Herbolzheim 2000.

³⁴ Vgl. J. de Peuter: The dialogics of narrative identity. In: M. M. Bell u. M. Gardiner (Hg.): Bakhtin and the human sciences. London 1998, S. 30-48.

³⁵ S. Hall: Ethnicity: Identity and difference. In: Radical America 23, 1991, S. 9-20.

³⁶ Vgl. K.-K. Bhavnani, A. Phoenix: Shifting identities, shifting racisms: an introduction. In: dies. (Hg.): Shifting identities, shifting racisms: A feminism and psychology reader. London 1994, S. 5-18.

³⁷ Keupp u.a. 1999, S. 190.

Situationen kommt es keineswegs zu einheitlichen Selbstthematisierungen. [...] In der identitätsbezogenen Verarbeitung von Selbsterfahrungen bleiben damit stets auch differente Aspekte enthalten, und gerade sie bilden eine motivationale Spannung für neue Handlungen und Identitätswürfe. Ein zweites wichtiges Konflikt-(Spannungs-)Potential entsteht durch den Einbezug der Zukunftsperspektive. Auch hier kommt es identitätstheoretisch zu einer wichtigen Differenzierung. So kann der bislang geltende Standard durch neue Entwürfe/Projekte modifiziert werden, und das Passungsverhältnis wird in manchen Fällen gerade keines sein, wenn eine als zufrieden stellend erlebte Übereinstimmung zwischen neuen Erfahrungen und existierendem Standard durch das Fehlen einer Entwicklungsperspektive begleitet wird. Die Identitätsarbeit lebt auch von dem Spannungszustand zwischen dem, was man erreicht hat, und dem, was man noch erreichen möchte.“³⁸

In Bezug auf die Passung zwischen innerer und äußerer Welt wird von einer Dynamik der permanenten Aushandlung von Differenzen und nicht von einem spannungsfreien Balancezustand ausgegangen. Identitätsarbeit zielt, so Keupp, auf die Herstellung eines konfliktorientierten Spannungszustandes, bei dem es weder um Gleichgewicht und Widerspruchsfreiheit noch um Kongruenz geht, sondern um ein subjektiv aushaltbares Maß an Ambiguität und Herausgefordert-Sein. Hier geht es um das Gefühl, dass das jeweils gefundene Passungsverhältnis subjektiv stimmig ist. Der Aushandlungsprozess eines Subjektes mit seiner gesellschaftlichen Umwelt wird ganz entscheidend von den Ressourcen geprägt, die es bei seiner Identitätsarbeit zu mobilisieren und zu nützen vermag. Dabei sind nicht allein quasi ‘objektiv vorhandene Ressourcen’ relevant, sondern vielmehr das, was als vorhandene oder eben als fehlende Ressource wahrgenommen bzw. erschlossen und nutzbar gemacht werden kann. Neben materiellen und kulturellen haben vor allem soziale Ressourcen hierbei eine große Bedeutung.

Insbesondere das soziale Netzwerk eines Subjektes ist als wichtige Ressource anzusehen, denn die im Netzwerk versammelten Personen sichern nicht nur familiäre und freundschaftliche Unterstützung, sie bilden zugleich ein Modellportfolio an möglichen Identitätswürfen und -projekten. Sie enthalten Vorbilder und alternative Varianten biographischer Abläufe, in ihnen werden konkrete Identitätsprojekte umgesetzt und soziale Anerkennung als wesentliches konstituierendes Merkmal für den gesamten Identitätsprozess wird darin verhandelt. Zudem fungieren soziale Netzwerke in Orientierungskrisen als Rückhalt und emotionale Stütze.

„Gerade, wenn der Prozess der Identitätsbildung durch innere Spannungen oder äußere Umbrüche kritisch wird, ist es eine Frage [...] des sozialen Kapitals, über welche Möglichkeiten des ‘Krisenmanagements’ ein Subjekt verfügt, weil ihm in seinem Netzwerk entsprechende Unterstützung zuteil wird oder umgekehrt entsprechende Ressourcen (Liebe, Anerkennung, Zugehörigkeit) entzogen werden.“³⁹

³⁸ Keupp u.a.1999, S. 196-197.

³⁹ Keupp u.a.1999, S. 203.

Die Entstehung des Gefühls subjektiver Handlungsfähigkeit ist nach Ansicht von H. Keupp untrennbar verwoben mit dem Außenverhältnis, der Beziehung zur Welt, zu anderen, also dem, was man als gesellschaftlich definierten Spielraum objektiver (äußerer) Handlungsfähigkeit erfährt. Es geht um die in einer Gesellschaft existierenden Normen und Werte, mit Hilfe derer festgelegt wird, innerhalb welcher Grenzen das Verhalten von Personen als erwartbar und normal gilt. Die äußere Handlungsfähigkeit einer Person bzw. die identitätsbezogene Möglichkeit, darüber zu reflektieren, ist dann in Gefahr, wenn explizite wie auch implizit geltende Grenzen der Erwartbarkeit und Normalität überschritten werden und in einer Gesellschaft die dafür bestimmten Institutionen (beispielsweise Polizei, Psychiatrie, Schule ...) beginnen, die Handlungsfähigkeit eines Subjektes einzuschränken. Nachdem allerdings unklar bleibt und auch kommunikativ selten deutlich geäußert wird, wo die Grenzen des 'normalerweise Akzeptablen' liegen, wird das Gefühl des Scheiterns nach innen verlagert, was die Unterscheidung zwischen innerem und äußerem Scheitern erschwert. Ein Mechanismus der für frauenliebende Frauen von besonderer Tragweite sein dürfte. Wenn die gleichgeschlechtliche Lebensweise per se die Grenze des 'normalerweise Akzeptablen' verletzt, werden zwangsläufig die äußere Handlungsfähigkeit von Frauen bzw. ihre identitätsbezogenen Möglichkeiten eingeschränkt. Da dies selten offen kommuniziert oder ausgesagt wird, besteht die Gefahr, dass das Gefühl des Scheiterns nach innen verlagert wird und als individuelles Versagen gedeutet wird. In den Erzählungen der Frauen werden sich also zwangsläufig Hinweise auf beschädigte Selbstwertgefühle und Gefühle des selbstverursachten (oder aus eigener Kraft verhinderbaren) Scheiterns finden, sollte es zutreffen, dass es Hinweise in den Erzählungen gibt, welche bestätigen, dass Lesbischsein (noch) nicht zu den allseits 'normalerweise akzeptablen' Lebensformen gehört.

Nachdem die Identitätsfrage auch unter postmodernen Bedingungen nicht von der Anerkennungsfrage zu trennen ist, wenden sich einige IdentitätsforscherInnen insbesondere der Frage zu, welche sozialen Anerkennungsformen aus heutiger Sicht relevant sind und welchen Zusammenhang es zwischen sozialer Anerkennung und gesellschaftlichen Machtverhältnissen es gibt. Die Chance von Identität entscheidet sich nach Ansicht von **S. Anselm** an der Fähigkeit, Identifizierung und Selbstbehauptung, die beiden fundamentalen Modi für die Entstehung eines individuellen Subjekts, in Einklang zu bringen.⁴⁰

„Die Fähigkeit, sich behaupten zu können, geht aus einem langen Lernprozess hervor, und das Selbst, um dessentwillen sich das Ich behauptet, ist der Niederschlag einer Kette von Identifizierungen. Zwischen der Identifizierung und der Selbstbehauptung besteht also im Idealfall eine produktive Spannung. Immer wieder muss das Subjekt sich etwas identifikatorisch aneignen, was es selbst nicht ist, aber zur eigenen Entfaltung, also zur Selbstentfaltung, braucht. Und gerade inner-

⁴⁰ S. Anselm: Identifizierung und Selbstbehauptung. Überlegungen zu einer aktuellen Dimension des Anerkennungskonflikts. In: H. Keupp / R. Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M. 1997, S. 135-148.

halb der nie aufhörenden Identifikationsprozesse bedarf es der Selbstbehauptung, um den Verlockungen der Unterwerfung ebenso zu widerstehen, wie dem schleichenden Selbstverlust durch die Identifizierung mit Macht.“⁴¹

Anselm sieht allerdings die Identifizierung, die aufgrund der stabilen Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen und kollektiver Verbindlichkeit auch soziale Anerkennung garantiert, durch die radikale Individualisierung in Gefahr gebracht. Dies könne in einer Hybris der Selbstbehauptung, die sich völlig von dem Spiel des gegenseitigen Anerkennens verabschiedet und/oder in dem Verzicht auf jede Selbstbehauptung durch Unterwerfung und Beschwörung einer „transzendenten Macht“ enden.⁴² Nur eine spielerische, reflexive Distanz zu einer überbordenden Selbstbehauptung und zu Ersatz-Identifizierungen könne das Subjekt gleichermaßen vor Selbstverlust und vor dem Verlust des anderen bewahren.

Ebenfalls mit den Einflüssen gesellschaftlicher Machtverhältnisse auf alle Aspekte des sozialen Lebens und damit die Identitätsbildung beschäftigt sich **B. Rommelspacher**.⁴³ Sie macht deutlich, dass sich Ausgrenzung und Unterdrückung nicht nur in der Verweigerung von Rechten, sondern ebenso in den gesellschaftlichen Symbolen und Praktiken, den alltäglichen Dominanz- und Herrschaftsverhältnissen äußert. Minderheitengruppen werden, so Rommelspacher, von Mehrheitsgesellschaften zugunsten eigener Selbstinszenierungen funktionalisiert. Die soziale und kulturelle Dominanz macht dabei nicht halt an der Grenze des Subjektes, sondern prägt dessen Selbstverständnis von Grund auf, und zwar auf Seiten der Diskriminierten wie auch der Dominanten.⁴⁴

„Im Zuge der Emanzipationsbewegung und der sogenannten ‘Identity Politics’ versuchten die Angehörigen verschiedener diskriminierter Gruppen zunächst einmal die eigenen Identität wiederzugewinnen. Denn zunächst mussten sie die Fremdzuschreibungen in Frage stellen, um dann zu versuchen, auch die Grenzziehung zwischen den kulturellen Zonen aufzubrechen.“⁴⁵

Die Zugehörigkeit zu einer Minderheitengruppe zu akzeptieren und offensiv zu vertreten, wenn dies eine sozial missachtete Gruppe ist, ist alles andere als einfach. Es ist insbesondere davon auszugehen, dass, je mehr kollektive Diskriminierung auch in der eigenen Biographie entdeckt wird, desto mehr eine Identifikation mit dem Kollektiv notwendig wird, um die individuelle Selbstachtung zu wahren. Dabei entsteht ein Dilemma: Je stärker ein positives Selbstbewusstsein vorhanden ist, desto deutlicher

⁴¹ Ebd., S. 140.

⁴² Vgl. ebd., S. 144 ff.

⁴³ Ihre Ausführung gründet Rommelspacher auf empirische Untersuchungen sowohl des Geschlechterverhältnisses als auch auf das Verhältnis schwarzer und weißer AmerikanerInnen. Vgl. B. Rommelspacher: Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. In: H. Keupp / R. Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M. 1997, S. 251-269.

⁴⁴ Vgl. dazu auch die bereits 1963 veröffentlichten Ausführungen von E. Goffman: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a.M. [9. Aufl.] 1990.

⁴⁵ Ebd., S. 257.

wahrnehmbar wird die Diskriminierung oder „relative Deprivation“.⁴⁶ Dem Dilemma zwischen individueller Selbstentwertung und Diskriminierung als Gruppenmitglied ist nach Ansicht von Rommelspacher am ehesten durch die Schaffung eigener Kulturen entgegenzuarbeiten, denn eine positive Identität bedarf einer community, die sie unterstützt.⁴⁷

„Die Akzeptanz einer eigenen Identität und deren Verortung in der Gegenkultur führt allerdings dann auch zu neuen Ansprüchen, nämlich auch tatsächlich in der eigenen Lebensweise, im Umgang mit den anderen, in der Sprache, in der Kleidung, in der Art zu wohnen oder die Ferien zu verbringen etc., also im ganzen Verhalten die eigene soziale Identität korrekt zum Ausdruck zu bringen. [...] Der Aufbau eigener Kulturen führt zu einer immer stärkeren Homogenisierung nach innen und einer Distanzierung nach außen.“⁴⁸

Werden Individuen aber als konsequent einzigartig begriffen, als sehr heterogenes und nicht als homogenes Mitglied einer Minderheitengruppe, dann zieht dies nicht nur die Differenzierung zwischen den Gruppen, sondern auch eine Differenzierung des Selbstverständnisses jedes einzelnen Mitglieds nach sich. Der Wiedergewinn der „verweiger-ten“ kollektiven Identität war und ist für Mitglieder von Minderheitengruppen also ein schwieriges Unterfangen. Kaum gefunden, entschwinden sie sogleich wieder. Im englischen Sprachgebrauch wurde versucht, diesen Zu- und Umstand mit dem Begriff der „Shifting Identities“ zu erfassen.⁴⁹ Das Aushandeln von Identität und realen Machtpositionen wird auch deshalb erheblich erschwert, weil das Gegenüber schwer erfassbar ist. Der verweigerten Identität auf seiten der Diskriminierten, so Rommelspacher, steht auf seiten der Dominanten eine verleugnete Identität gegenüber. Angehörige dominanter Gruppen stehen unter dem Zwang, die Überlegenheit der herrschenden Werte in ihrer Lebensweise zum Ausdruck zu bringen und zu beweisen, dass ihnen zu Recht ein privilegierter Status zusteht.

„Das eigene Selbstverständnis ist auch entscheidend davon geprägt, welche Position der/die einzelne innerhalb der Machtverhältnisse einnimmt. Machtlosigkeit drückt sich auch in Selbstverlust aus, in der Verweigerung einer eigenen Identität, die die eigenen Erfahrungen und Lebenszusammenhänge adäquat widerzuspiegeln vermag. Stattdessen wird den Angehörigen diskriminierter Minderheiten eine Identifikation mit Klischees und Rollenvorgaben angeboten, die den Interessen der Dominanten entsprechen. In diesem Sinne ist die Verweigerung von Identität ein Merkmal kultureller Dominanz. Die Projektion eigener Wünsche und Ängste auf die Schwächeren stellt wiederum den Dominanten den Blick auf sich selbst. Diese Selbsttäuschungen veranlassen sie nun umso mehr, an ihre eigene Überlegenheit zu glauben und sie den anderen gegenüber zu

⁴⁶ Vgl. dazu R. Brown: Beziehungen zwischen Gruppen. In: W. Stroebe u.a. (Hg.): Sozialpsychologie. Berlin 1990, S. 400-431.

⁴⁷ Vgl. S. Phelan: Identity Politics. Lesbian Feminism and the Limits of Community. Philadelphia 1989.

⁴⁸ R. Rommelspacher: Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. In: H. Keupp / R. Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M. 1997, S. 259.

⁴⁹ Vgl. K.-K. Bhavanani / A. Phoenix (Hg.): Shifting Identities – Shifting Racisms. A Feminism & Psychology Reader. London 1994.

verteidigen. Dies vor allem, indem sie beweisen, wie wenig diese anderen den von ihnen gesetzten Normvorgaben entsprechen. Fremdstereotypisierung geht Hand in Hand mit Selbststereotypisierung, in der auch die Zwänge formuliert werden, die zur Legitimation von Herrschaft notwendig sind.“⁵⁰

Dabei werden rechtliche Beschränkungen angesichts der Prägkraft kultureller Dominanz oft nahezu zweitrangig. Dort wo rechtliche Diskriminierungen weitgehend aufgehoben sind, tritt die Bedeutung der kulturellen Dominanz erst richtig hervor. Diese schwer greifbaren und doch überall präsenten Wirkmechanismen generieren ein Dilemma: Sie rufen bei denen, deren Position in Frage gestellt wird, eine diffuse Verunsicherung hervor, die gegenüber Vertretern der Minderheitengruppe ausagiert werden. Aus Sicht der Diskriminierten ist die Verunsicherung auch Zeichen ihrer Stärke, da es ihnen gelungen ist, starre Positionen in Frage zu stellen. Gleichzeitig bekommen sie die Reaktion auf diese Verunsicherung in voller Härte wieder zu spüren.⁵¹ Die Ausführungen zeigen, dass die in hohem Maß identitätsrelevante, individuelle Aushandlung sozialer Anerkennung wechselseitig verbunden ist mit kollektiven Anerkennungsprozessen, welche wiederum von den kulturellen Dominanz- und Machtverhältnissen bestimmt werden. Das postmoderne „anything-goes“ findet seine Grenzen demnach sowohl in den sozialstrukturell bedingten unterschiedlich verteilten Zugangsmöglichkeiten zu Ressourcen als auch in den vorherrschenden gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen.

Aus den vorgestellten modernen und postmodernen Identitätskonzeptionen lässt sich beim bisherigen Stand der Forschung m.E. als Fazit folgendes Verständnis von Identität skizzieren:

Identität lässt sich als ein subjektiver Konstruktionsprozess verstehen, indem Individuen eine Passung von innerer und äußerer Welt herstellen. Diese Annahme impliziert, dass das Selbstverständnis von Personen ständig wechselseitig verbunden ist mit Veränderungen der äußeren Lebenswelt. Ich erlebe und verstehe mich nicht nur in den Augen der Anderen, zudem verändern geänderte soziale, ökonomische und/oder gesellschaftspolitische Umwelten meine äußere Lebenswelt und damit Elemente meines Passungsprozesses, was wiederum zur Änderung meines Selbstverständnisses führen kann, aber nicht muss. Identität, verstanden als Selbstverständnis der Individuen im Sinne eines Ensembles ihrer Selbstthematizierungen, zeigt sich darin, wie Subjekte sich selbst definieren und wie die Beziehung zu sich selbst organisiert ist. Sie wird narrativ kons-

⁵⁰ B. Rommelspacher: Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. In: H. Keupp / R. Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M. 1997, S. 266-267.

⁵¹ B. Rommelspacher: Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. In: H. Keupp / R. Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M. 1997, S. 268.

truiert, ist situativ und wird interaktiv ausgehandelt. Kohärenz und Kontinuität wird vor allem durch die aktive Narrationsarbeit, die biographische Synthese von Selbstzuschreibungen, das aktive Binden an moralische Wertorientierungen sowie die aktive Gestaltung sozialer Netzwerke und eine zumindest temporär, konstante Zugehörigkeit zu sozialen Subgruppen hergestellt. Eine besonders große Rolle im interaktiven Aus handlungsprozess der Identitätsarbeit spielt die wechselseitige soziale Anerkennung von Identitätsentwürfen und -konzepten durch relevante Andere.

Beschädigungen der personalen Identität und das mögliche Scheitern von Identitätsentwürfen sind dort zu erwarten, wo die subjektive Passung von inneren Bedürfnissen und äußeren Lebensverhältnissen erschwert bzw. verunmöglicht wird, beispielsweise aufgrund eines fehlenden Zugangs zu sozialen und materiellen Ressourcen oder durch gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse, welche nachhaltige soziale Ablehnung, Stigmatisierungen und Ausgrenzung durch die soziale Umgebung begründen.

II.1.2. Lesbische bzw. lesbisch-schwule Theoriewelten

Parallel zur dargestellten Entwicklung allgemeiner Identitätstheorien haben WissenschaftlerInnen einen spezifischen Diskurs zu Fragen der Konstruktion lesbischer bzw. schwuler Identitäten und den Auswirkungen sozialer Ausgrenzung auf das Selbstverständnis von Lesben und Schwulen begonnen. Aufgrund des Einflusses allgemeiner Theoriebildung verwundert es nicht, dass sich auch innerhalb des spezifisch lesbischen bzw. lesbisch-schwulen Theoriediskurses eine ganz ähnliche Entwicklung von modernen hin zu postmodernen Identitätskonzeptionen vollzogen hat.

- 1) Zu Beginn des Diskurses überwiegen Modelle, welche in einem Stufen- oder Statusmodell zu erklären versuchen, wie eine lesbische oder homosexuelle Identität entwickelt werden kann.
- 2) Später nimmt die Orientierung an postmodernen lebensweltlichen Bedingungen der Flexibilisierung und Pluralisierung einen deutlichen Einfluss auf Vorstellung zur lesbischen bzw. lesbisch-schwulen Identitätskonstruktion. Auswirkungen gesellschaftlicher Machtverhältnisse und die Grenzen des postmodernen „anything-goes“ werden thematisiert.

1.) Aufgrund der dargestellten Entwicklung des allgemeinen Theoriediskurses, ist nachvollziehbar, dass die lesbischen bzw. lesbisch-schwulen Theoriekonzepte der 70er und 80er Jahre, in denen Modelle der Identitätsentwicklung vorgelegt wurden, die dar-

auf beruhen, dass die homosexuelle Person verschiedene Phasen durchläuft⁵², sehr große Ähnlichkeit mit den Stufen- und Statusmodellen von Erikson und Marcia haben.

So hat **V. Cass** 1979 das wohl inzwischen bekannteste Phasenmodell zur Entstehung einer homosexuellen Identität entwickelt.⁵³ Es beruht auf den Annahmen, dass Identität im Rahmen eines Entwicklungsprozesses erworben wird und dass der Ursprung von Stabilität bzw. Veränderung von Verhalten in dem Interaktionsprozess zwischen Individuum und Umgebung liegt. Das Fortschreiten in jede nächste Entwicklungsphase ist deutlich von der sozialen Umgebung abhängig und in jeder Phase, so V. Cass, kann es zu einer „Identitätsblockade“ kommen, die eine weitere Entwicklung verhindert.

Die einzelnen Phasen grenzt sie wie folgt voneinander ab:

1. Identitätsverwirrung – Diese Phase ist gekennzeichnet durch die Erkenntnis, dass Homosexualität für die eigenen Gefühle und das eigene Verhalten irgendeine Bedeutung hat. Das Individuum gelangt zu einer Selbstdefinition, die potentiell homosexuell ist, wobei Cass drei mögliche Umgangsweisen unterscheidet. Die homosexuelle Neigung kann erstens als richtig und akzeptabel betrachtet werden, was direkt zur nächsten Phase führt. Zweitens kann von anderen die Neigung zwar als richtig aber nicht als akzeptabel aufgefasst werden. Mögliche Reaktionen können dann die Unterdrückung von Verhaltensweisen oder die Verweigerung der Aufnahme von homosexuellen Informationen sein, was zu einer Identitätsblockade führt, weil das Selbstbild als potentiell homosexuell abgelehnt wird. Eine dritte Möglichkeit besteht darin, dass das Individuum die Bedeutung seines Verhaltens und seiner Gefühle weder als korrekt noch als akzeptabel betrachtet und das eigene Verhalten als nicht-homosexuell umdeutet. Auch hier kommt es zur Identitätsblockade.
2. Identitätsvergleich – In dieser Phase verstärkt sich der Glaube daran, homosexuell sein zu können. Es entsteht ein Gefühl der Nichtzugehörigkeit, Richtlinien, Ideale und Zukunftserwartungen, die mit einer heterosexuellen Identität verbunden sind, verlieren ihre Bedeutung und sind zu diesem Zeitpunkt noch nicht durch andere ersetzt. Auch hier kann es zu unterschiedlichen Reaktionen kommen. Individuen können auf die Vorstellung homosexuell zu sein positiv reagieren und müssen lediglich mit den Folgen ihres Andersseins kämpfen. Um diese zu bewältigen werden häufig Verhaltensweisen entwickelt, die nicht direkt zur Erkennung als nicht-heterosexuell führen. Eine andere Möglichkeit besteht darin, dass ein homosexuelles Selbstbild verneint wird, ein auf das gleiche Geschlecht gerichtetes Verhalten aber dennoch praktiziert wird. Eine dritte Variante besteht darin die eigene Neigung als homosexuell anzuerkennen, das konkrete Verhalten aber ändern zu wollen. Sowohl das homosexuelle Selbstbild als auch konkretes homosexuelles Verhalten wird in der vierten Reaktionsweise abgelehnt. Vor allem bei dieser vierten Reaktionsform findet laut Cass eine Identitätsblockierung statt, die mit einem extremen Gefühl des Selbsthasses verbunden ist.

⁵² Das Konstrukt der lesbischen, schwulen bzw. homosexuellen Identität wurde dabei sehr unterschiedlich aufgefasst. So, wie der Begriff verwendet wird, hat er unterschiedliche Bedeutungsebenen, u.a. die Innenperspektive, sich selbst als eine homosexuelle Person zu definieren und ein Selbstgefühl bzw. Selbstbild als Homosexuelle zu entwickeln sowie die Außenperspektive, der Art und Weise wie eine homosexuelle Person ist und das konsistente Verhalten hinsichtlich homosexuell bezogener Aktivitäten. Vgl. dazu auch: K.L. Falco: Lesbische Frauen. Lebenswelt, Beziehungen, Psychotherapie. Mainz 1993, S. 119 ff.

⁵³ V.C. Cass: Homosexual identity formation : A theoretical model. Journal of Homosexuality 4(3) 1979, S. 219-235.

3. Identitätstoleranz – In dieser Phase ist das Individuum zu dem Schluss gekommen, dass es sehr wahrscheinlich homosexuell ist. Der Kontakt zu anderen Homosexuellen wird als wichtige Strategie zur Überwindung von Isolierung und Entfremdung angesehen. Allerdings wird die eigene homosexuelle Identität eher toleriert als akzeptiert. Dem Gefühl nicht zur heterosexuellen Mehrheit zu gehören wird mit dem Akzeptanzsuchen unter Gleichgesinnten begegnet. In dieser Phase ist die Qualität des Kontaktes zu anderen Schwulen und Lesben von entscheidender Bedeutung. Diejenigen, die ihre neue Identität als wünschenswert wahrnehmen, können im Kontakt zu anderen eher positive Erfahrungen und Vorbilder für den Umgang mit einer homosexuellen Identität sammeln als Individuen, die ihre Neigung als eher unerwünscht betrachten. Wird aufgrund negativer Erfahrungen der Kontakt zu anderen Homosexuellen vermieden und damit homosexuelles Verhalten unterdrückt, steigt das Risiko einer Identitätsblockade.
4. Identitätsakzeptanz – Hier wird die eigene homosexuelle Identität akzeptiert, die Präferenz eines homosexuellen sozialen Umfeldes wird entdeckt und die Arten von Gruppen innerhalb der Subkultur, die kontaktiert werden, haben eine bedeutende Auswirkung auf den weiteren Entwicklungsverlauf. Die Person kann die Bewältigung ihrer Identitätsentwicklung dadurch fortsetzen, dass der Kontakt zu Heterosexuellen minimiert wird oder dass die eigene Homosexualität selektiv veröffentlicht wird. In Bezug auf die Diskrepanz in manchen Situationen akzeptiert zu sein und in anderen nicht, muss eine Umgangsform entwickelt werden.
5. Identitätsstolz – In dieser Phase merkt das Individuum, dass es die Diskrepanz zwischen der Selbstakzeptanz und der Ablehnung durch die Gesellschaft dadurch bewältigen kann, dass es Homosexuelle positiver bewertet als Heterosexuelle. Das Individuum akzeptiert nicht nur die eigene homosexuelle Identität, sondern präferiert sie und pflegt intensiven Kontakt zur Szene. Da sich das Individuum viel weniger darum kümmert, wie es von Heterosexuellen wahrgenommen wird, entwickelt sich die Offenbarung zur Bewältigungsstrategie. Negative Erfahrungen können wiederum zur Identitätsblockade führen, während positive Erfahrungen mit der heterosexuellen Umwelt zur letzten Phase führen.
6. Identitätssynthese – In dieser Phase stellt das Individuum fest, dass es von manchen Heterosexuellen akzeptiert wird, so dass es möglich ist, die homosexuelle Identität mit allen anderen Aspekten des Selbst zu integrieren. Mit diesem Bewusstsein kann der Prozess der homosexuellen Identitätsbildung nach Ansicht von V. Cass als abgeschlossen betrachtet werden.

Kritikpunkte am Entwicklungsmodell von V. Cass beziehen sich auf die lineare Abfolge von aufsteigenden Stufen, die normativ gesetzten, zu erreichenden Entwicklungsergebnisse, durch welche definiert wird, was lesbische Identität ist und wann sie gelungen ist, sowie auf die Annahme, Identitätsbildung abschließen zu können. Nichtsdestotrotz erscheinen einige Elemente des Cass-Modells auch aus heutiger Perspektive noch bedeutsam zu sein. So ist die Frage der sozialen Anerkennung durch relevante Andere insbesondere für FrauenLesben sehr eng verwoben, mit der Frage nach dem individuellen Verhältnisses zwischen ihnen und ihren unterstützenden sozialen Netzwerken innerhalb und außerhalb der Subkultur. Auch die Entwicklung von Umgangsformen in Bezug auf die Diskrepanz, in manchen Situationen akzeptiert zu sein und in anderen nicht, ist aus heutiger Perspektive für lesbische Frauen solange von identitätsrelevanter Bedeutung, wie unterstellt wird, dass diese Diskrepanz (noch) existiert.

Insbesondere mit dem Prozess des Coming out, als einer zentralen identitätsprägenden Zeit, beschäftigt sich **L.A. Lewis**. Auch ihr 1984 vorgelegtes Modell beruht auf der Annahme, dass die Integration der lesbischen Identität von der Bewältigung von Aufgaben in früheren Entwicklungsphasen abhängt. Dabei postuliert sie, dass Individuen, die über eine „integrierte Identität“ verfügen, weder statisch, unveränderbar oder gleich bleibend seien, sondern vielmehr aufgrund ihres integrierten Selbstbildes auf Veränderungen der sozialen Umwelt flexibel reagieren können.⁵⁴ Lewis unterscheidet folgende fünf Phasen:

1. Anderssein – In diesem Stadium erkennen Frauen, dass ihre Gefühle sich von der Norm unterscheiden und dass sie irgendwie anders sind. Es ist möglich, dass dieses Gefühl artikuliert werden kann oder aber bis zum Jugend- oder Erwachsenenalter unterhalb der Schwelle des Bewusstseins bleibt.
2. Dissonanz – In dieser Zeit wird den Frauen nach Lewis bewusst, dass ihre Gefühle für Frauen stärker sind als für Männer. Schamgefühl, Angst, Verleugnung, Verdrängung oder Ambivalenz sowie ausgeprägte Dissonanzen sind die Folge, da sich der Konflikt zwischen der heterosexuellen Sozialisation und der gleichgeschlechtlichen Neigung offenbart und manifestiert.
3. Beziehungen – Im nächsten Schritt folgt eine Phase der sexuellen Erkundung und des Experimentierens. Wenn soziale Unterstützung oder Vorbilder für die Partnersuche und Beziehungsgestaltung fehlen, können erste Beziehungen sehr stürmisch und ambivalent verlaufen.
4. Stabile lesbische Identität – Auf dieser Stufe wird ein Großteil der Dissonanz und Angst durch Selbstakzeptanz aufgelöst. Häufig, so Lewis, baut sich die Frau eine „selbst gewählte Familie“ aus akzeptierenden Freunden und Freundinnen als Ersatz für wenig akzeptierende Herkunftsfamilien auf und geht dauerhafte Beziehungen ein.
5. Integration – In dieser Phase wird die lesbische Neigung positiv konotiert und als ein einzelner Aspekt des Lebens betrachtet. Die soziale Ablehnung wird nicht als individuell verschuldet wahrgenommen, sondern als gesellschaftliche Diskriminierung. Da diese Phase keinen unveränderlichen Endzustand darstellt, kann der Zusammenbruch einer Beziehung oder die Veränderung des Umfeldes von einer unterstützenden zu einer weniger unterstützenden Umgebung eine Frau in die Experimentierphase zurückwerfen.

Die Modelle von Cass und Lewis fokussieren sehr stark auf die Ergebnisse von Entwicklungsstufen, die aufgrund der Abfolge in hohem Masse eine lineare Abfolge suggerieren. Im Gegensatz dazu verweisen andere WissenschaftlerInnen, wie z.B. B. Ponse oder P. E. Elliott darauf, dass die Entwicklung einer lesbischen Identität von ganz unterschiedlichen Punkten aus beginnen und dementsprechend auch unterschiedlich verlaufen kann.⁵⁵

⁵⁴ L.A. Lewis: The coming out process for lesbians: Integrating a stable identity. Social Work 1984, S. 464-469. Vgl. dazu auch: E. Coleman: Development stages of the coming out process. In: J.C. Gonsiorek (Ed.): Homosexuality and Psychotherapy. New York 1982, S. 31-43.

⁵⁵ Vgl. B. Ponse: Identities in the lesbian world. Wertport 1978, P.E. Elliot: Theorey and research on lesbian identity formation. International Journal of Women's Studies 8 (1) 1985, S. 64-71.

P.E. Elliot beschreibt diese Punkte folgendermaßen:

1. das subjektive Gefühl des Anderssein, das als eine sexuell-emotionale Anziehung zu Personen des gleichen Geschlechts interpretiert wird,
2. die Erkenntnis der „lesbischen Bedeutung“ dieser Art von Gefühlen,
3. die Akzeptanz solcher Gefühle sowie ihrer Implikationen für die Identität,
4. die Suche nach einer Gemeinschaft von ähnlichen Personen und
5. das Engagement in einer sexuell-emotionalen Beziehung.

B. Ponse nennt diese fünf Ereignisse die „homosexuelle Laufbahn“. Zwar können ihre Sequenzen sich von Person zu Person unterscheiden, aber die ersten drei Elemente werden als primäre Ereignisse angesehen. Unterstellt wird, dass alle Elemente sich ohne Rücksicht auf Ausgangspunkt und Reihenfolge im Laufe der Zeit entwickeln. Wenn auch zirkulärer als die linearen Entwicklungsmodelle von Cass und Lewis, so setzen doch auch Elliot und Ponse auf ein Entwicklungskonzept, an dessen Ende die „integrierte lesbische Identität“ als Gegenkonzept zur heterosexuellen Identität steht.

Eine interaktionistische Alternative zu den Phasen- und Laufbahnmodellen entwickelt **J. Gramick** 1984.⁵⁶ Sie geht davon aus, dass lesbische Identität durch wechselseitige Interaktionen zwischen Individuum und Umwelt im Laufe der Zeit entwickelt wird. Erste Anzeichen wie Gefühle, Interessen, gleichgeschlechtliche Anziehung und Umgang mit anderen Frauen, werden fortlaufend interpretiert, umgedeutet, neu bewertet und anders akzentuiert. Erst durch die soziale Interaktion der Frauen mit Anderen entstehen homosexuelle Bedeutungen, welche gleichzeitig identitätsstiftende Bedeutung haben. Ihre Annahmen überprüfte Gramick mit Hilfe einer Studie, bei der 97 lesbische Frauen befragt wurden und in der sie die Wichtigkeit einiger Ereignisse für die Identitätsentwicklung untersuchte:

- Das Gefühl anders zu sein;
- die kognitive Bewusstheit der lesbischen Neigung;
- das Kennen lernen anderer lesbischer Frauen;
- die emotionale Anziehung durch eine Frau;
- die körperliche/sexuelle Anziehung durch eine Frau;
- körperlicher Kontakt mit einer Frau und schließlich
- die Gründung einer lesbischen Beziehung.

⁵⁶ Vgl. J. Gramick: Developing a lesbian identity. In: T. Darty / S. Potter (Hg.): Women-identified woman. Palo Alto 1984, S. 31-44.

Zwei dieser Ereignisse, die in keiner festen Reihenfolge auftraten, haben die stärkste Auswirkung darauf, dass sich eine Frau als lesbisch bezeichnet: der körperliche/sexuelle Kontakt und die Gründung einer Beziehung. Das Eingeständnis der lesbischen Orientierung und die Entwicklung einer lesbischen Identität sind demnach in entscheidendem Maße von den sozialen Interaktionen bzw. den individuellen und sozialen Rahmenbedingungen, welche diese sozialen Interaktionen ermöglichen bzw. verunmöglichen, abhängig.

Neben der Entwicklung von spezifischen Identitätsmodellen beschäftigten sich WissenschaftlerInnen insbesondere mit den Auswirkungen sozialer Diskriminierung und Stigmatisierung auf das Selbstverständnis und die Identitätskonstruktionen. Speziell mit Bewältigungs- und Copingstrategien, welche lesbische Frauen, wie andere Minderheitengruppen auch⁵⁷, im Umgang mit ihrer als „anders“ geltenden Identität entwickeln, beschäftigt sich beispielsweise **C. de Monteflores**.⁵⁸ Sie beschreibt vier häufig eingesetzte Bewältigungsstrategien:

1. Assimilation – Die wichtigste Technik bei der Assimilation ist, so zu tun, als ob man zur dominanten Gruppe gehöre. Assimilation unterstützt zwar die Verbesserung externaler Fertigkeiten (Kleidung, Sprache und Umgangsformen der dominanten Kultur), kann aber auch zu einem tiefgreifenden Gefühl des Selbstverrats führen, da sich die Person von den Werten der eigenen Subkultur distanziert.
2. Konfrontation – Konfrontation findet statt, wenn man akzeptiert, anders zu sein als die dominante Gruppe indem man zunächst für sich selbst und dann für andere sichtbar wird. Die Haupttechnik der Konfrontation ist das Coming out.
3. Ghettoisierung – Aus eigener Entscheidung oder aufgrund der Umstände verbringen viele Individuen einen bedeutenden Teil ihres Lebens innerhalb der geographischen oder psychologischen Grenzen ihrer Subkultur. Diese Personen erwerben Glaubwürdigkeit und genießen den Schutz innerhalb der Gruppe und versuche alles mögliche, um das Eindringen anderer Daseinsformen zu verhindern.
4. Sonderbehandlung – Sich selbst als etwas Besonderes zu betrachten dient der Funktion, dass man glauben kann, einzigartige und somit überlegene Qualitäten zu besitzen.

Alle vier Strategien, haben nach Ansicht von de Monteflores offensichtliche Nachteile. Eine bessere Methode sieht sie dagegen darin:

„Eine reife Identität erfordert die Anerkennung sowohl von Gleichem als auch von Unterschiedlichem. Der Ausdruck dieser Eigenschaften setzt eine bestimmte Flexibilität der Abgrenzung voraus, die aus einer Selbstsicherheit hinsichtlich der persönlichen Identität entsteht.“⁵⁹

⁵⁷ Vgl. dazu auch: E. Goffman: Stigma. Über die Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a.M. 1967.

⁵⁸ Vgl. C. de Monteflores: Notes on the management of difference. In: T.S. Stein / C. J. Cohen (Hg.): Contemporary perspectives on psychotherapy with lesbians and gay men. New York 1986, S 73-101.

⁵⁹ Vgl. ebd., S. 79.

Auffällig an diesen Ausführungen ist, dass die Bewältigungsstrategien sich weder mit den Anerkennungs- und Ablehnungsdynamiken innerhalb noch außerhalb der Minderheitengruppen auseinandersetzen. Jede der genannten Strategien versucht einer Beschädigung der Identität durch die kollektive Verweigerung von sozialer Anerkennung entgegen zu wirken. In Abhängigkeit vom Grad der Rigidität und Diskriminierung durch die dominante Gruppe, wird dieses Entgegenwirken mehr oder weniger gelingen, ohne jedoch die Verweigerung sozialer Anerkennung ausgleichen zu können. Diese Aufgabe zu einer intrapersonalen Identitätsaufgabe zu stilisieren, indem von „reifer Identität“ gesprochen wird, verkennet sowohl die Möglichkeit einzelner Individuen als auch die Massivität der Auswirkungen kultureller Dominanz und struktureller Gewalt.

2.) Spezielle Facetten lesbischer Lebensweisen sowie den sich verändernden sozialen und gesellschaftlichen Anerkennungs- und Ablehnungspraktiken gegenüber Lesben & Schwulen wurden in den 90er untersucht. Mit den Auswirkungen der Verinnerlichung gesellschaftlicher Diskriminierung auf das Selbstwertgefühl und das Selbstverständnis lesbischer Frauen beschäftigt sich z.B. **B. Wolterreck**.⁶⁰ In ihren 1994 veröffentlichten Ausführungen beschreibt sie Mechanismen der inneren Akzeptanz bzw. Aufnahme negativer und diskriminierender Haltungen.⁶¹ Zwei Ängste sieht Wolterreck im Prozess der Verinnerlichung der Unterdrückung als zentrale Folge der gesellschaftlichen Diskriminierung an:

1. Die Angst, anders zu sein, das Unbehagen mit der eigenen Fremdheit – Sie zeigt sich in der Angst vor elterlichen und sozialen Reaktionen aufgrund der Andersartigkeit durch den lesbischen Lebensstil. „Lesbische Frauen erfüllen, generalisiert betrachtet, nicht die elterlichen Träume, verlieren den Status der ‘guten Tochter’ und im sozialen Rahmen den der vollwertigen Frau und schließlich eventuell auch noch ihre Selbstachtung – sie erfahren insofern einen deutlich spürbaren Verlust. Die Abweichung von elterlichen und sozialen Regeln ist begleitet von Gefühlen wie Scham, Schuld, Angst und Ärger.“⁶²
2. Die Angst vor und das Unbehagen mit der eigenen Sexualität und Erotik – Frauen sind nach Ansicht von Wolterreck per se damit belastet, dass sie lernen mussten, ‘Sexualität’ mit ‘Gefahr’ gleichzusetzen, der Angst vor ungewollter Schwangerschaft, Vergewaltigung und sexueller Gewalt. Nachdem lesbische Sexualität nicht primär der Fortpflanzung, sondern vielmehr dem Vergnügen dient, sieht Wolterreck die Gefahr der Verstärkung der Schuldgefühle und Angst bei lesbischen Frauen, weil

⁶⁰ Vgl. dazu auch J Sophie: Internalized Homophobia and Lesbian Identity. In: Journal of Homosexuality 1987, S. 53-65; L Margolies / M. Becker / K. Jackson-Brewer: Internalized Homophobia: Identifying and Treating the Oppressor Within. In: Lesbian Psychologies by Boston Lesbian Psychologies Collective 1987, S. 229-241.

⁶¹ Vgl. B. Wolterreck: Zu den schmerzhaften Auswirkungen der Diskriminierung in/unter lesbischen Frauen. In: Materialien zum 10. Kongress für klinische Psychologie und Psychotherapie. Herausgegeben vom Verband lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen in Deutschland e.V. (VLSP), Heft 2 1994.

⁶² Ebd., S. 3.

weibliche Sexualität ohne die Legitimation der Fortpflanzung eigentlich nicht erlaubt ist oder weil traumatische Erfahrungen, die mit Sexualität in Zusammenhang stehen, wieder belebt werden.

Eine erfolgreiche Angstbewältigung ist nach Ansicht von B. Woltereck möglich, wenn individuelle Gefühle und Erfahrungen als kollektive erkennbar werden. Lesbische Zusammenhänge tragen dann dazu bei, die individuelle Isolation zu durchbrechen, alternative Lebensstile zu entwickeln und sie verhelfen zu mehr Selbstachtung. Die Notwendigkeit, mit anderen lesbischen Frauen in Kontakt zu treten, kann für die Einzelne aber eine paradoxe Situation nach sich ziehen:

„Aufgrund ihrer verinnerlichten Lesbenfeindlichkeit und -angst kann sie weder ihr eigenes Lesbischsein, noch andere Lesben wertschätzen; um jedoch ihre von gesellschaftlichem Heterosexismus und Homophobie geprägten Annahmen ablegen zu können, muss sie andere Lesben treffen und diese Begegnungen mit den vormals unakzeptablen Frauen als positiv erfahren und bewerten.“⁶³

Gängige Handlungsstrategien von lesbischen Frauen, müssen, so Woltereck, danach hinterfragt werden, ob sie ein situationsadäquater Ausdruck von Selbstachtung und Wohlbefinden sind, ein bewusst eingesetzter, überlebenswichtiger Schutzmechanismus oder aber eine Abwehrform, die diffuses oder klar gespürtes Leid und Unwohlsein erzeugt und bei der Entfaltung persönlicher oder gemeinschaftlicher Potentiale hinderlich ist und daher eine Ausdruckform verinnerlichter Homophobie sind.

Zu den von Woltereck beschriebenen subtilen und verdeckten Ausdrucksformen verinnerlichter Unterdrückung gehören beispielsweise:

- die Angst vor dem Entdecktwerden, passive oder aktive Verleugnungsstrategien sowie eine innere Notwendigkeit, andere vor dem Wissen des eigenen Lesbisch-Seins zu schützen;
- ein von Selbsthass und -verachtung geprägtes Selbstbild, das sich auf der Handlungsebene z.B. als Selbstzerstörung, Suchtverhalten oder verbale Selbstabwertung äußern kann;
- ein überhöhter Anspruch an die eigene berufliche Leistungsfähigkeit. Minderwertigkeitsgefühle werden kompensiert indem von der beruflichen Leistungsstärke eine Existenzberechtigung abgeleitet wird;
- bezüglich der Machthematik sind Lesben aufgrund eines Verlustes an politischer und sozialer Macht, also durch eigene Ohnmachterfahrungen, oft sehr sensibilisiert. Die Ohnmachterfahrungen als Lesbe können sich so auswirken, dass Freunde und Partnerinnen abgewertet werden, dass mit einem missachtenden oder respektlosen Stil miteinander umgegangen wird oder Liebesbeziehungen nicht ernst genommen werden;
- gegenüber Freundschaften werden überhöhte Ansprüche gestellt, gesellschaftliche und strukturelle Zwänge sollen die Frauen individuell ausgleichen;

⁶³ Ebd., S. 4.

- die Erwartung und der Anspruch an uneingeschränkte Unterstützung und Loyalität, die die Existenz und Berechtigung von Interessensunterschieden, welche sich aus der Unterschiedlichkeit von Lesben oder aus den nicht-lesbischen Identitätsbereichen ergibt, leugnet;
- ein übergroßer Konformitätsdruck innerhalb der Szene, rigide Normsetzungen, die wenig Raum für Andersartigkeit innerhalb der Szene lassen;
- Unbehagen von nur teilweise oder nicht geouteter Lesben gegenüber 'offensichtlichen Lesben', Lesben die fürchten, mit offensichtlich erkennbaren Lesben in Verbindung gebracht zu werden und die sich als Angehörige einer lesbischen Gemeinschaft leugnen und ihre Gruppenzugehörigkeit negieren;
- ein überbetonter Stolz und eine überbetonte Unterschiedlichkeit zur heterosexuellen Gesellschaft, die Abwertung heterosexueller Frauen und Männer, welche die rigide Umkehr gesellschaftlicher Diskriminierung beinhaltet;

In Bezug auf Handlungsalternativen verweist Woltereck neben der Hoffnung auf einen bewußteren Umgang mit verinnerlichten Unterdrückungen seitens der lesbischen Frauen darauf, dass mehr Sichtbarkeit lesbischen Lebens zu mehr Akzeptanz und weniger Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen und damit zwangsläufig zu weniger verinnerlichter Homophobie führen kann. Allerdings macht sie auch deutlich, dass die Frage der gesellschaftlichen Machtverteilung davon völlig unangetastet bleibt und auf anderem Wege bewerkstelligt werden müsste.⁶⁴ Aus heutiger Sicht interessant an den Ausführungen von Woltereck erscheint die Frage, ob sich die Ausdrucksformen verinnerlichter Homophobie tatsächlich aufgrund größerer Sichtbarkeit und weniger Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen verringert haben. Denkbar wäre im Gegensatz dazu auch, dass sich die Ausdruckformen sozialer Ablehnung und Diskriminierung verändert und pluralisiert haben, was wiederum zwangsläufig zu veränderten Ausdrucksformen verinnerlichter Homophobie führt. Offen ist darüber hinaus die Frage, ob die größere Sichtbarkeit lesbischer Lebensweisen überhaupt schon zu einem für die Einzelne spürbaren Anstieg sozialer Anerkennung und im konkreten lebensweltlichen Alltag zu wahrnehmbare Verringerung von Ablehnung und Diskriminierung geführt hat. Denkbar ist hier, dass die alltagsweltliche Realität konkreter sozialer Beziehungen sich weit weniger schnell positiv und zugunsten von mehr Akzeptanz und Selbstverständlichkeit verändert, als es die Häufigkeit massenmedial vermittelter Darstellungen lesbischer bzw. lesbisch-schwuler Lebensformen glauben macht.

Zahlreiche Forschungsarbeiten und Theoriekonzepte der 90er Jahre sind in entscheidendem Masse von dem dekonstruktivistischen Ansatz **J. Butlers** geprägt. Butler fordert dazu auf, die Annahme zweier getrennter Geschlechtsidentitäten nicht weiter zu reproduzieren und stellt in Frage, dass der sozialen Konstruktion von Geschlechtsiden-

⁶⁴ Vgl. Ebd., S. 11.

tität zwei getrennte (biologische) Geschlechter zugrunde liegen.⁶⁵ Kollektive Identitätskategorien, welche auf der Basis von Geschlechtsidentität konstruiert werden, können nach Ansicht von Butler immer Instrumente eines regulatorischen Regimes sein, entweder als normalisierende Kategorien unterdrückter Strukturen oder als Ansatzpunkt für eine befreiende Anfechtung eben dieser Unterdrückung.⁶⁶ Am Beispiel des Coming out macht Butler deutlich, dass die Selbstverortung innerhalb der Kategorien homo- und heterosexuell zur Verfestigung der bipolaren Kategorie und zwangsläufig zu einer Verleugnung identifikatorischer und praktischer Überschreitungen kategorialer Grenzen führt.

„Denn, letztlich ist es immer unklar, was mit dem Aufrufen des Signifikanten ‘Lesbe’ gemeint ist, denn die Bezeichnung liegt bis zu einem gewissen Grad immer außerhalb der eigenen Kontrolle; außerdem kann ihre Spezifität nur durch Ausschließung abgegrenzt werden, die dann wiederum den Anspruch des Signifikanten auf Kohärenz, auf Geschlossenheit stören. Was haben denn alle Lesben gemeinsam – wenn es da überhaupt etwas gibt? Und wer soll das entscheiden und in wessen Namen? Wenn ich sage, ich bin lesbisch, so produziert dieses ‘Coming-out’ nur eine neue, andere Form des ‘Closet’, des Schweigens. Das ‘Du’, dem ich mich offenbare, hat nun Zugang zu einem anderen Gebiet der Undurchsichtigkeit. Tatsächlich hat sich der Ort der Undurchsichtigkeit nur verschoben – vorher wusstest du nicht, ob ich lesbisch „bin“, jetzt weißt du nicht, was es heißt, dass ich es bin.“⁶⁷

Einen Ausweg aus dem Dilemma der Verfestigung von Polaritäten durch Sichtbarmachung, welcher die marginalisierende Unsichtbarkeit gegenübersteht, sieht Butler im Bekenntnis der Vorläufigkeit. Wenn die Sichtbarmachung lesbischer bzw. schwuler Identitäten heute bestimmte Ausschließungen voraussetzt, so sind die zukünftigen Verwendungsformen von Zugehörigkeits- und Erkennungszeichens vielleicht ein Teil dessen, was heute notwendigerweise ausgeschlossen wird. Wenn die politische Notwendigkeit besteht, heute ein Zeichen, eine Kategorie zu verwenden, dann müssten sie verwendet werden in dem Bekenntnis, zukünftige Bedeutungen nicht auszuschließen.

„Durch das Bekenntnis zur strategischen Vorläufigkeit des Zeichens (statt zu dessen strategischem Essentialismus) kann Identität zu einem Schauplatz der Anfechtung und Revision werden.“⁶⁸

⁶⁵ Vgl. J. Butler: , Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M. 1991, S. 26ff; sowie: J. Butler: Kontingente Grundlagen. Der Feminismus und die Frage der ‘Postmoderne’. In: S. Benhabib u.a.: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt 1993, S. 31-58.

⁶⁶ Vgl. J. Butler: Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In: S. Hark (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin 1996, S. 16 ff.

⁶⁷ Ebd., S. 18.

⁶⁸ Ebd., S. 24.

Das von Butler vorgeschlagene Vorläufigkeitsbekenntnis, könnte folglich auch mit einer Strategie der reflexiven Distanz in Bezug auf die kategoriale Selbstverortung übersetzt werden. Im Wissen um die soziale und herrschaftliche Konstruktion von zur Identitätskonstruktion angebotenen „Master-Modellen“, werden diese nur temporär und aus einer reflexiv distanzierenden Haltung benutzt. Eine politische Strategie die auf einem Bekenntnis zur Vorläufigkeit beruht, könnte einerseits dem Umstand Rechnung tragen, dass man sich vorherrschenden Diskursen und gesellschaftlichen Machtverhältnissen nicht vollständig entziehen kann. Andererseits kann diese Strategie verhindern, dass die Gewalt der öffentlichen Diskriminierung und Marginalisierung durch andere Formen der Gewalt ersetzt wird, die sich gegen die Einzelnen richtet. Offen bleibt die Frage, inwieweit eine solche Strategie reflexiver Distanz gegenüber den zur eigenen Selbstverortung angewandten Identitätskategorien im alltäglichen Leben praktikabel ist?

Ebenfalls mit kollektiven lesbischen Identitätsprozessen und dem Bedürfnis nach kollektiv geteilter Selbstvergewisserung innerhalb der Subkultur beschäftigt sich **S. Hark**.⁶⁹ Sie setzt Foucaults „politics of ourselves“ – die Frage nach dem, wie eine Person definiert ist und wie die Beziehung zu sich selbst organisiert ist – in Verbindung zu den vorhandenen Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Offengelegt wird dabei, die Paradoxie kollektiver lesbischer Identitätspolitik.

„Politisch selbstbewusste lesbische Identitäten wurden aus dem Impuls des Einspruchs gegen die administrativ-juridisch-medizinische Formierung gleichgeschlechtlichen Begehrens, gleichgeschlechtlicher Akte und homosozialer Formationen als Orte sozialer Repression und Marginalisierung formuliert. Denn im Kontext hegemonial wirkender naturalisierender und pathologisierender geschlechtlicher und sexueller Identitätszuschreibungen ist es politisch notwendig, eigene Beschreibungen von Identität anzufertigen, mit denen lesbische Frauen sich für sich selbst und andere sichtbar machen und versuchen, sich von Fremddefinitionen zu befreien. Die – teilweise recht rigiden und rabiaten – identitätspolitischen Strategien können allerdings, selbst wenn sie unter dem Vorzeichen lesbisch-feministischer, progressiver Ansprüche stehen, auch als Fortführung gesellschaftlicher Disziplinierung und Normalisierung gedeutet werden. [...] Insoweit folglich einige lesbische Frauen den Anspruch erheben, ‘lesbische Identität’ verbindlich und bindend für andere definieren zu können, strukturieren sie dadurch das Feld möglicher Handlungen anderer bzw. deren Weisen über sich nachzudenken. D.h. bestimmte Entwürfe ‘lesbischer Identität’ werden konstitutiv für die Handlungsmöglichkeiten derjenigen, die unter diesem Namen versammelt werden sollen.“⁷⁰

In diesem Sinne, so Hark, ist jeder Rekurs auf kollektive Identität mit der Absicht sich selbstmächtig zu definieren und zu benennen, um in diesem „Namen“ politisch zu agieren, per se eine ambivalente Angelegenheit. Es geht nicht ohne, weil der Verzicht auf kollektive Identität auch ein Verzicht auf Bedeutung und Differenz überhaupt sein wür-

⁶⁹ Vgl. S. Hark: *Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Opladen 1996 sowie S. Hark: *Die paradoxe Politik der Identität. Was ist eine „authentische lesbische Identität“?* In: VLSP-Aktuell. Nr. 14, 1998, herausgegeben im Auftrag des Vorstandes von Günther Reisbeck, S. 1-3.

⁷⁰ S. Hark: *Deviante Subjekte*. S. 47-48.

de. Andererseits produziert das Postulieren einer „lesbischen Identität“, ganz gleich, wie bemüht man ist, Differenz zu berücksichtigen, immer Ausschlüsse, verdrängt Differenz und normalisiert, was es heißt „lesbisch“ zu sein.⁷¹ Als Alternative dazu schlägt Hark, ganz ähnlich wie J. Butler, vor, „lesbische Identität“ weniger als statische Beschreibung denn als Bewegung des sich permanent neu Entwerfens und als ethische Haltung anzusehen. Im Sinne Foucaults bestünde, so Hark, die Möglichkeit der Befreiung darin:

„Die Fähigkeit, die historischen Verbindungen zwischen bestimmten Formen der Selbsterkenntnis und -benennung – also Identität – mit bestimmten Formen von Herrschaft zu erkennen und die hegemonialen ebenso wie die subkulturellen Diskurse anzuzweifeln, die Regeln neu aufzurufen, neue Geschichten zu erzählen und Subjektivität neu zu be/deuten.“⁷²

So könne die Frage „wer bin ich?“ verweigert oder aber abweichend, also deviant, beantwortet werden und zwar ausgehend von der Vieldeutigkeit aller Erfahrungen. Es geht, so Hark, um die Möglichkeit der differentiellen Rekonstruktion und Resignifizierung von Identität, in dem Wissen, dass die ‘Stelle des Wirklichen’ immer nur temporär besetzt werden kann.⁷³

In ganz ähnlicher Weise wie Butler und Hark beschäftigen sich VertreterInnen der Queer Theory⁷⁴ aus dekonstruktivistischer Sicht mit der Normierung von Geschlechtsidentitäten und der daraus resultierenden Beschränkung von Vielfalt. **B. Martin** vertritt beispielsweise die These, dass Sexualität und Geschlecht (gender) voneinander getrennte analytische und politische Kategorien sind und dass die Geschlechtsidentität von Sexualobjekten eine historisch relativ neue und willkürliche Grundlage dafür bietet, Sexualität auf reale Körper zu übertragen, um so die Identität eines Menschen zu definieren und wichtige Aspekte des sozialen Lebens zu organisieren.⁷⁵ Starre sexuelle Kategorien, wie sie nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der lesbischen Subkultur eingesetzt werden und der Einsatz für Stabilität, innere Kohärenz und Einzigartigkeit lesbischer Identität hat, so Martin, zur Verschleierung von Differenzen und Vielfalt innerhalb der Minderheitengruppe geführt. Die historisch gewachsene Konstruktion von Homosexualität als „drittes Geschlecht“ lässt nach Ansicht von Martin die konventionellen Annahmen über die Polarität der Geschlechtsidentität und die „normale Heterosexualität“ insofern intakt, als dass eine dritte, statische Kategorie eingeführt wird, um die Differenz aufzunehmen. Die Externalisierung der Differenz wird allerdings auch dann praktiziert, wenn die Grenzen der Kategorie „lesbisch“ verteidigt werden, beispielsweise anhand der Klärung der Frage, welche der Episoden die authen-

⁷¹ Vgl. ebd., S. 170.

⁷² Vgl. ebd., S. 173.

⁷³ Vgl. ebd., S. 175.

⁷⁴ Vgl. dazu auch: A. Jagose: Queer Theory. Berlin 2001.

⁷⁵ Vgl. B. Martin: Sexuelle Praxis und der Wandel lesbischer Identitäten. In: S. Hark (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin 1996, S. 41-42.

tischere sei, wenn Frauen nach einer lesbischen Lebensphase heterosexuell leben. Das Bedürfnis nach Einheitlichkeit, Authentizität und einem festen Standpunkt in einer Welt außerhalb der Heterosexualität funktioniert hier als Verteidigungsmechanismus gegen die fortgesetzte Marginalisierung, Verleugnung und das Verbot von Liebe und Begehren zwischen Frauen, so die Hypothese von Martin. Allerdings um den Preis der Zwangsstabilisierung und Vereinheitlichung einer Kategorie, die letztlich viel instabiler, mehrdeutiger und vielfältiger ist. Einem einschränkenden Rahmen maskuliner Herrschaft und Zwangsheterosexualität gegenüber zu stehen, darf nach Ansicht von B. Martin weder dazu führen, die komplexen Kombinationen sozialer Regulierungen zu übersehen, noch dazu, den Begriff der Geschlechtsidentität gänzlich zu verbannen. Vielmehr müsse es darum gehen, diese „komplexen Kombinationen sozialer Regulierung“ zu thematisieren und deutlich zu machen, dass eine Vielzahl identitätsbildender Kategorien, wie Rasse, Milieu oder Rollen zur Stabilisierung von Herrschaftsverhältnissen und zur Marginalisierung von, auch sexuellen, Minderheiten benutzt werden.

Interessant an den Ausführungen von B. Martin ist die Frage der Verschränkung von identitätsbildenden Kategorien und deren sozialer Regulierungsfunktion. Ähnlich wie S. Hark fehlt allerdings die wichtige eindeutige Abgrenzung zwischen kollektiven und individuellen Identitätskonstruktionen. Offen bleibt auch, welche individuellen Strategie sich tatsächlich als praktikabel erweisen, um Normalisierungs- und Disziplinierungsambitionen zu entgehen. Wenn kollektive Identitäten als andauernde Konstitutionsprozesse und als ein umkämpftes Terrain der Repräsentationen im Feld komplexer Machtverhältnisse zu begreifen sind, dann müssten sich die Formen und das Bewusstsein ändern, wie politische Aktivitäten und die Formulierung politischer Ziele und Interessen, die es im Rahmen veränderlicher Koalitionen stets neu auszuhandeln und in die Praxis umzusetzen gilt, organisiert werden. Es scheint allerdings ebenso notwendig zu sein, Begrifflichkeiten zu finden, die ein Benennen von Unterschieden möglich machen, ohne sie festzuschreiben oder als Identitätskategorien zu fixieren. Denn solange FrauenLesben die soziale Anerkennung teilweise vorenthalten wird, kann auf Identitätsansprüche und Kategorisierung nicht vollständig verzichtet werden. Eine queere Theorie, welche die Benennung von Unterschieden verweigert, verschleiert die wirklichen Unterschiede in den sozialen Anerkennungsverhältnissen, welche momentan vorherrschen. Wenn es also aus strategischen Gründen in bestimmten Kontexten sinnvoll ist, Differenzen zu postulieren und Ansprüche auf lesbische Subjektpositionen zu erheben, so müsste eine Begrifflichkeit erfunden werden, welche eine Pluralisierung, Vorläufigkeit und Beweglichkeit signifiziert.

Zu diesem Zweck schlägt beispielsweise **A. Engel** ein Konzept lesbischer Lebensformen vor, das sich als prinzipiell undefinierbar und als andauerndes relationales Geschehen versteht.⁷⁶ Lesbisch wäre demnach keine individualistische Auffassung, einer

⁷⁶ A. Engel: Verqueeres Begehren. In: S. Hark (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin 1996, S. 80 ff.

der einzelnen innewohnende Eigenschaft, sondern vielmehr immer fortwährende und neu zu erfindende Praxen und Ausdruckformen.

„Das Konzept der lesbischen Lebensformen betrachtet Netzwerke, Verwicklungen und Bewegungen, fragt, wie welche Beziehungen etabliert und gestaltet werden, wie gearbeitet, gewohnt, geliebt und kommuniziert wird, fragt nach den Praxen und Gewohnheiten der Alltäglichkeit und Besonderheit. Wenn eine aber wissen möchte, was das Lesbische an diesen Lebensformen ist, so lässt sich darauf nur antworten: Es ist nie schon da, es muss immer erst und immer wieder als Effekt eines relationalen Geschehens hergestellt werden.“⁷⁷

Mit den Auswirkungen von postmoderner Individualisierung und einem „any-thing-goes“-Trend bei gleichzeitiger heterosexueller Normierung beschäftigt sich u.a. auch **U. Hänsch**.⁷⁸ Sie konstatiert einerseits einen Zugewinn an Handlungsspielräumen und Gestaltungsmöglichkeiten für lesbische Frauen wenn traditionelle Vorgaben und soziale Kontrolle sich verringern. Andererseits fördert der Blick auf Lebensverhältnisse und Lebensverläufe lesbischer Frauen enorme Einschränkungen der Handlungsfreiheit zutage. Nach wie vor ist davon auszugehen, dass lesbisch zu leben aufgrund der vorhandenen kulturellen Unsichtbarkeit und sozialen Tabuisierung als gleichwertiger Lebensentwurf nicht frei wählbar ist. In diesem Sinne geht Hänsch zwar nicht von einem absoluten Mangel an Alternativen zur Zwangsheterosexualität aus, aber dennoch davon, dass die Norm der Heterosexualität sehr bedeutsam für die soziale Wirklichkeit und einflussreich für all jene ist, die nicht heterosexuell leben. Hänsch versucht der Frage nachzugehen, welche konkreten Traditionen und Zwänge an Bedeutung verlieren und in welchem Maß sie dies tun. Ihrer Ansicht nach ist sowohl von Entscheidungsfreiheit und Begrenzung und von der beschränkenden Macht heterosexueller Normierung als auch von einer (lesbische Lebensentwürfe) ermöglichenden Vervielfältigung der Lebensentwürfe auszugehen.⁷⁹ Sie kommt zu dem Schluss, dass die Entscheidungsfreiheit über Lebensform und Lebenskonzept substantiell verschränkt und verwoben ist, mit der enorm begrenzenden Wirkung heterosexueller Normierung. Handlungsmöglichkeiten und Gestaltungsräume eröffnen sich dort, wo lesbische Frauen als Handelnde in die Welt treten, durch die Identifizierung mit dem lesbischen Zeichen, dieses Zeichen selbst deuten und als ihres Nutzen. Die Identifizierung mit dem lesbischen Zeichen und die Teilhabe an lesbischer Kollektivität als soziales Unterstützungsfeld erweisen sich so als Schlüssel zur Durchsetzung eigener Lebensentwürfe und zur sozialen Verortung in der Welt.⁸⁰

⁷⁷ Ebd., S. 81.

⁷⁸ Vgl. U.Hänsch: Zwischen „Anything Goes“ und heterosexueller Normierung. In: S. Hark (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin 1996, S. 134-154.

⁷⁹ Vgl. ebd., S. 136 ff.

⁸⁰ Vgl. ebd., S. 152.

Wie selbstverständlich lesbische Lebensweisen heute sind und inwiefern Lesben überhaupt noch Probleme mit ihrem Lesbischsein haben, danach fragt **M. Streit** in ihrem 2000 veröffentlichten Beitrag.⁸¹ Zur Beantwortung dieser Frage greift M. Streit auf die von ihr wahrgenommenen Veränderungen aus ihrer persönlichen Teilhabe an den letzten zwanzig Jahren Frauen- und Lesbenbewegung und ihrer Erfahrung aus ihrer therapeutischen Arbeit mit lesbischen Frauen zurück. Streit beschreibt die stärkenden und aufbauenden Auswirkungen, die innerhalb der Subkultur von lesbischen Gruppenaktivitäten ausgingen und die Zwänge der Gruppenidentität mit ihren Denk- und Fühlverböten, wie sie zu Beginn der Lesbenbewegung vorherrschten. Von diesem Ausgangspunkt skizziert sie die Veränderungen innerhalb der Subkultur in Bezug auf die Problemstellungen, denen sich lesbische Frauen auf der Suche nach für sie stimmigen Lebenskonzepten konfrontiert sahen. Sie kommt zu dem Schluss, dass „selbstverständlich“ lesbisch zu sein und sich selbst dabei verständlich zu sein, unter heutigen Bedingungen für FrauenLesben ein Wagnis mit anderen Vorzeichen, aber eben ein Wagnis ist, denn sie können sich nicht auf die Selbstverständlichkeit ihres FrauenLesbenlebens berufen. Sie sieht die zu bewältigende Aufgabe für die Einzelne vor allem darin, der Tendenz zur Selbstidealisierung und Inszenierung als völlig autonomes Individuum um den Preis der Verleugnung von Wut und Schmerz über real erfahrbare fehlende Anerkennung, entgegenzuwirken.

Als Fazit lässt sich beim bisherigen Stand der Forschung folgendes Verständnis von lesbischer Identität skizzieren:

Die Entwicklung eines Selbstkonzeptes und die Möglichkeit der individuellen Lebensgestaltung ist für frauenliebende Frauen in entscheidendem Maß von der Dominanz heterosexueller Lebenskonzepte geprägt. Die Entscheidungs- und Gestaltungsfreiheit über Lebensform und Lebenskonzept sind eng verzahnt und verwoben mit den begrenzenden Wirkungen heterosexueller Normierung. Die Angst vor sozialer Ausgrenzung und Stigmatisierung erschwert die Identifikation mit einem kollektiv geprägten „lesbischen Zeichen“ und die individuelle Konstruktion eines lesbischen Lebenskonzeptes.

In diesem Zusammenhang ist davon auszugehen, dass insbesondere konkrete Erfahrungen sozialer Anerkennung und Ablehnung⁸² deutliche Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung und die Wahrnehmung von individuellen Handlungsspielräumen haben.

⁸¹ Vgl. M.Streit: Selbst-Verständlich lesbisch? Ein Fragezeichen aus zwanzig Jahren psychotherapeutischer Erfahrung mit lesbischen Frauen. In: Materialien zum VII. VLSP-Kongreß. Herausgegeben vom Verband lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen in Deutschland e.V. (VLSP), Heft 6 2000.

⁸² Vgl. hierzu auch die Ausführungen in Kap. VI.1. Auswirkungen sozialer Anerkennung sowie die Ausführungen von Axel Honneth zu den Mustern intersubjektiver Anerkennung. Honneth 1994, S. 148-211.

Wenn durch Stigmatisierung und Marginalisierung lesbischer Lebensweisen subjektive Handlungsspielräume eingeschränkt oder fragmentiert werden (beispielsweise in überwiegend anerkennende Räume innerhalb der lesbischen Subkultur und überwiegend ablehnende innerhalb der gesellschaftlichen Öffentlichkeit oder aber in teils anerkennende und teils ablehnende Räume sowohl innerhalb als auch außerhalb der Szene), so werden sich Spuren dieser Auswirkungen in den Selbstbeschreibungen und Handlungsspielräumen der Frauen niederschlagen, die es genauer zu erkunden gilt.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich unter postmodernen Lebensbedingungen zwangsläufig eine besondere Rolle der subkulturellen Szene in Bezug auf die Funktion der sozialen Anerkennung durch relevante Andere.

Denkbar ist hier folgender Zusammenhang:

Je rigider die Ausgrenzung im gesellschaftlichen Umfeld ist, umso schwieriger ist die Konstruktion eines „unbeschädigten“ Selbstkonzeptes und um so angewiesener und damit abhängiger sind die FrauenLesben von der Anerkennung innerhalb der Szene. Das hohe Mass an Angewiesensein auf die Anerkennung in den eigenen Reihen macht wiederum das Verhältnis innerhalb der Minderheitengruppe zwangsläufig rigide. Dementsprechend kann ein Selbstkonzept nur dann offen und „reflexiv distanziert“ innerhalb der Minderheitengruppe sein, wenn auf genügend viel Anerkennung relevanter anderer, auch außerhalb der Minderheitengruppe, zurückgegriffen werden kann, so dass die prinzipielle soziale Verortung nicht nachhaltig bedroht ist. Wenn diese Anerkennung allerdings nicht verlässlich zur Verfügung steht, muss das Selbstkonzept zwangsläufig so gestaltet werden, dass es die soziale Anerkennung durch die Minderheitengruppe nicht gefährdet.

II.1.3. Offene Fragen

Wie die bisherigen Erkundungen allgemeiner Theoriefade und spezifisch lesbischer Theoriewelten gezeigt haben, ist es von besonderem Interesse, wie sich einzelne Personen unter den Bedingungen ihrer postmodernen Lebensverhältnisse selbst verstehen und konstruieren. Die Identitätsarbeit von lesbischen Frauen ist dabei von besonderen sozialen Rahmenbedingungen und gesellschaftlichen Machtverhältnissen bestimmt und geprägt.

Dementsprechend stellen sich unter Berücksichtigung postmoderner Lebensbedingungen aus heutiger Forschungsperspektive folgende zentrale Fragen zur Konstruktion lesbischer Selbst- und Lebenskonzepte, deren empirische Beantwortung offen ist:

- Wie gelingt es lesbischen Frauen im Rahmen der sich verändernden, sozial angebotenen Muster, Rollen und Normen sowie der vorhandenen Handlungs- und Gestaltungsfreiräume ein hinlänglich praktikables Selbstverständnis von dem was sie sind und sein wollen, zu entwickeln?
- Welche konkreten Auswirkungen haben die Verringerung traditioneller Vorgaben auf diejenigen Gruppen, die auf anerkannten Traditionen ohnehin nicht zurückgreifen können, sondern im Gegenteil ihre eigenen Lebensweisen in der Auseinandersetzung mit jenen Traditionen durchsetzen müssen?
- Wie gestalten FrauenLesben unter postmodernen Lebensbedingungen den Prozess ihres Coming out und die Aneignung eines positiven lesbischen Selbstwertgefühls?⁸³
- Wie zeigen sich Handlungsbeschränkungen und Grenzen der Gestaltungsmöglichkeiten „eigenen“ Lebens in den Biographien der Frauen?

Aus dieser Vielzahl von offenen theoretischen Fragen wurden folgende konkrete Forschungsfragen abgeleitet, die in der nachfolgenden empirischen Untersuchung anhand der Lebensgeschichten von frauenliebenden Frauen geklärt werden sollen:

- Wie erzählen lesbische Frauen ihre Biographie bis zu ihrem Coming out und unter welchen Bedingungen hat sich das Coming out vollzogen? Wie wurden das Verhältnis und die Reaktionen von Eltern, Arbeitskollegen, eigenen Netzwerken, dem näheren und weiteren sozialen Umfeld erlebt?
- Welche Faktoren bestimmen die Selbstwahrnehmung der Frauen nach ihrem Coming out? Was wird dabei als Ressource und Unterstützung erlebt und was als Schwierigkeiten und Probleme? Welche Wünsche und Hoffnungen, Ängste und Befürchtungen verbinden die Frauen mit Blick auf ihre persönliche Zukunft? Welche Erwartungen haben die Frauen an ihr unmittelbares Umfeld und welche Erwartungen werden an Politik und Gesellschaft gerichtet?
- Welches Selbstverständnis und welches erzählbare Bild von sich haben die Frauen entwickelt? Wie definieren sich lesbische Frauen und wie organisieren sie die Beziehung zu sich selbst?

⁸³ D. Raymond geht in ihren Ausführungen davon aus, dass die Zahl jugendlicher Selbstmorde unter lesbischen und schwulen Jugendlichen zwei bis dreimal so hoch liegt, wie bei heterosexuellen Jugendlichen. Vgl. D. Raymond: *Homophobia, Identity, and the Meanings of Desire: Reflections on the Cultural Construction of Adolescent Identities*. In: J.M. Irvine: *Sexual Cultures and the Construction of Adolescent Identities*. Philadelphia 1994, S 127ff.

- Welche Erlebnisse sozialer Anerkennung sowie Ablehnung, Ausgrenzung und Stigmatisierung mit welchen Auswirkungen auf ihr Selbstverständnis haben die Frauen gemacht? Welche Rolle spielt dabei die Involviertheit in die lesbische Subkultur?
- Mit Hilfe welcher Coping- und Handlungsstrategien gelingt es den Frauen, sich ihre Handlungsfähigkeit zu sichern?

Auf der Grundlage dieser theoretischen Vorüberlegungen wurde der Forschungsprozess in Anlehnung an die reflexive und gegenstandsbezogene Methodik qualitativer Sozialforschung gestaltet. Nachfolgend werden die methodische Herangehensweise, das Untersuchungsdesign sowie die Materialerhebung und die Auswertungsschritte kurz erläutert und insoweit dargestellt, als dass sie zum Verständnis der Materialinterpretationen und die Einordnung der Ergebnisse notwendig erscheinen.

II.2. Methodische Herangehensweise und Untersuchungsdesign

Prinzipiell ist die methodische Vorgehensweise der vorliegenden Arbeit innerhalb der qualitativen Sozialforschung⁸⁴ sowohl in Anlehnung an die Weiterentwicklungen innerhalb der reflexiven Sozialpsychologie⁸⁵, basierend auf der „grounded theory“⁸⁶ als auch den neueren Cultural Studies⁸⁷ entwickelt worden. Der Forschungsprozess wird dabei als zirkulärer Interaktionsprozess zwischen Forscherin und Beforschten verstanden und zielt darauf ab, in einer tastenden und dem komplexen Prozess des Fragens angemessenen Annäherung die subjektive und alltägliche Erlebniswelt von Personen zu erfassen. Mit Hilfe des nachgezeichneten Weges innerhalb des Forschungsprozesses sollen die einzelnen Schritte der Untersuchung nachvollziehbar gemacht werden.

⁸⁴ Vgl. u.a. U. Flick: Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: U. Flick u.a. (Hg.): Handbuch qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1995, S. 148-176. S. Lamnek: Qualitative Sozialforschung. Band 2: Methoden und Techniken. Weinheim 1993. P. Mayring: Einführung in die qualitative Sozialforschung. München 1990.

⁸⁵ Vgl. u.a. C. Hopf: Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: U. Flick u.a. (Hg.): Handbuch qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1995, S. 172-182. E. Jaeggi u. A. Faas: Denkverbote gibt es nicht! In: Psychologie und Gesellschaftskritik, 3/1993, S. 141-162.

⁸⁶ Vgl. A. Strauss u. J. Corbin: Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1996.

⁸⁷ Vgl. S. Hall: Rassismus und kulturelle Identität. Berlin/Hamburg 1994. S. Hall: Kulturelle Identität und Globalisierung. In: K.H. Hörmig u. R. Winter (Hg.): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a.M. 1999, S. 393-441. R. Bromley / U. Göttlich / C. Winter (Hg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg 1999. S. Hall: Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Hamburg 2000.

Ausgangspunkt des Forschungsprozesses waren Vorüberlegungen und Hypothesen, wie sie in den vorangegangenen Kapiteln zur Identitätstheoretischen Spurensuchen skizziert worden sind, sowie einige empirische Studien, wie sie in Kap. III.3. noch dargestellt werden. Aufgrund dieser theoretischen Bezugspunkte wurden allgemeine Fragen formuliert, die als Grundlage für die Erarbeitung eines Leitfadens herangezogen wurden.⁸⁸ Die empirische Materialerhebung wurde in Form eines problemzentrierten Interviews durchgeführt, welches sowohl leitfadenorientierte als auch narrative Gesprächsformen enthält und vor allem durch seine drei Grundprinzipien der Offenheit, des kommunikativen Charakters der Datengewinnung sowie der Gegenstands- und Prozessorientierung am geeignetsten erschien.⁸⁹ Zur Vorbereitung der Interviews wurde vorab ein Interview-Leitfaden erstellt, der als Gedächtnisstütze und grober Orientierungsrahmen diente. Im durchgeführten Probeinterview zeigte sich, dass viele, in den Vertiefungsfragen enthaltene Themen von der Interviewten selbst eingebracht wurden, so dass letztlich lediglich die Einstiegsfragen in allen Interviews gleichermaßen gestellt wurde, wenn auch die Reihenfolge der Fragen stark variierte.

Der verwendete Leitfaden⁹⁰ enthält sechs Themenbereiche.

1. Biographie – „Kannst du mir zu Beginn kurz erzählen, wie und in welcher Umgebung Du aufgewachsen bist?“

Als Einstieg in das Interview wurden biographische Fragen nach Herkunft, Alter, Ausbildung sowie privater und beruflicher Situation gewählt. Einerseits, um der Interviewten die Möglichkeit zu geben, in der Interviewsituation anzukommen, einen leichten Einstieg zu finden und so anfängliche Nervositäten leichter abbauen zu können. Andererseits gibt es der Interviewenden die Möglichkeit sich in die Lebenswelt der Befragten einzufühlen und den biographischen Hintergrund der Befragten nachvollziehen zu können. Darüber hinaus wird durch die Erzählung eines Stückes früherer Lebensgeschichte die subjektive Sichtweise der Befragten auf den eigenen Lebensverlauf, Sinnzusammenhänge und Brüche deutlich, die für das Verständnis der Konstruktions- und Verarbeitungszusammenhänge der befragten Person wichtig sind.

⁸⁸ siehe Anhang.

⁸⁹ Zur Durchführung problemzentrierter Interviews vgl. Hopf 1995 und Witzel 1982.

⁹⁰ Siehe Anhang.

2. Coming out und Becoming out – „Wann hast Du gemerkt, dass Du auf Frauen stehst? Wie war das und wie ging es Dir damals?“

Als inhaltlicher Einstieg in das Thema wurde die Frage, wann bemerkt wurde, dass sich die Befragten für Frauen interessieren, gewählt. In der Frageformulierung wurde es vermieden, von 'lesbisch' oder 'Coming Out' zu sprechen, weil die Autorin davon ausgeht, dass die Selbstzuschreibung „ich bin lesbisch“ oder „ich hatte ein Coming Out“ erst ein Produkt eines individuell verschieden verlaufenden Entwicklungsprozesses ist. Nachdem aber gerade dieser Entwicklungsprozess und seine Rahmenbedingungen Bestandteil des Forschungsinteresses ist, sollten die befragten Frauen dazu animiert werden, davon zu erzählen, wann sie bemerkt haben, dass Frauen sie interessieren. Zudem war es Absicht zu erfahren, welche Selbstbeschreibungen die Frauen für sich verwenden, so dass die Definition nicht in der Frage selbst enthalten sein sollte. Neben der Entwicklung der Frauen, waren vor allem die Reaktionen der Familie, des amicalen und sozialen Netzwerkes und deren Auswirkungen von Interesse. Zudem sollten die Frauen angeregt werden von Phänomenen sozialer Anerkennung und Ablehnung sowie von befürchteten und erlebten Diskriminierungen zu erzählen. In Erfahrung gebracht werden sollten dabei vor allem auch die subjektiven Deutungen und Bewertungen dieser Erlebnisse.

3. Selbstverständnis und lesbische Subjektposition – „Was bedeutet es für Dich lesbisch zu sein?“

Die Einstiegsfrage zu diesem Themenkomplex war nicht leicht zu finden. Wie sollte man eine Frage formulieren, die nicht durch die Wortwahl selbst bereits eine Definition vorgibt bzw. vornimmt? Im Probeinterview hatte sich gezeigt, dass eine ganze Reihe von Äußerungen implizit auch Elemente dieses Themenkomplexes enthielten. Es erschien also nicht notwendig, explizit nach einem Selbstverständnis zu fragen, zumal diese Äußerungen auch als weniger zutreffend erachtet werden können, weil sie doch in hohem Maß als sozial erwünschte Antwort angesehen werden müssen, die zudem ein hohes Maß an Selbstreflexion voraussetzen. Dennoch erschien es von Interesse, wie sich die befragten Frauen gegenüber dem subkulturellen und gesellschaftlichen Diskurs „Was es heißt, lesbisch zu sein?“ positionieren. Die hier gewählte, doppeldeutige Formulierung in der Einstiegsfrage sollte den befragten Frauen den Freiraum lassen, auf die von ihnen präferierte Ebene dieser Frage zu reagieren. Vermutet wurde, dass befragte Frauen, sich über den Begriff selbst äußern, die historisch sich verändernde Bedeutung des Begriffes bzw. darüber, ob sie den Begriff „lesbisch“ als Selbstbeschreibung verwenden. Zudem konnte es Äußerungen geben, inwieweit Fremdzuschreibungen durch Vertreter aus der Subkultur, den Medien oder dem gesellschaftspolitischen Raum als zutreffend erlebt werden.

4. Verhältnis zur Subkultur und unterstützenden Netzwerken – „Wie schaut dein Freundeskreis aus? Wo triffst Du andere lesbische Frauen?“

Mit diesem Themenfeld wollte die Autorin zu Erzählungen und Schilderungen zum amicalen und sozialen Netzwerk anregen. Vor allem der Grad der Einbettung in die Subkultur, sowie Reaktionen und Reflexionen zu Diskursen, Entwicklungen und Erwartungshaltungen innerhalb der Szene sollten hier in Erfahrung gebracht werden. Auch hier war die Beschreibung der befragten Frauen, ihre Deutungen, Bewertungen und Bewältigungsstrategien von besonderem Interesse, weil hier Erkenntnisse zur Verarbeitung von Anerkennungs- und Ablehnungsphänomenen die sowohl innerhalb als auch außerhalb der Subkultur aufgetreten sein können, vermutet wurden.

5. Persönliche lesbische Zukunft – „Wie stellst Du dir deine Zukunft vor? Was, glaubst Du, wird passieren?“

Dieser Themenkomplex wurde gewählt, um in Erfahrung zu bringen, ob und mit welchem Grad an Zuversicht bzw. Angst und Sorgen die befragten Frauen in die Zukunft blicken. Damit sollten auch Aussagen zum Grad des Kohärenzgefühls in den Selbstnarrationen der Frauen möglich werden. Es wurde zudem vermutet dass indirekt Phänomene sozialer Anerkennung bzw. Ablehnung sowie Bewältigungsstrategien erzählt werden, wenn die Interviewten ihre Zukunftspläne beschreiben. Im Probeinterview hatte sich außerdem gezeigt, dass an dieser Stelle Bewertungen früherer Erlebnisse sichtbar werden bzw. Erlebnisse noch mal aus einer ganz anderen Perspektive geschildert werden, was insgesamt zu einem differenzierteren Bild führt.

6. Gesellschaftlicher Wandel und Verhältnis von Subjekt, Subkultur und Gesellschaft – „Wie beurteilst Du die Stellung von Lesben in der heutigen Gesellschaft? Hat sich an der Akzeptanz für dich spürbar etwas geändert?“

Als letzter Bereich wurde der der Akzeptanz lesbischer Lebensweisen in der Gesellschaft gewählt. Von Interesse war hier die Haltung der befragten Frauen gegenüber Veränderungen der gesellschaftlichen Akzeptanz, der Wahrnehmung von Beeinträchtigung aufgrund sozialer Ausgrenzung oder Diskriminierungen. Damit, so die Vermutung, würden sich Auswirkungen sozialer Anerkennung auf die Passungsarbeit der Einzelnen ebenso beschreiben lassen, wie einzelne Einflussfaktoren, die zu einem Gesamteindruck sozialer Akzeptanz führen bzw. nicht führen.

Schließlich sollte die **Schlussfrage**, „Welche Frage hätte ich Dir noch stellen sollen?“ den Befragten die Möglichkeit geben, inne zu halten und im Rückblick auf den Verlauf des Gesprächs und die behandelten Themen, noch Themen oder einzelne Erlebnis- oder Deutungselemente einzubringen. Im Probeinterview hatte sich gezeigt, dass dieser Platz genutzt wurde, um in einer Art Zusammenfassung noch mal festzuhalten, was als besonders wichtig angesehen wird.

Der Leitfaden wurde zuerst in einem Probeinterview getestet, um einerseits herauszufinden, ob vor allem die Einstiegsfragen, das gewünschte Thema aufschließen und andererseits um der Interviewerin Sicherheit zu geben. Im Probeinterview zeigte sich, dass viele Nachfragen nicht notwendig waren, weil entsprechende Äußerungen bereits an anderer Stelle von der Befragten gemacht wurden. Aus diesem Grund wurden die Nachfragen nur noch als reine Gedächtnisstützen verwendet. Nach der Einstiegsfrage wurde dem sich entwickelnden Dialog nahezu freier Lauf gelassen, so dass lange narrative Passagen entstanden. Zudem hat die Interviewerin sich selbst anhand des Leitfadens befragen lassen, um ein Gespür zu bekommen, wie die Fragen auf sie selbst wirken. Das „Eigeninterview“ bot zudem die Möglichkeit, den eigenen persönlichen Bezug zum Thema nochmals zu reflektieren und so auch ein aktuelles Bewusstsein von eigenen Antworten im Kopf zu erlangen.

Aufgezeichnet wurden die Interviews mit einem Tonband. Anschließend wurden die Aufzeichnungen transkribiert sowie durch Veränderung der Namen und Ortsangaben anonymisiert. Zudem wurde nach jedem Interview ein Postskriptum mit persönlichen Notizen, Eindrücken vom Gespräch sowie besondere Beobachtungen der Interaktion angefertigt, welches in die Auswertung mit einbezogen wurde.

II.3. Auswahl der Interviewpartnerinnen und Interviewdurchführung

Die Interviewpartnerinnen sollten folgende Voraussetzungen erfüllen:

- Selbstzuordnung zur Gruppe lesbisch lebender Frauen
- Bereitschaft Fragen aus dem persönlichen Alltag zu beantworten
- Die Bereitschaft, dass die anonymisierte Daten aus dem Interview als Grundlage einer wissenschaftlichen Arbeit genutzt werden.

Das Alter, regionale oder soziale Herkunft, Berufsfeld o.ä. sollte nicht eingegrenzt werden. Allerdings sollte eine möglichst heterogene Stichprobe entstehen, die unter-

schiedlichste Facetten abdeckt. Aus diesem Grund wurden drei Rekrutierungswege ausgewählt. Im Januar 1999 wurden zwei gleichlautende Anzeigen in den Zeitschrift 'Prinz' und 'Our Muncic' unter der Rubrik 'sie sucht sie' veröffentlicht. Der Text der Anzeige lautete:

Lesbisch sein – Alles kein Problem? Lesbische Psychologin sucht für ca. 1-stündiges Interview lesbische Frauen, die bereit sind einige Fragen aus ihrem persönlichen Alltag zu beantworten. Die Interviews werden anonymisiert als Grundlage für eine wissenschaftliche Arbeit verwendet, mit dem Ziel, die Lebenssituation und das Selbstverständnis lesbischer Frauen zu beschreiben. Bitte meldet Euch unter Tel. 0170-...

Während die Zeitschrift 'Prinz' auch überregional und von außerhalb der Szene lebenden Frauen rezipiert wird, ist 'Our Muncic' eine Zeitschrift, die kostenlos in typischen Szene-Kneipen Münchens ausliegt. Als dritten Rekrutierungsweg wurde die Vermittlung durch persönliche Bekannte genutzt, die mir Personen nannten, die für das Projekt in Frage kamen und ihre Bereitschaft zu einem Interview signalisiert hatten.

Statistisch ist es (aus Forscherinnenperspektive: leider) nicht möglich, eine repräsentative Stichprobe zusammenzustellen, weil die Grundgesamtheit der Frauen, die mit Frauen leben, sich als frauenliebend oder lesbisch bezeichnen nicht bekannt ist. Daraus resultiert, dass keine Aussagen über 'die' lesbische Frauen getroffen werden können. Bei der Bewertung der Ergebnisse dieser Arbeit muss immer berücksichtigt werden, aufgrund welcher Stichprobe diese Ergebnisse entstanden sind. Alle von mir befragten Frauen stammen aus dem mittel- und süddeutschen Raum. Frauen aus dem nord- und ostdeutschen Raum sind nicht vertreten. Die Frauen meiner Stichprobe sind zwischen 20 und 40 Jahre alt, jüngere oder ältere Frauen sind nicht repräsentiert. Zudem sind die Frauen meiner Stichprobe überdurchschnittlich gut ausgebildet, Frauen ohne Schulabschluss oder Ausbildung sind in der Stichprobe nicht enthalten. Beispielsweise auch nicht vertreten sind Frauen mit Kindern oder vormals verheiratete Frauen.

Interviewdurchführung

Im telefonischen Vorgespräch wurde neben der Wiederholung des Forschungsvorhabens aus dem Anzeigentext und der Zusicherung von Vertraulichkeit und Anonymität, vor allem Zeit und Ort des Interviews vereinbart. Durchgeführt wurden die Interviews aller Frauen, die sich auf eine der beiden Anzeigen gemeldet hatten, in einem hellen und optisch ansprechenden Büro-Zimmer, der Fakultät für Psychologie der Universität München, welches der schwul-lesbischen Forschergruppe zur Verfügung stand. Lediglich mit den Frauen, die sich aufgrund der Vermittlung durch Bekannte zum Interview bereit erklärt hatten, fand das Interview im Arbeitszimmer meiner Wohnung statt.

Beim Treffen erzählte ich in den ersten Ankommensminuten von meiner Mitarbeit in der Forschungsgruppe und von meinem Interesse am Forschungsthema, um mich als Person den Befragten etwas transparenter zu machen und gleichzeitig das Zustandekommen einer offenen und verständnisvollen Atmosphäre zu fördern. Nach Ankündigung wurde dann das Tonbandgerät eingeschaltet und mit dem eigentlichen Interview begonnen. Mittels der Einstiegsfragen des Leitfadens wurde das Gespräch geführt, in der Absicht, möglichst lange narrative Passagen zu ermöglichen. Zur aktiven Verständniserzeugung wurden Interpretationen und Eindrücke zurückgespiegelt und vertiefende Verständnisfragen gestellt. In einigen Gesprächsmomenten, in denen scheinbare Widersprüche oder Ungereimtheiten in den Erzählungen bemerkt wurden, wurde die Befragte achtsam und vorsichtig konfrontiert, was ebenfalls zu einem tieferen Verständnis der Äußerungen führte. Nach Beendigung des Interviews und Ausschalten des Tonbandes erzählten einige Frauen noch Details, die in das Postskriptum aufgenommen wurden, soweit sie thematisch interessant erschienen. Ausnahmslos alle befragten Frauen äußerten ihr Interesse an den Ergebnissen der Arbeit und formulierten einhellig, dass die Unterstützung des Forschungsvorhabens auch ihre Motivation zum Interview war.

II.4. Auswertung der Interviews

Die Auswertung des transkribierten Interviewmaterials orientierte sich hauptsächlich an der Methode des zirkulären Dekonstruierens von Jaeggi & Faas.⁹¹ Dabei leitet sich der Begriff des zirkulären Dekonstruierens aus dem konkreten Vorgehen ab, bei dem die Ausgangslage der Text selber ist.

„In kreativen Gedankenschleifen bewegen wir uns intuitions- und theoriegeleitet um diesen Text und setzen ihn anschließend so zusammen dass implizite Sinngehalte sichtbar werden können. Auf diese Weise findet ein mehrfacher Perspektivwechsel statt, durch den wir Bausteine für eine Theorie über unseren Forschungsgegenstand finden, der neuartige Erkenntnisse verspricht.“⁹²

Als Verpflichtung gelten bei der interpretativen Datenauswertung die Transparenz, Plausibilität, die innere Konsistenz und die Logik der Gesamtgestalt. Wie Jaeggi / Faas anmerken enthält jedes qualitative Interview eine Materialfülle und ist aufgrund der Komplexität nicht vollständig auswertbar, da unterschiedlichste Blickrichtungen, Facetten und Ebenen betrachtet werden können. Die Versuchung ist sehr groß, ein vor-

⁹¹ Vgl. Eva Jaeggi / Angelika Faas: Denkverbote gibt es nicht! In: Psychologie und Gesellschaftskritik, 3/1993, S. 141-162.

⁹² Eva Jaeggi / Angelika Faas: Denkverbote gibt es nicht! S. 143.

her bereits entwickeltes Kategoriensystem daran anzulegen, was den Vorteil besserer Überschaubarkeit, Ordnung und Struktur hat, allerdings auch den Nachteil, dass lediglich bereits bekanntes herausgearbeitet und bestätigt wird.

Die vier von Jaeggi und Fass vorgeschlagenen Auswertungsphasen sind:

(1) Auswertungsphase: Einzelauswertung

1. Schritt – Formulierung eines Mottos für den Text
2. Schritt – Zusammenfassende Nacherzählung
3. Schritt – Stichwortkatalog
4. Schritt – Themenkatalog
5. Schritt – Paraphrasierung
6. Schritt – Zentrale interviewspezifische Kategorien

(2) Auswertungsphase: Systematischer Vergleich

1. Schritt – Synopsis, Häufungen zentraler Kategorien
2. Schritt – Verdichtung von Kategorien
3. Schritt – Komparative Paraphrasierung

(3) Auswertungsphase: Idiosynkratisches und Kollektives

(4) Auswertungsphase: Darstellung und Diskussion der Ergebnisse

Die Einordnung der Ergebnisse in einen Theoriezusammenhang bzw. eine aus dem Prozess heraus selbst entwickelte Theorie bilden schließlich den Abschluss der von Jaeggi & Faas entwickelten Vorgehensweise.

Bevor im Folgenden die Interviewpartnerinnen im Einzelnen sowie anschließend die Ergebnisse der Untersuchung dargestellt werden, soll vorab ein Netz historischer Betrachtungen gespannt werden. Dies geschieht in der Absicht, den rechtlichen, gesellschaftlichen und subkulturellen Kontext lesbischen Lebens im Verlauf der letzten Jahrzehnte deutlich zu machen.

III. „Was kann ich von mir erzählen ... ?“⁹³

Veränderungen im Leben und Erleben von lesbischen Frauen hat es vor allem in den letzten Jahren viele gegeben. Als auffälligstes Charakteristikum der 90er Jahre kann dabei sicherlich die wachsende Präsenz von Bildern, Fragen, Szenen rund um lesbische Lebensweisen in den öffentlichen Diskursen bezeichnet werden. Lesbische Filme zu besten Sendezeiten, dutzende Talk Shows mit sich zum Thema äussernden Prominenten, öffentlich erhobene Forderungen nach Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen etc. Die Zeit der dunklen Unsichtbarkeit, Unhörbarkeit zumindest ist definitiv vorbei, offen ist allerdings, welche Konsequenzen für die Einzelne daraus resultieren.

Erleben lesbische Frauen am Ende der 90er Toleranz, Akzeptanz von Seiten ihrer Eltern, ihrer Arbeitskollegen, im näheren und weiteren Umfeld, in privaten und öffentlichen Räumen? Hat die Wahrnehmung der Existenz lesbischer Lebensweise durch eine breite Öffentlichkeit die fragmentierenden Effekte von Ausgrenzung, Stigmatisierung und Unterdrückung tatsächlich verringert? Um diese Fragen zu beantworten, soll vorab ein kurzer Rückblick die historische Entwicklung im rechtlichen und gesellschaftspolitischen Bereich beleuchten. Was genau hat sich in den letzten Jahren verändert, wo gibt es deutliche Unterschiede im gesellschaftlichen und subkulturellen Umfeld zwischen heute zwanzigjährigen lesbischen Frauen und Vierzigjährigen und was waren die historischen Vorläufer dieser Entwicklung?

III.1. Lesbisches Leben – Eine historische Betrachtung zur rechtlichen und gesellschaftspolitischen Situation

Justiz und Gesetzgebung haben seit jeher einen sehr hohen Einfluss auf das gesellschaftliche Klima, sie prägen gesellschaftliche und öffentliche Diskurse und stellen damit wichtige Rahmenbedingungen in Bezug auf reale, alltägliche Lebensbedingungen von lesbischen Frauen dar. Aus diesem Grund soll die rechtliche und gesellschaftliche Situation lesbischen Lebens intensiver betrachtet werden, denn die Kriminalisierung und Stigmatisierung lesbischen Lebens hat eine lange Vorgeschichte.

Eine der ältesten Hinweise zur rechtlichen Verfolgung findet sich im Mittelalter. Geahndet wurde damals die als Ketzerei verdamnte „Unzucht“ im Kirchenrecht bereits

⁹³ Aus Interview Nr. 9

seit dem 9. Jahrhundert. Nach der ersten Reichsgesetzgebung unter Kaiser Karl V. von 1532 wurde das „unkeusche Treiben wider die Natur“ bis 1794 mit der Todesstrafe belegt.⁹⁴

In Preußen, dem größten und in politischer Hinsicht bedeutendsten deutschen Teilstaat, wurde Homosexualität – weibliche eingeschlossen – bis zur Reformierung 1851 mit Freiheitsstrafe belegt. Obwohl in den Entwürfen von 1847 zu einem neuen preußischen Strafgesetzbuch noch gleichermaßen von Frauen und Männern die Rede war, bestraft ab 1851 § 143 das preußischen StGB explizit nur noch die „widernatürliche Unzucht“ zwischen Männern und zwischen Mensch und Tier. Nachdem dieser § 143 nach Gründung des Deutschen Reiches 1871 weitgehend unverändert als § 175⁹⁵ in das StGB einging, waren bis zur Verschärfung der Rechtsprechung 1935 allein „beischlafähnliche Handlungen“ strafbar, also im wesentlichen „Anal- und Schenkelvergleich“, nicht jedoch beispielsweise gegenseitig Onanie, wie es beim österreichischen § 129Ib der Fall war, so dass weibliche Homosexuelle zwar zur Unsichtbarkeit verdammt, aber nicht in gleichem Maß wie männliche Homosexuelle, strafrechtlich verfolgt wurden.⁹⁶

Der Verschärfung des § 175 im Jahre 1935 ging eine generelle Pervertierung der Justiz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten voraus. So sah nun § 175a für „qualifizierte Fälle homosexuellen Verkehrs“ Zuchthausstrafen bis zu zehn Jahren vor.⁹⁷

Doch auch nach Ende der NS-Herrschaft waren ein Ende rechtlicher Diskriminierung und die Hoffnung auf einen grundlegenden Bruch mit der Homophobie der Bevölkerungsmehrheit nicht in Sicht. Die Kontinuität in der gesellschaftlichen Einstellung zur Homosexualität zeigt sich auch in der Entschädigungspraxis nach dem Krieg. Deutschland hat, ebenso wie Österreich, die Rechtmäßigkeit der strafrechtlichen Verfolgung Homosexueller nie in Frage gestellt und für die Opfer gab es bis in die neunziger Jahre weder eine ideelle noch eine finanzielle Entschädigung.⁹⁸ Die Kriminalstatistik spiegelt das aggressive antihomosexuelle Klima und die Verfolgungsintensität der bundesrepublikanischen Behörden wieder:

⁹⁴ Vgl. C. Schoppmann: Verbotene Verhältnisse. Frauenliebe 1938-1945, Berlin 1999, S. 122-126.

⁹⁵ Der bis 1935 gültige § 175 lautet: „Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.“ Vgl. Schoppmann, 1999, S. 128.

⁹⁶ Vgl. Schoppmann, 1999, S. 128.

⁹⁷ Vgl. G. Grau (Hg.): Homosexualität in der NS-Zeit. Dokumente einer Diskriminierung und Verfolgung. Frankfurt a.M. 1993, S. 255 ff. G. Baumgartner: Alles Übel kommt vom Weibe. Die Verfolgung und Internierung von sog. „asozialen“ Frauen in der NS-Zeit. In: R. Perner (Hg.): Menschenjagd. Vom Recht auf Strafverfolgung. Wien 1992, S. 27-148.

⁹⁸ Vgl. M. Sartorius: Wider Gutmachung. Die versäumte Entschädigung der schwulen Opfer des Nationalsozialismus, in: Schulz: Paragraph 175. (abgewinkelte) Homosexualität und Strafrecht im Nachkriegsdeutschland. Hamburg 1994, S. 88-128.

„Im Vergleich zur Weimarer Republik hatte sich die Zahl der nach § 175 Verurteilten vervierfacht und belief sich zwischen 1950 und 1965 auf 44 231 rechtskräftig Verurteilte und gar 100 000 Ermittlungen.“⁹⁹

Erst 1968 reformierte die DDR den § 175 und stellte Homosexualität nicht mehr generell unter Strafe. Die Bundesrepublik allerdings brauchte mehrere Anläufe: 1969 wurde der § 175 reformiert; Homosexualität unter Männern unter 21 Jahren steht weiterhin unter Strafe. 1973 wird die Strafflosigkeit auf 18 Jahr gesetzt. Erst 1994, also vor gerade einmal 10 Jahren, streicht der Bundestag den § 175 vollständig.¹⁰⁰

Die Diskriminierungspraxis hielt in dieser Zeit an, obwohl bereits 1948 die *Allgemeinen Erklärungen der Menschenrechte* verkündet wurden, in der zum ersten Mal in einem internationalen Dokument mit dem Anspruch auf weltweite Geltung die Grundrechte aller Menschen definiert wurden.¹⁰¹ Im Jahr 1966 folgten die beiden weltweit grundlegenden völkerrechtlichen Verträge zum Schutz der Menschenrechte, der *Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte* und der *Internationale Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte*, die allen Menschen, also auch Lesben, Schwulen und Transgender, zustehen. Auch das 1979 verabschiedete *Internationale Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau* ist von Bedeutung, auch wenn hier die sexuelle Orientierung nicht explizit erwähnt wird.¹⁰²

Wie sieht nun die Situation der Menschenrechte von Lesben & Schwulen in der Europäischen Union aus?

Ebenso wie das Menschenrechtskomitee der Vereinten Nationen hat in Europa der Europäische Gerichtshof in zwei Fällen entschieden, dass Gesetze, die private einvernehmliche homosexuelle Handlungen zwischen Erwachsenen unter Strafe stellen, das Recht auf Privatleben verletzen und damit gegen die *Europäische Menschenrechtskon-*

⁹⁹ Schoppmann, 1999, S. 154.

¹⁰⁰ Vgl. E. Kraushaar: Schwule Listen. Namen, Daten und Geschichten. Reinbek 1994, S. 45. Eine gute, weltweite Übersicht zu den gesetzlichen Regelungen siehe W Dinkelberg u.a. (Hg.): Das Schweigen brechen. Menschenrechtsverletzungen aufgrund sexueller Orientierung, Berlin 1999, S. 140-158.

¹⁰¹ W. Dinkelberg u.a. (Hg.): Das Schweigen brechen. S. 12.

¹⁰² Die Menschenrechtsprinzipien auf die sich auch amnesty international im Kampf um die Rechte von Lesben, Schwulen und Transgender stützt sind im wesentlichen: Der allgemeine Gleichheitsgrundsatz und das Diskriminierungsverbot (Artikel 2 und 7 der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte*, Artikel 26 des *Internationalen Pakts über bürgerliche und politische Rechte*); Das Recht auf Privatleben (Artikel 12 der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte*, Artikel 17 des *Internationalen Pakts über bürgerliche und politische Rechte* und Artikel 8 der *Europäischen Menschenrechtskonvention*); Die Meinungs- und Versammlungsfreiheit (Artikel 19 und 20 der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte*, Artikel 19 und 22 des *Internationalen Pakts über bürgerliche und politische Rechte*); Das Recht auf freie Entwicklung der Persönlichkeit (Artikel 22 und 29 der *Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte*. Vgl. Dinkelberg u.a.: Das Schweigen brechen. S. 14.

vention verstoßen.¹⁰³ Dennoch gibt es Staaten, die das Recht auf Privatleben durch ihre einzelstaatliche Gesetzgebung unterlaufen.¹⁰⁴ Seit 1984 haben sich verschiedene EU-Institutionen verstärkt mit der Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung beschäftigt.

Die bedeutsamsten Entwicklungen haben allerdings im Wesentlichen erst seit 1994 stattgefunden, und zwar infolge der Verabschiedung eines Schlüsselberichtes des Ausschusses für Grundfreiheiten und innere Angelegenheiten des Europäischen Parlaments. Dieser „Bericht zur Gleichstellung von Schwulen und Lesben in der EG“¹⁰⁵, auch bekannt unter „Roth-Bericht“ nach seiner Verfasserin Angelika (37) Roth, damals MdEP für Bündnis 90/Die Grünen, beschreibt detailliert die große Bandbreite der Diskriminierungen, denen Lesben und Schwule in der Europäischen Gemeinschaft ausgesetzt sind, und rief auch außerhalb der EU-Institutionen beträchtliche Diskussionen hervor.¹⁰⁶ In den Folgejahren wies das Europäische Parlament in seinen Berichten und Entschlüssen über die Achtung der Menschenrechte auf die fehlende Anerkennung von Lesben und Schwulen hin, und zwar in Bezug auf unterschiedliche sexuelle Mindestaltersgrenzen, auf die Nichtanerkennung von PartnerInnenschaften, auf soziale, wirtschaftliche und rechtliche Unsicherheit, auf die (mangelnde) Gleichbehandlung von Beschäftigten der EU-Institutionen durch die öffentlichen ArbeitgeberInnen, auf die Situation von Lesben und Schwulen in den Gefängnissen und auf antihomosexuelle Gewalt.¹⁰⁷ Amnesty International zieht daraus den Schluss:

„Dies zeigt deutlich, dass man in Europa weit davon entfernt ist, Lesben, Schwulen und Transgender ihre vollen Menschenrechte zu garantieren“¹⁰⁸

Ein weiterer Schritt zur Verbesserung der Situation ist der *Amsterdamer Vertrag*, insbesondere Artikel 13,¹⁰⁹ von 1997, der am 1. Mai 1999 in Kraft trat, der die Gemein-

¹⁰³ So z.B. im Fall „Dudgeon versus United Kingdom“ (in der Entscheidung vom 22.Okt. 1981, Serie A, Nr. 45) und im Fall „ Norris versus United Kingdom“ (Entscheidung vom 26. Okt. 1998, Serie A, Nr. 142). Vgl. Center for Constitutional Rights: Promoting Lesbian and Gay Rights through International Human Rights Law. New York, 1992.

¹⁰⁴ Die Menschenrechtskommission des Europäischen Gerichtshofs nahm 1999 eine Resolution an, in der vorgeschlagen wurde, sieben europäische Länder anzuzeigen, weil sie sich weigerten, ihre Gesetzgebung zur Homosexualität den europäischen Standards in bezug auf Menschenrechte anzupassen; dies betraf Österreich, Rumänien und Zypern. Das Europäische Parlament rügte außerdem Bulgarien, Estland, Litauen und Ungarn und erklärte, dass es „ablehne, seine Einwilligung zum Beitritt in die Union Ländern zu geben, die in ihrer Gesetzgebung die Rechte der Schwulen und Lesben vergewaltigen“. Vgl. Unsere kleine Zeitung (UKZ), 2-3/99, S. 7 (aus Lesbian Magazine).

¹⁰⁵ EP-Dokument A3-0028/94.

¹⁰⁶ Vgl. Dinkelberg u.a.: Das Schweigen brechen. S. 16.

¹⁰⁷ ILGA Europa (Hg.): Gleichstellung von Lesben und Schwulen. Eine relevante Frage im zivilen und sozialen Dialog. Brüssel 1998, S. 15.

¹⁰⁸ Vgl. Dinkelberg u.a.: Das Schweigen brechen. S. 16.

¹⁰⁹ Artikel 13 des *Amsterdamer Vertrages* lautet:

schaft ausdrücklich mit der rechtlichen Kompetenz ausstattet, auch Diskriminierungen aufgrund sexueller Orientierung zu bekämpfen.¹¹⁰ Zudem hat der Rat im Oktober 2000 eine Richtlinie gegen Diskriminierung am Arbeitsplatz angenommen, die die Mitgliedsstaaten bis zum Jahr 2004 in ihr nationales Recht einbringen müssen.

Dass Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung auch am Arbeitsplatz existiert, belegen nicht zuletzt zwei Urteile des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte vom September 1999, in denen eine mit der sexuellen Orientierung begründete Entlassung für unrechtmäßig erklärt wurde.¹¹¹ Zudem haben in den letzten Jahren immer mehr Länder Partnerschaftsgesetze verabschiedet, die aber keine rechtliche Gleichstellung mit der Ehe bieten. In Dänemark können sich seit über zehn Jahren lesbische und schwule Paare beim Standesamt eintragen lassen. In den neunziger Jahren folgten Norwegen, Schweden, Island und die Niederlande dem dänischen Vorbild, wobei die Niederlande seit dem 1. April 2001 das erste Land der Welt ist, das die Ehe für Schwule und Lesben geöffnet hat. Auch Frankreich, Portugal, die Schweiz und Ungarn haben inzwischen Partnerschaftsgesetze verabschiedet. Nicht zuletzt weil das Europäische Parlament schon 1998 unzweideutig dazu aufgefordert hat, „die Nichtzulassung von homosexuellen Paaren zur Eheschließung“ zu beseitigen.¹¹²

Und Deutschland?

In Deutschland gibt es nicht wie in anderen europäischen Ländern ein Antidiskriminierungsgesetz, welches das Verbot der Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung verankert, aber am 1. August 2001 ist das „Gesetz zur Beendigung der Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Gemeinschaften: Lebenspartnerschaften“ (LPartG)¹¹³ in Kraft

Unbeschadet der sonstigen Bestimmungen dieses Vertrages kann der Rat im Rahmen der durch den Vertrag auf die Gemeinschaft übertragenen Zuständigkeiten auf Vorschlag der Kommission und nach Anhörung des Europäischen Parlaments einstimmig geeignete Vorkehrungen treffen, um Diskriminierungen aus Gründen des Geschlechts, der Rasse, der ethnischen Herkunft, der Religion oder der Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Ausrichtung zu bekämpfen.

Vgl. Vertrag zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft vom 25. März 1957; konsolidierte Fassung mit den Änderungen durch den Vertrag von Amsterdam vom 2. Oktober 1997 (CONF/4005/97/ADD2), Artikel 13. In: Europarecht. In der Fassung des Vertrages von Amsterdam. 12. Auflage. 2000, Text 2, S. 14.

¹¹⁰ Zwar ist die dem Parlament zugeordnete Rolle eher bescheiden weil z.B. dem einzelnen Opfer kein rechtlich durchsetzbarer Anspruch auf Nichtdiskriminierung gewährleistet wird, da der Rat Vorkehrungen zur Bekämpfung von Diskriminierungen treffen *kann*, aber nicht dazu verpflichtet ist und zudem stellt die erforderliche Einstimmigkeit eine hohe politische Hürde dar. Nichtsdestotrotz ermächtigt Artikel 13 zum ersten Mal die Europäische Gemeinschaft zur Bekämpfung von Diskriminierungen aufgrund sexueller Orientierung. Vgl. Dinkelberg u.a.: Das Schweigen brechen. S. 17.

¹¹¹ Vgl. Dinkelberg u.a.: Das Schweigen brechen. S. 17.

¹¹² die tageszeiung vom 22. Dezember 1999, S. 2 und 6.

¹¹³ Bundesgesetzblatt, Teil 1, Nr. 9 vom 22. Februar 2001, S. 266.

getreten. An die Begründung der eingetragenen Lebenspartnerschaft knüpfen sich vielfältige Rechtsfolgen im Zivil- und im öffentlichen Recht, die denen einer Ehe zum Teil gleichen, in einigen Punkten aber auch deutlich von ihnen abweichen. Der ursprüngliche Entwurf des Gesetzes enthielt noch weitere Regelungen, die auf Empfehlung des Rechtsausschusses des Bundestages aus dem Gesetz ausgegliedert und im Entwurf eines „Lebenspartnerschaftsgesetzergänzungsgesetzes“ zusammengefasst worden sind. Diese Regelungen haben allerdings nicht die erforderliche Zustimmung im Bundesrat erhalten.

Während mehrere Bundesländer rechtzeitig zum 1. August 2001 Ausführungsgesetze zum LPartG erlassen haben, erhoben Bayern, Sachsen und Thüringen vor dem Bundesverfassungsgericht eine so genannte Normenkontrollklage, mit der sie die Feststellung erreichen wollten, dass das LPartG insgesamt, zumindest aber einzelne Vorschriften, mit dem Grundgesetz unvereinbar und daher nichtig seien. Die gestellten Anträge auf Erlass einer einstweiligen Anordnung, um das Inkrafttreten des LPartG bis zur Entscheidung über die Normenkontrollanträge zu verhindern, hat das Bundesverfassungsgericht durch Urteil vom 18. Juli 2001¹¹⁴ ebenso abgelehnt wie es die Verfassungsmäßigkeit des LPartG später bestätigte.¹¹⁵ Neben dem Fehlen des Ergänzungsgesetzes bleiben auch die länderhoheitlich geregelten Umsetzungen des LPartGs ein Wermutstropfen für Lesben und Schwule. So müssen sich in Bayern lesbische und schwule Paare mit dem Gang zu einem Notar begnügen, das Standesamt bleibt ihnen verwehrt.¹¹⁶ Besonders schwierig ist laut Amnesty International auch die Auslegung des deutschen Asylrechts, bei dem „ein maßgeblicher Faktor allein schon die persönliche Einstellung der Bediensteten beim Bundesamt für die Anerkennung ausländischer Flüchtlinge oder der VerwaltungsrichterInnen in Bezug auf die sexuelle Identität seien“.¹¹⁷

Dass die jahrzehntelange rechtliche Verfolgung, Entrechtung, Ungleichbehandlung und Ausschließung Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung von Frauen haben muss, liegt nahe. Dass es unter lesbischen Frauen, wie in jeder ausgegrenzten Minderheit, ein kollektives Bewusstsein von Verfolgung und Unterdrückung gibt, welches sich nur langsam und im Nachgang zur Verbesserung der rechtlichen Situation wandeln kann, liegt ebenso auf der Hand. Den Auswirkungen fehlender rechtlicher Anerkennung, wie

¹¹⁴ Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 18. Juli 2001, Aktenzeichen I BVQ 23/01 und 1 BVQ 26/01.

¹¹⁵ Vgl. Dinkelberg u.a.: Das Schweigen brechen. S. 20.

¹¹⁶ Vgl. Die ewige Kämpferin für die gleichen Rechte. Maria Sabine Augstein legt heute Verfassungsbeschwerde gegen Bayerns Sonderweg bei der Homo-Ehe ein. In: Süddeutsche Zeitung vom 26. Juli 2001, S. 49.

¹¹⁷ Vgl. Dinkelberg u.a.: Das Schweigen brechen. S. 21 ff.

sie auch A. Honneth¹¹⁸ beschreibt, soll deshalb anhand der Aussagen der befragten Frauen im Detail in Kap. VI. dieser Arbeit nachgegangen werden.

Ebenso wie die Entwicklung rechtlicher Rahmenbedingungen lässt sich auch die Entwicklung der Berichterstattung öffentlicher Massenmedien skizzieren, welche in den letzten Jahren zweifelsohne zu mehr Sichtbarkeit und damit zu einer zumindest vordergründigen Liberalisierung lesbischer Lebensweisen geführt hat. Musste man 1994 noch Bild-Schlagzeilen wie „Martina Navratilova – Lesbe will Kind von Horror-Arzt“¹¹⁹ zur Kenntnis nehmen, lesen wir nunmehr, acht Jahre später im gleichen Blatt: „Tatort-Star Ulrike Folkerts: Ich bin froh, dass ich ‘ne Lesbe bin!“¹²⁰ Dazwischen liegen Jahre, in denen die Präsenz lesbischer und schwuler Themen stark angestiegen ist. Ende der neunziger Jahre kam scheinbar kaum eine Talkshow oder Soap ohne eine/einen „Vorzeige“-Lesbe oder –Schwulen aus, nur zu oft unter Zuhilfenahme von verunglimpfenden und diskriminierenden Klischees.

Auch die Arbeit der politischen Parteien ab 1998 wirkte sich deutlich auf die wachsende Medienpräsenz aus. So finden sich in vielen Programmen der demokratischen Parteien Äußerungen zu Lesben und Schwulen. So zum Beispiel im Parteiprogramm von B90/Die Grünen, die zum Thema „Gleichstellung von Lesben und Schwulen“ explizit Stellung bezogen. Mit großem Medienecho wurden bereits in den Koalitionsverhandlungen 1998 Schritte festgelegt, eine weitgehende rechtliche Gleichstellung von Lesben und Schwulen auf den Weg zu bringen, was schließlich in der Verabschiedung des LPartG mündete.¹²¹

Landesweit wurde intensiv berichtet und in zahlreichen Interviews konnten wir die Meinung von Menschen auf der Straße lesen, die von JournalistInnen befragt wurden: „Was halten Sie von dem neuen Gesetz?“¹²² Dabei wird die ganze Ambivalenz zur Situation der Akzeptanz von Lesben und Schwulen in der Gesellschaft deutlich. So lasen wir dann neben vielen positiven und unterstützenden Statements, wie „Wieso nicht?“, „Klar bin ich dafür!“, „Ich finde es gut, dass jetzt auch Homosexuelle heiraten können. Endlich haben sie die gleichen Rechte wie andere Paare. Und wenn sie Kinder wollen, sollten sie auch welche adoptieren dürfen“¹²³ auch sehr ablehnende Äußerungen von Passanten wie: „Ich bin überzeugter Christ. Als solcher kann ich die Homosexuellen-Ehe nicht gutheißen“; „Unter einer Ehe stelle ich mir etwas anderes vor. Das

¹¹⁸ A. Honneth: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M. 1994. S. 148-226.

¹¹⁹ Bild vom 14. Oktober 1994, S. 1.

¹²⁰ Bild vom 26. November 2002, S. 1

¹²¹ Vgl. Ohm: Gewalt gegen Lesben, 2000, S. 14.

¹²² So zum Beispiel auch in der tz vom 19. Juli 2001 S. 12.

¹²³ Vgl. tz vom 19. Juli 2001, S. 12.

ist ein kirchliches Sakrament, das Mann und Frau vorbehalten ist.“¹²⁴ Einige rufen sogar offen zu Ungleichbehandlung und Diskriminierung auf. So beispielsweise Johannes Singhammer, CSU, der in einem Interview von einer „systematischen Herabwürdigung der Familien in Deutschland“¹²⁵ spricht oder auch Winfried Röhl, Sprecher von Kardinal Wetter, der bestätigt „Alle Versuche, homosexuelle Lebenspartnerschaften mit Ehe und Familie auf eine Stufe zu stellen, lehnt die Kirche ab.“¹²⁶

Ähnlich ambivalent sind die Situation und die folgende Medienberichterstattung nach der Wahl von Klaus Wowereit zum Bürgermeister von Berlin. Außergewöhnlich positiv, weil noch nie da gewesen in der bundesdeutschen Geschichte, mutet die Tatsache an, dass sich ein Politiker vor seiner Wahl offen zu seiner Homosexualität bekannt, gewählt wird und von zahlreichen Medienberichten positiv bestärkt wird. Auch hier gibt es allerdings erschreckende Äußerungen, wie beispielsweise vom Parteitag der CSU. So liest man von einem dort anwesenden Politiker:

„Was er von einem homosexuellen Politiker wie Wowereit hält, sagt Josef Altinger ohne Umschweife: ‘Der gehört da nicht hin. Wenn der das macht, dann denken sich andere: Warum soll ich das nicht auch machen? In Bayern wird das noch anders bewertet.’ Indiskutabel sei das, die ‘Wurzel der menschlichen Moral’ sieht Altinger durch einen schwulen Politiker in Gefahr gebracht.“¹²⁷

Auf die Äußerung von Thomas Goppel, CSU, „dass dieser (A.d.V., Wowereit) versuche, mit seinem Partner der Biologie ein Schnippchen zu schlagen. Solche Lebensgemeinschaften wolle Rot-Grün auf eine Stufe mit Familien stellen. Mit der CSU – niemals“¹²⁸ antwortete Wowereit dann auch: „Solange solche Aussagen in Deutschland noch gemacht werden, muss noch sehr viel für Toleranz und Liberalität getan werden.“¹²⁹

Zusammenfassend lässt sich trotz der letztgenannten Beispiele vor allem Mitte und Ende der neunziger Jahre ein langsamer aber steter positiver Wandel sowohl in der rechtlichen Situation für Lesben und Schwule als auch quantitativ und qualitativ in der Medienberichterstattung feststellen. Die Thematisierung lesbisch-schwuler Lebensweisen führt zwangsläufig zu einer größeren Wahrnehmung und damit einhergehend zu einer Sichtbarkeit und potentiellen Normalisierung, die im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang eine größeren Akzeptanz von lesbischen Frauen und schwulen Männern nach sich ziehen kann. Inwieweit die zunehmende Annäherung an eine rechtliche Gleichstellung und die zunehmende medienöffentliche Präsenz für Lesben im konkre-

¹²⁴ Vgl. tz vom 19. Juli 2001, S. 12.

¹²⁵ Vgl. tz vom 19. Juli 2001, S. 12.

¹²⁶ Vgl. tz vom 19. Juli 2001, S. 12.

¹²⁷ Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 23./24. November 2002, S. 55.

¹²⁸ Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 23./24. November 2002, S. 55.

¹²⁹ Vgl. Süddeutsche Zeitung vom 23./24. November 2002, S. 55.

ten Lebensalltag tatsächlich schon spürbar geworden sind und zu wahrnehmbaren Verbesserungen und Erleichterungen geführt haben und ob demnach die These von einem kontinuierlichen Normalisierungsprozess zutrifft, soll anhand der Interviews in Teil IV. geklärt werden.

III.2. Lesbisches Leben – Eine historische Betrachtung zur Entwicklung von Subkultur und Community

Innerhalb der beschriebenen rechtlichen und gesellschaftspolitischen Entwicklung hat sich in den letzten Jahrzehnten eine umfangreiche und vielschichtige lesbische bzw. lesbisch-schwule Subkultur und Community entwickelt.

Waren es Anfang der siebziger Jahre im Zuge der Aktivitäten der zweiten deutschen Frauenbewegung in den Großstädten vor allem die Gründung von Frauenbuchläden, Frauenzeitschriften und -verlagen, Frauentherapiezentren und Frauenbildungshäusern,¹³⁰ entstanden im Zuge einer Differenzierung der Bewegung schon bald darauf Lesbengruppen, lesbische Arbeitskreise, Projekte und themenfokussierte Netzwerke. Im Jahr 1974 trafen sich beispielsweise bundesweit lesbische Frauen zum 1. Lesben-Pfingsttreffen in Berlin unter dem Motto „Homosexuelle Frauen – von der Vereinzelung zur Organisation“.¹³¹ In den ersten Jahren bis 1978 war ein ständiger Schwerpunkt dieses Treffens das Thema „Lesben innerhalb der Frauenbewegung“.

Das Lesben-Pfingsttreffen, ab 1992 in Lesben-Frühlings-Treffen umbenannt, wird jährlich in einer jeweils anderen Stadt veranstaltet und ist bis heute das wohl bekannteste überregionale Lesbentreffen. Im Jahr 1982 wurde der „deutsche Lesbenring“, ein bundesweiter Dachverband lesbischer Frauen gegründet und bereits im darauffolgenden Jahr in den auch heute noch so bezeichneten „Lesbenring e.V. – ein bundesweiter Zusammenschluss feministischer Lesben“ umbenannt. Die erste Zeitschrift, der „Lesben-

¹³⁰ Vgl. dazu auch: A. S. Münt: Der Beitrag lesbischer Frauen zur Öffentlichkeit der Autonomen Frauenbewegung am Beispiel einer Großstadt. Pfaffenweiler 1998, S. 59-67; I. Stoehr: Gründerinnen – Macherinnen – Konsumentinnen? Generationenprobleme in der Frauenbewegung der 1990er Jahre. In: I. Modelmog / U. Gräbel (Hg.): Konkurrenz & Kooperation. Frauen im Zwiespalt? Münster 1995, S. 91-116; U. Gerhard: Die „langen Wellen“ der Frauenbewegung – Traditionslinien und unerledigte Anliegen. In: R. Becker-Schmidt / G.-A. Knapp (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt/New York 1995, S. 247-278.

¹³¹ Die folgenden Ausführungen zur Geschichte der FrauenLesbenbewegung sind entnommen: L. Laps: Lesbisch sein allein genügt nicht. Teil 1. In: *Ihrrsinn – eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift*. – War was? 5/10 1995, S. 30-43 sowie L. Laps: Lesbisch sein allein genügt nicht. Ein Blick zurück nach vorn auf politisches Denken und Handeln in der Lesbenbewegung/West. Teil 2: die 80er und 90er. In: *Ihrrsinn – eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift*. – Lesben in Männer Gesellschaft. 5/11 1995, S. 51-67.

stich – eine Zeitung der Lesbenbewegung“ erschien im Jahr 1980 in Berlin. Zehn Jahre später wurde „Ihrrsinn – eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift“ gegründet und wird seither mit einer Auflage von 1500 bis 2000 Exemplaren halbjährlich herausgegeben.

Seit Anfang der 90er Jahre gibt es eine parallel zur Vervielfältigung postmoderner Lebensbedingungen verlaufende Differenzierung lesbischer Organisationsformen. Ergebnis dieser inhaltlichen Differenzierungsprozesse sind vielfältige und spezifische Organisationsformen und Interessensvertretungen in großer Anzahl. Das formelle und informelle Netzwerk der lesbischen Subkultur heute besteht im Wesentlichen aus städtisch und landespolitisch geförderten öffentlichen Einrichtungen, Selbsthilfe-Initiativen, selbstorganisierten Disco- und Bartreffs, kulturellen und privaten Treffs sowie den individuellen amicalen Netzwerken unter FrauenLesben.

Das formelle Netzwerk ist geprägt von den öffentlichen Einrichtungen der Länder und Gemeinden. So gibt es in zehn Bundesländern ein „Lesben- und Schwulenreferat“ oder „Referat für die Gleichstellung von Lesben und Schwulen“, welche die Politik der Gleichstellung auf Landesebene verwirklichen sollen und die zahlreiche Untersuchungsstudien beauftragen oder aber Diskussionsimpulse und Gesetzesinitiativen einbringen. Auch auf kommunaler Ebene finden sich Beispiele. So sind beispielsweise in zwei Ostdeutschen Städten, Leipzig und Dresden, die Stellen einer Lesbenreferentin eingerichtet worden.¹³² Daneben gibt es mittlerweile in beinahe jeder bundesdeutschen Großstadt Beratungsstellen, Lesbenzentren, Cafés für Frauen, Kulturzentren für Frauen, Frauenkneipen und –discos.

Aber auch unzählige private Initiativen prägen das lesbische Netzwerk. Lesbische Filmemacherinnen treffen sich selbstorganisiert, ebenso wie lesbische Journalistinnen, lesbische Mütter, Lesben in der Wirtschaft, Lesben mit Interesse an unterschiedlichsten Sportarten, Stammtische mit und ohne thematischen Bezug und vieles mehr. Ein Blick in die „Regenbogen-Seiten. Das lesbisch-schwule Adressbuch“ zeigt den mittlerweile beeindruckenden Umfang, immerhin finden sich darin knapp 4000 Adressen von offiziellen Gruppen, Initiativen, Organisationen und anderen wichtigen Einrichtungen der lesbisch-schwulen Infrastruktur aus Deutschland, Österreich und der Schweiz.¹³³ Und nicht zuletzt ist mit dem Internet und seinen zahlreichen Newsgroups, Mailing-Listen, virtuellen Galerien und den privaten und öffentlichen Homepages das lesbische Netzwerk größer und umfangreicher geworden, als jemals zuvor.¹³⁴

Darüber hinaus gibt es einen wissenschaftlichen Diskurs von lesbischen und schwulen Forscherinnen, die versuchen, der heterosexuell normierenden Definitionsmacht und

¹³² Ohms: Gewalt gegen Lesben, 2000, S. 14.

¹³³ Meyer, etc. (HG): Regenbogenseiten. Das lesbisch-schwule Adressbuch, 1997.

¹³⁴ Vgl. Schaecker & Hauser: Queerverbindungen. Schwule & Lesben im Datennetz. 1996.

den Wahrheitsansprüchen z.T. diskriminierender wissenschaftlicher Standardwerke eigene Forschungsarbeiten entgegenzustellen.¹³⁵ Die Situation der institutionellen Position lesbischer Forschung ist dabei allerdings denkbar ungünstig. In Deutschland gibt es keine Homostudien, auch keine staatliche Finanzierung der Homosexualitätsforschung oder aber ein traditionelles Zusammenspiel zwischen einer politisch gut organisierten und einträchtigen schwul-lesbischen Bewegung und einem „sorgsamem Staat“, wie es beispielsweise in den Niederlanden der Fall ist.¹³⁶

Nichtsdestotrotz entstanden in den letzten Jahrzehnten eine Vielzahl von Untersuchungen und Arbeiten, die sehr oft als Dissertationen, Abschlussarbeiten oder aber im Rahmen von Kongresspublikationen veröffentlicht wurden.¹³⁷ Auffällig ist, dass es eine starke Präsenz sozialwissenschaftlicher Forschung gibt, dagegen sehr wenige Forschungsarbeiten in den Disziplinen Jura, Medizin, oder Geschichte. Innerhalb der Sozialwissenschaften beschäftigen sich die Arbeiten der 70er und 80er, beeinflusst von der Frauenbewegung mit Fragen der Definition von Lesbischsein, Selbstorganisationsformen und Stigmamanagement. Seit Mitte der 80er Jahre gibt es zwei Forschungsströmungen. Die eine beschäftigt sich mit Fragen der Unterdrückung und Diskriminierung lesbischer Frauen, während die andere die Geschichtserforschung zum Leben lesbischer Frauen vor und zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorantreibt.¹³⁸ Seit Mitte der 90er werden unter dem Einfluss dekonstruktivistischer Ansätze Fragen der kollektiven Identität, Auswirkungen herrschaftlicher Machtverhältnisse oder aber die Veränderungen in der rechtlichen und gesellschaftlichen Situation von Lesben thematisiert.¹³⁹

Nach wie vor ist es allerdings so, dass sich der überwiegende Teil der Angebote und Infrastruktur in den Groß- und Universitätsstädten befindet. Schon in kleineren Städten existieren meist nur noch einige wenige Treffs und Projekte. Je ländlicher die Gegend, umso länger und meist vergeblich sucht man nach spezifisch lesbischen Veranstaltungen.

Doch bei aller Vergrößerung der lesbischen und schwul-lesbischen Infrastruktur: Es gibt auch gegenläufige Tendenzen. Kaum ein Jahr vergeht, in dem nicht traditionelle

¹³⁵ Vgl. beispielsweise die Aufsatzsammlung von Ursula Ferinand / Andreas Pretzel / Andreas Seeck: *Verqueere Wissenschaft?* Münster 1998. Darin insbesondere Sabine Hark: *Umstrittene Wissensterritorien*. S. 13-24. und Sabine Ayshe Peters: *Von der 'weiblichen Konträsexualität' zur 'pansexuellen Frau'. Lesbische Liebe im Spiegel sexualmedizinischer und psychologischer Fachterminologie*. Sowie Ulrich Biechele (Hg.): *Identitätsbildung. Identitätsverwirrung. Identitätspolitik – eine psychologische Standortbestimmung für Lesben, Schwule und andere*. 1998. Sabine Hark: *Grenzen lesbischer Identität*. 1996. Sabine Hark: *Deviant Subjekte* 1996.

¹³⁶ Vgl. J. Schuyf: *Gegenwärtige Lesbenforschung in Deutschland*. In: R. Lautmann (Hg.): *Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte*. Frankfurt a.M./New York 1993, S. 345-352.

¹³⁷ Vgl. dazu auch. M. Marti, A. Schneider, I. Sgier, A. Wymann (Hg.): *Querfeldein. Beiträge zur Lesbenforschung*. Bern/Zürich/Dortmund 1994.

¹³⁸ Vgl. ebd., S. 347 ff.

¹³⁹ Vgl. dazu auch: Kap. III.3.

und langjährige Frauenprojekte schließen müssen, weil städtische Gelder oder Mittel der Landesregierung gekürzt oder gestrichen wurden. Immer wieder steht die finanzielle Ausstattung von Lesbenberatungsstellen oder Gleichstellungsbeauftragten zu Disposition und viele private Initiativen verschwinden nach einigen Jahren, weil die finanziellen Mittel ausgegangen sind.

Wie bereits erwähnt, hat sich im Zuge der Entwicklung einer lesbischen bzw. lesbisch-schwuler Subkultur auch die wissenschaftliche Erforschung lesbischer Lebensweisen intensiviert.¹⁴⁰

III.3. Lesbisches Leben im Spiegel der Forschung

Die Sichtung der im deutschsprachigen Raum¹⁴¹ erschienen Veröffentlichungen zu meinem speziellen Thema brachte zwar einigen Erfolg, bezogen auf den Umfang der Arbeiten allerdings auch einige Ernüchterung. Diverse allgemeine theoretische Diskussionen¹⁴² sowie empirische Studien zu anderen spezifischen Fragestellungen und zudem älteren Datums¹⁴³ liegen zwar vor, im Gegensatz zu relativ umfangreichen Akti-

¹⁴⁰ Vgl. dazu auch die Ausführungen zur Entwicklung des lesbischen bzw. lesbisch-schwulen identitäts-theoretischen Diskurs, Kap. II.1.1.

¹⁴¹ Vor allem auch in den zahlreichen angloamerikanischen Studien fanden sich hilfreiche Anregungen. Die Ergebnisse sind allerdings aufgrund der kulturellen und gesellschaftlichen Unterschiede nicht übertragbar, so dass auf eine dezidierte Darstellung hier verzichtet wird.

¹⁴² Vgl. A. Rich: Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In: D. Schultz (Hg.): Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich. Berlin 1991; G. Husmann: Getrennt vereint – vereint getrennt. Sexualität und Symbiose in lesbischen Beziehungen. Pfaffenweiler 1994; T. de Lauretis: Die andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität. Berlin 1996; Hark: Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität. Opladen 1996; B. Gissrau: Die Sehnsucht der Frau nach der Frau. Psychoanalyse und weibliche Homosexualität. München 1997; S. S. Jäger: Doppelaxt und Regenbogen? Zur Genealogie lesbisch-feministischer Identität. Tübingen 1998.

¹⁴³ Vgl. S. Schäfer: Sappho 70. Zur Situation der lesbischen Frau heute. Mit Interviews und Straßenbefragungen. Henstedt-Ulzburg 1971; U. Fritz u.a.: Psychosoziale Bedingungen weiblicher Homosexualität, Dipl.-Arb., Frankfurt a.M. 1976; L. Pagenstecher: Coming out – ein lebenslanger Prozess. In: Dokumentation der Tagung Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. München 1978, S. 28-44; G. Ginsheim: Lesbische Frauen in der Frauen-/Lesbenbewegung. Versuch einer Analyse der Auswirkungen von Zugehörigkeit zur Frauen-/Lesbenbewegung auf der Grundlage empirischen Materials. Dipl.-Arb., Köln-Wuppertal 1979; C. Steltzer: Verschiedene Betrachtungsweisen weiblicher Homosexualität in der wissenschaftlichen Diskussion. Dipl.-Arb. TU Berlin 1980; B. Diehl: Weibliche Homosexualität. Dipl.-Arb., Berlin 1982; I. Kokula: Formen lesbischer Subkultur. Berlin 1983; M. Müller: Lesbisch-Sein: Krankheit oder Lebensform? Dipl.-Arb., München 1983; I. Pohl: Die Darstellung der aktuellen Diskussion der weiblichen Homosexualität. Dipl.-Arb., Hamburg 1983; S. v. Paczensky: Verschwiegene Liebe. München 1984; A. Wolters: Organisierte Selbsthilfe zur Aufhebung der Diskriminierung und zur Verbesserung der Lebenssituation lesbischer Frauen. Dipl.-Arb., Berlin 1984; B. Reinberg/E. Roßbach: Stichprobe Lesben. Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen

vitäten zur empirischen Erforschung der schwulen Lebenswelt in Deutschland, musste jedoch festgestellt werden: Über die moderne Lesbe der 90er, ihre Gefühle, Ansichten, Sorgen – eben, ihr inneres und äußeres Gesicht, weiß man relativ wenig.

Neueres empirisches Material zur Frage der Herstellung und Aufrechterhaltung lesbischen Identität, der Entwicklung und Verwirklichung lesbischer Selbst- und Lebenskonzepte und die Auswirkungen des gesellschaftlichen Umfeldes liegen meines Wissens nicht vor. Maßgeblich für diese Arbeit waren vor allem folgende empirische Studien:

- Reinberg & Rossbach: Stichprobe Lesben, Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt von 1985,
- Schreurs: Vrouwen in lesbische relaties. Verbondenheid, autonomie en seksualiteit von 1991,
- Knoll, Edinger & Reisbeck: Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt von 1997, sowie die Arbeit von
- Münst: Der Beitrag lesbischer Frauen zur Öffentlichkeit der autonomen Frauenbewegung am Beispiel einer Großstadt von 1998.

Reinberg & Rossbach: Stichprobe Lesben, Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt von 1985

Eine der bekanntesten und viel zitierten Studien innerhalb der Lesbenforschung ist die nunmehr fast 20 Jahre alte Arbeit von Rossbach und Reinberg, welche 1985 veröffentlicht wurde. Ziel der quantitativen und bundesweit durchgeführten Studie war es damals, mit Hilfe einer Fragebogenerhebung, die 1981 mit 372 Befragten durchgeführt wurden, Erkenntnisse zu gewinnen über repressive Verhaltensweisen der heterosexuellen Umwelt gegenüber lesbischer Frauen. Dabei wurden von den Autorinnen alle Formen repressiven Verhaltens als Diskriminierung bezeichnet und zwar dann, wenn

Umwelt. Pfaffenweiler 1985; M. Göttert: Fremdbild-Selbstbild. Medikalisierung der Homosexualität und Entstehung lesbischer Subkultur. Dipl.-Arb., Frankfurt a.M. 1987; M. Barz: Hättest du gedacht, dass wir so viele sind? Lesbische Frauen in der Kirche. Stuttgart 1987; K. Kolbe: Lesbische Identität in der Adoleszenz. Diss. Braunschweig 1988; A. Schultz: Lesbentelefone und -beratungsstellen in der Bundesrepublik Deutschland als emanzipatorische Projekte. Dipl.-Arb., Hamburg 1989; B. Trampenau: Kein Platz für lesbische Mädchen. Beeinträchtigungen und Möglichkeiten für Konzepte lesbischer Mädchenarbeit. Kiel 1989; B. Palzkill: Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport. Bielefeld 1990; M. Barz/H. Leistner: Aus der Nicht-existenz auftauchen... Der Beitrag von Tagungsarbeit zum Identitätsbildungsprozess lesbischer Frauen in der Kirche. Diss., Hannover 1993.

die Befragten selbst die Verhaltensweisen als diskriminierend erlebt hatten und im Fragebogen als Diskriminierungen angaben.¹⁴⁴ Nachdem die Fragebögen bei drei überregionalen Lesbentreffen, vier Berliner Lokalen sowie durch Inserate in den Zeitschriften „EMMA“ und „COURAGE“ gestreut wurden, ist davon auszugehen, dass vor allem politisch aktive Frauen erreicht wurden und weniger die FrauenLesben, die weder Kontakte zur Frauen-/Lesbenbewegung haben, noch Lokale der lesbischen Subkultur besuchen.¹⁴⁵

Zu den wichtigsten Ergebnissen zählen:

- Auf die Frage nach der Geheimhaltung des eigenen Lesbischseins ergaben sich insbesondere vier Bereiche, in denen Frauen besonders häufig ihr Lesbischsein verschweigen.
 - ⇒ Im medizinischen Bereich verheimlichen 20 % der Befragten ihr Lesbischsein immer und 42 % teilweise;
 - ⇒ im beruflichen Kontext 19 % immer und 63 % teilweise/manchmal;
 - ⇒ im Wohnbereich verheimlichen 18 % immer und 48 % teilweise,
 - ⇒ im Familienkontext verheimlichen 15 % ihr Lesbischsein und 58 % teilweise.

Auch im Bereich der Universitäten und der Öffentlichkeit ist der Anteil mit 44 % und 59 %, die ihr Lesbischsein teilweise verheimlichen noch sehr hoch. Lediglich im Bereich der selbst gewählten Freunde und Freundinnen überragt der Anteil von 80 %, die ihr Lesbischsein nie verheimlichen.

- Diskriminierungen erlebten lesbische Frauen in folgenden Bereichen:
 - ⇒ In der Öffentlichkeiten fühlten sich 76 % diskriminiert,
 - ⇒ in der Familie 73 %, im Freundes- und Bekanntenkreis 63 %,
 - ⇒ in der Schule/Universität 52 %,
 - ⇒ im medizinischen/therapeutischen Bereich 48 %,
 - ⇒ am Arbeitsplatz 46 % und im Wohnbereich 23 %.

¹⁴⁴ Vgl. Reinberg und Rossbach: Stichprobe: Lesben, 3. Auflage 1995, S. 22.

¹⁴⁵ Verteilt wurden 1300 Fragebögen von denen 373 ausgefüllt wurden. Die Autorinnen selbst schreiben: „Unsere Selbstdarstellung als LAZ-Frauen (Lesben-Aktionszentrum) dürfte die Zusammensetzung der Stichprobe beeinflusst haben. So können wir keine Aussagen über ‘die Lesben in der BRD’ machen, sondern, wie sich aus der Zusammensetzung unserer Stichprobe ergibt, am ehesten über 20 bis 30 Jahre alte lesbische Frauen, die in Großstädten mit über 300000 Einwohnern leben, eine höhere Schulbildung haben, sich der Frauen-/Lesbenbewegung zugehörig fühlen und an Lesbentreffen oder sonstigen Aktivitäten innerhalb der Lesbenbewegung teilnehmen bzw. Subs besuchen“. Vgl. Reinberg und Rossbach: Stichprobe: Lesben, 3. Auflage 1995, S. 34.

- Physische Gewaltanwendung gegen Lesben gab es zwischen 3 % und 16 %. Herausragend in den körperlichen Aggressionen waren Fremde (Öffentlichkeit) mit 16 % und Freunde/Bekannte mit 6 %. Vergewaltigungen, die erklärtermaßen aufgrund des Lesbischseins erfolgten: 6 %. Weil sie lesbisch sind, gaben 14 % an ihren Erwerbsarbeitsplatz verloren zu haben, gar nicht erst eingestellt wurden deswegen 10 %.
- 23 % erhielten keinen Wohnungsmietvertrag, weil sie ihr Lesbischsein nicht verheimlichten. Schikanen von Hauswirten erlebten 16 %, die Untermieterlaubnis für Partnerinnen wurde 14 % verweigert, und 4 % wurde der Wohnungsmietvertrag gekündigt. Bei 17 % brach die Familie den Kontakt zu ihnen ab oder schränkte ihn zumindest ein, bei 37 % der Lesben reagierten Freundinnen und Freunde ebenso.¹⁴⁶

In dem ursprünglichen methodischen Grund der Autorinnen, sich für standardisierte Fragebögen zu entscheiden, liegen auch die Grenzen der Studie. Die Autorinnen wollten mit ihrer Fragestellung herausfinden, „ob unsere Hypothese, dass viele lesbische Frauen Diskriminierung erleben, der Realität entspricht.“¹⁴⁷ Anonyme Fragebogen bieten einerseits Schutz zumal Diskriminierungen immer auch ein Angriff auf das Selbstwertgefühl der betroffenen Frauen sind und über so ein sensibles Thema nicht gerne persönlich und mit Fremden gesprochen wird. Andererseits fehlen die Möglichkeiten der Differenzierung, der Erläuterung von Fragen, des Nachfragens und der Verständnisüberprüfung. Zudem können gerade spezifische oder subtile und indirekte Zusammenhänge und Erlebniswelten in ihrer Komplexität nicht erfasst werden. Die vorliegende Arbeit setzt aus den genannten Gründen explizit an diesem Punkt an und versucht anhand der narrativen und themenzentrierten Interviews den Erzählungen über subtile oder komplexe Erfahrungen und Erlebnisse freien Raum zu lassen.

Fazit: Insbesondere die Ergebnisse zur Geheimhaltung des eigenen Lesbischseins vor allem im beruflichen und familiären Umfeld waren für meine Arbeit als Orientierungspunkte von Bedeutung. Wenn die Verbesserung der rechtlichen und medienöffentlichen Akzeptanz und Anerkennung lesbischen Lebens tatsächlich spürbar für die von mir befragten Frauen ist, dann müsste sich Umfang und Art der Geheimhaltung deutlich verringert haben.

¹⁴⁶ Vgl. Reinberg und Rossbach: Stichprobe: Lesben, 3. Auflage 1995, S. 155.

¹⁴⁷ Vgl. ebd., S. 31.

Schreurs: Vrouwen in lesbische relaties. Verbondenheid, autonomie en seksualiteit von 1991,

Karin Schreurs beschäftigt sich in ihrer 1991 publizierten Forschungsarbeit mit Fragen zum Thema lesbische Identität und lesbische Partnerschaft, insbesondere mit den Themen Autonomie und Verbundenheit sowie anverwandten Konzepten zur Gestaltung des täglichen Lebens, der Zufriedenheit mit der Beziehung, Sexualität, Aspekten im Zusammenhang mit der Geschlechtsrolle und sozialen Gesichtspunkten.¹⁴⁸ Sie wertet dabei vorliegende empirische, vor allem angloamerikanische und niederländische Studien aus und verknüpft deren Ergebnisse. Schreurs kommt zu dem Ergebnis, dass im Vergleich zur Forschung über heterosexuelle bzw. schwule Paare, relativ wenige Untersuchungen von lesbischen Beziehungen vorliegen. In der daraufhin von Schreurs durchgeführten Untersuchung versuchte die Autorin vor allem die Nuancen lesbischer Beziehungen im Blick zu behalten. Mittels Fragebogen wurden 119 lesbische Frauen befragt. Die Auswahl erfolgte im Rahmen von Vorlesungen für lesbische Frauen an der Universität sowie mittels Anzeigen in der feministischen, lesbischen und schwulen Presse. Der Versuch eine möglichst heterogene Gruppe zusammenzustellen gelang nur teilweise. So umfasst die Stichprobe hauptsächlich (A.d.V. niederländische) Frauen zwischen dreißig und vierzig Jahren, die im Durchschnitt seit sieben Jahren in einer lesbischen Beziehung leben und keine Kinder haben, relativ gut ausgebildet sind und einen gelernten bzw. qualifizierten Beruf ausüben, nicht religiös sind, zu den linken Parteien neigen und in mittelgroßen bis großen Stadt wohnen.¹⁴⁹

Die zentralen Fragestellungen der Untersuchung waren: Wie gestalten Frauen ihre lesbischen Beziehungen? Welche individuellen, beziehungsbezogenen und sozialen Faktoren beeinflussen die Zufriedenheit mit der Beziehung? Welche Ähnlichkeiten und Unterschiede gibt es auf dem Gebiet der Intimität, der Autonomie und der Zufriedenheit mit der Beziehung zwischen lesbischen und heterosexuellen Beziehungen? Welchen Stellenwert hat die Sexualität?

Wesentliche Ergebnisse der Untersuchung von Schreurs sind:

- Variablen, welche die Zufriedenheit mit der Beziehung beeinflussen sind: auf der individuellen Ebene die Beziehung zur Mutter und mit dem Vater, die Zahl der Beziehungen mit Frauen und der mit Männern; auf der Beziehungsebene selbst das Maß an Intimität, die Einstellung zu Intimität, das Maß an Autonomie sowie die Einstellung zur Autonomie und Gerechtigkeit; auf der sozialen Ebene die Reaktion der sozialen Umgebung und die Teilnahme an der lesbischen Subkultur.¹⁵⁰ Dabei ist

¹⁴⁸ Vgl. Schreurs, Karin: Sozialwissenschaftliche Forschung zum Thema lesbische Identität und lesbische Partnerschaft. In: Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation des Referates für gleichgeschlechtliche Lebensweisen, Nr. 9, herausgegeben von der Senatsverwaltung für Jugend und Familie Berlin, S. 25.

¹⁴⁹ Vgl., ebd., S. 101.

¹⁵⁰ Vgl., ebd., S. 102.

die Zufriedenheit mit der lesbischen Beziehung „größer bei den Frauen, die ihre Beziehung zu den Eltern als liebevoll beschreiben, bei Frauen, die eine größere Intimität in der lesbischen Beziehung angeben sowie bei Frauen, die ihre Beziehung als „gerecht“ empfinden.“¹⁵¹

- Im Vergleich zu heterosexuellen Paaren teilen Frauen in lesbischen Beziehungen mehr emotionale Erfahrungen mit ihrer Partnerinnen. „Im Allgemeinen schätzen Frauen emotionale Intimität mehr als Männer. Lesbische Paare verbringen auch mehr Freizeit zusammen als heterosexuelle Paare.“¹⁵²
- In Bezug auf die sexuelle Befriedigung spielt die sexuelle Intimität die größte Rolle. Die Paare schlafen öfter zusammen, weil die Partnerinnen Intimität erleben wollen, weniger aus körperlicher Lust. „Abgesehen davon waren auch die höhere Wertschätzung der Monogamie sowie die Frequenz der sexuellen Kontakte wichtig im Hinblick auf die Zufriedenheit, diese waren jedoch weniger ausschlaggebend.“¹⁵³

Aspekte der Interaktion zwischen den Frauen, die Entwicklungen in lesbischen Beziehungen auf dem Hintergrund ihres spezifischen gesellschaftlichen Kontextes sowie die Auswirkungen privater und subkultureller Netzwerke kommen in der Untersuchung von Schreurs allerdings zu kurz.

Fazit: Die Arbeit von Schreurs ist insbesondere deshalb von Bedeutung, weil ein Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit in aktuellen Beziehungen und den Beziehungen zur Familien (eingeschlossen die Akzeptanz vs. Ablehnung der Lebensform durch die Familie) bzw. den Reaktionen der sozialen Umgebung sowie der Teilnahme an der lesbischen Subkultur festgestellt wurde. Dieser Zusammenhang legt die These nahe, dass Frauen mit akzeptierenden und anerkennenden familiären und sozialen Beziehungen nicht nur ihre Beziehung als zufrieden stellender erleben, sondern ihre gesamte aktuelle Lebensgestaltung. Wenn sich der Grad an familiärer und sozialer Akzeptanz für die interviewten Frauen tatsächlich innerhalb der letzten Jahre spürbar erhöht hat, dann müssten sich die Erzählungen der älteren Interviewpartnerinnen deutlich von denen Jüngerer unterscheiden. Eine These, die anhand der ausgewerteten Interviews überprüft werden soll.

¹⁵¹ Vgl., ebd., S. 103.

¹⁵² Vgl., ebd., S. 105.

¹⁵³ Vgl., ebd., S. 110.

Knoll, Edinger & Reisbeck: Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt von 1997

Die bis dato umfangreichste Studie zum Thema Lesben und Schwule in der Arbeitswelt führten Knoll, Edinger und Reisbeck im Auftrag des Niedersächsischen Sozialministeriums unter Leitung des Forschungsvorhabens von Prof. H. Keupp vom Institut für Psychologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, durch. Die Ergebnisse der schriftlichen Befragung von 2522 lesbischen Frauen und schwulen Männern wurden 1997 publiziert.¹⁵⁴ 17000 standardisierten Fragebögen wurden bundesweit über die Verteilerschienen schwule, lesbische und Frauen-Zeitschriften, schwule und lesbische Gruppen und Zentren, das schwule Tagungshaus Waldschlösschen, schwul-lesbische Veranstaltungen wie Straßenfeste, Veranstaltungen der schwulen Manager, lesbische und schwule Lokale sowie andere Multiplikatoren und persönliche Weiterverteilungen von BefragungsteilnehmerInnen, gestreut. Von den zurückgesandten Fragebögen waren 26,8 % von lesbischen Frauen und 73,2 % von schwulen Männern.¹⁵⁵

Die wichtigsten, ausschließlich die Stichprobe der lesbischen Frauen¹⁵⁶ betreffenden Ergebnisse der Studie sind:

- Zur Diskriminierung am Arbeitsplatz gaben 1,9 % an, ganz sicher eine Stelle wegen ihrer Homosexualität nicht bekommen zu haben, 7,1 % vermuten dies. 11,5 % der Frauen haben wegen ihrer Homosexualität schon einmal die Stelle gewechselt und 17,9 % vermeiden es, sich bei einem bestimmten Arbeitgeber zu bewerben, weil sie lesbisch sind.

Die Frage „Haben Sie im Rahmen Ihrer Arbeit schon Benachteiligungen/Diskriminierungen wegen Ihrer Homosexualität erlebt?“ ergibt folgendes Bild:

- ⇒ 50,6 % erlebten unangenehme Lesbenwitze;
- ⇒ 43,9 % gaben an, dass KollegInnen hinter ihrem Rücken über sie reden;
- ⇒ 32,3 % erlebten ein unangenehmes Interesse an ihrem Privatleben;
- ⇒ 28,8 % erlebten unangenehme sexuelle Anspielungen
- ⇒ 20,9 % fühlten sich lächerlich gemacht;
- ⇒ 21,5 % erleben den Rückzug von KollegInnen und 15,7 % fühlen sich beleidigt.

¹⁵⁴ Vgl. Knoll, Edinger, & Reisbeck: Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt. 1997, S. 6.

¹⁵⁵ Vgl. ebd., S. 89.

¹⁵⁶ Für meine Arbeit waren die differenzierten Ergebnisse der 676 befragten lesbischen Frauen von größerer Bedeutung als die allgemeineren Daten der Gesamtstichprobe aller Lesben und Schwulen. Ich möchte daher auf die Darstellung der spezifisch schwulen Ergebnisse verzichten. Die vollständigen Ergebnisse sind nachzulesen bei Knoll, Edinger, & Reisbeck: Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt. 1997.

⇒ 10,7 % der befragten lesbischen Frauen erlitten sexuelle Belästigungen und 1,7 % körperliche Gewalt.¹⁵⁷

- In Bezug auf die Offenheit im Betrieb gaben 10,0 % der Frauen an, ihre Homosexualität geheim zu halten, 63,6 % sprechen dies nicht bewusst an, würden es aber sagen, wenn sie gefragt würden und 13,8 % gaben an, den KollegInnen bewusst von ihrer Homosexualität zu erzählen.¹⁵⁸ Die gemachten Erfahrungen, wenn mit KollegInnen gesprochen wurde, beschreiben 53,1 % als überwiegend gut, 20,7 % als gemischt und 25,3 % als überwiegend schlecht.
- An positiven Veränderung am Arbeitsplatz fordern 86,6 % Diskriminierungsverbote in arbeitsrechtlichen Richtlinien und 55,6 % homosexuelle Lebensformen als Thema während der Ausbildung; 45,9 % wünschen sich AnsprechpartnerInnen im Betrieb; 43,8 % fänden Aktionen der Gewerkschaften zum Thema Homosexualität gut und mehr als 30 % befürworten Fortbildungsveranstaltungen für Vorgesetzte und KollegInnen.¹⁵⁹
- Außerhalb des Arbeitslebens erlebten 70,5 % herabsetzende/diskriminierende Witze, 83,0 % Blicke und 62,7 % Beleidigungen. 29,8 % erlebten Bedrohungen, 9,2 % körperliche Gewalt und 5,2 % sexuellen Missbrauch. Nur 26,5 % der lesbischen Frauen gaben an, über ihre Homosexualität mit ihrer Mutter offen reden zu können, 41,8 % gaben an, das Reden sei teilweise oder ganz problematisch und 16,7 % reden überhaupt nicht. Mit dem Vater offen reden können sogar nur 10,2 % der Befragten, darüber gar nicht zu reden, gaben 36,7 % an.¹⁶⁰
- In Sachen „lesbische Identität“ gaben 91,3 % der Frauen an, sich als lesbisch zu bezeichnen, nur 2,6 % benutzen den Begriff „homosexuell“. Dabei fühlen sich 18,6 % eher wohl mit ihrem Lesbischsein und für 75,5 % trifft es voll zu. 85,3 % der lesbischen Frauen bestätigt, dass es gut ist, dass Lesben und Schwule Bereiche haben, wo sie ganz unter sich sind. 82,3 % der befragten Frauen finden es ermutigend, wenn Lesben und Schwule öffentlich erkennbar sind.¹⁶¹

Nach dem auch diese Studie mit standardisierten Fragebögen arbeitete, gelten auch hier die Grenzen dieser Methodik. Wie schon zuvor bei Reinberg & Rossbach angemerkt, können differenzierte und subtile Zusammenhänge nicht erfasst werden und vor allem frauenspezifische Berufssituationen bleiben unberücksichtigt.

Fazit: Die Studie von Knoll, Edinger und Reisbeck zeichnet ein aktuelles, umfangreiches und dezidiertes Bild der Situation von Lesben und Schwulen am Arbeitsplatz. Be-

¹⁵⁷ Vgl. Knoll, Edinger, & Reisbeck: Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt. 1997, S. 114.

¹⁵⁸ Vgl. ebd., S. 119.

¹⁵⁹ Vgl. ebd., S. 130.

¹⁶⁰ Vgl. ebd., S. 134.

¹⁶¹ Vgl. ebd., S. 138-140.

sonders deutlich wird der Umfang, mit welchem lesbische Frauen am Arbeitsplatz Diskriminierungen erleben, ihre Lebensweise verheimlichen oder den Arbeitsplatz wechseln, um Diskriminierungen zu entgehen. Auch im sozialen Bereich erleben lesbische Frauen permanent und zum Teil massive Abwertungen und Diskriminierung, welche ganz sicher in der Selbstwahrnehmung der Frauen ihre Spuren hinterlassen. Nachdem die Datenerhebung nur vier Jahre zurück liegt, wird vermutet, dass sich die Tendenz der Befragung von Knoll, Edinger und Reisbeck auch in dem vorliegenden Interviewmaterial wieder findet. Interessant ist dabei, ob es Hinweise von Verbesserungen auch in diesem kurzen Zeitraum gibt. Vor allem ist aber durch die Interviewsituation der vorliegenden Arbeit die Möglichkeit gegeben, einzelne Ergebnisse von Knoll, Edinger und Reisbeck zu vertiefen und vor allem um den Aspekt des Umgangs und der Bewältigung durch die Frauen zu erweitern.

Münst: Der Beitrag lesbischer Frauen zur Öffentlichkeit der Autonomen Frauenbewegung am Beispiel einer Großstadt von 1998

Im Gegensatz zu Reinberg / Rossbach und Schreurs, deren Perspektive auf das Individuum gerichtet war, untersuchte Münst in ihrer Studie „Der Beitrag lesbischer Frauen zur Öffentlichkeit der Autonomen Frauenbewegung am Beispiel eine Großstadt“ von 1998 (Datenerhebung von 1992/1993) explizit die Sozialbeziehungen und öffentlichen Räume lesbischer Frauen. Anliegen der Autorin ist es, die heterogenen Organisationsformen lesbischer Frauen in ihrem sozial-politischen Kontext, die Herstellung öffentlicher Frauenräume zu beschreiben und dabei auch zu verdeutlichen, wie die Beteiligten sich selbst definieren und wie sie Lesbischsein deuten.¹⁶² Die Studie nutzt sowohl teilnehmende Beobachtungen, Gruppen- und Einzelinterviews, Dokumentenanalyse als auch anonyme standardisierte Fragebogen. Befragt und beobachtet wurden alle infrage kommenden Frauenprojekte und Gruppen der Stadt. Die Fragebögen wurden primär an die Teilnehmerinnen der jeweiligen Veranstaltungen verteilt. Darüber hinaus bilden vor allem 39 Gesprächsprotokolle von Veranstaltungsbesucherinnen sowie 41 ausgefüllten Fragebögen zur Selbstdefinition lesbischer Frauen die Datengrundlage.¹⁶³

Die wichtigsten von Münst erarbeiteten Ergebnisse sind:

- Die Motivation lesbischer Frauen, Organisationsformen für Frauen zu initiieren begründet sich in der Überzeugung, dass Öffentlich-Sein politisch relevant ist und dass öffentliche Frauenräume deshalb wichtig sind sowie darin, dass gegen die inhaltliche und personelle Ausgrenzung von Frauen aus etablierten und öffentlich

¹⁶² Vgl. Münst: Der Beitrag lesbischer Frauen zur Öffentlichkeit der Autonomen Frauenbewegung am Beispiel einer Großstadt. 1998, S. 58.

¹⁶³ Vgl. ebd., S. 91-95.

finanzierten Einrichtungen angegangen werden muss. Ziel ist es weiterhin, Raum für die Entwicklung feministischer Inhalte zu gewinnen und/oder konkrete Unterstützungsangebote für Frauen selbst zu etablieren. Aber auch persönliche Motive, wie das Bedürfnis nach Kontakten, nach einer angenehmen (Arbeits-) Atmosphäre oder die Möglichkeit der inhaltlichen Gestaltungen sind wesentliche Motive des Engagements.¹⁶⁴

- Sowohl die Organisationsstrukturen als auch die Arbeit in der Frauenöffentlichkeit wurden erfasst. Dabei wurde die ökonomische Abhängigkeit der lokalen Frauenöffentlichkeit von EntscheidungsträgerInnen herrschender Institutionen deutlich. Vor allem aber die unbezahlte Arbeit vieler lesbischer Projektfrauen ist die wichtigste Ressource, die zur 'Eigenfinanzierung' der Projekte und Gruppen beiträgt.¹⁶⁵
- Die befragten Frauen vertreten unterschiedliche Definitionen von Lesbischsein. Die Selbstdefinition von Lesbischsein als „Bezugnahme auf Frauen“, wird am häufigsten, nämlich von 20 der 41 Befragten, verwendet. „Für diese Frauen drückt sich Lesbischsein in ihrem alltäglichen sozialen und politischen Verhalten, in ihrer Perspektive auf Gesellschaft und auf das soziale Umfeld aus.“¹⁶⁶ 11 Frauen wählen die angebotene Kategorie „Liebesbeziehungen mit Frauen leben“, für 3 steht die „Beziehung zu sich selbst“ im Vordergrund, für 3 „Sexualität mit Frauen zu leben“ und für 3 Frauen ist es ein „Politikum“.¹⁶⁷ Die Erklärungsmuster über Verbindungen zwischen Feministischsein und Lesbischsein reichen von einer „untrennbaren Verbindung“ über „eine Kausalbeziehung in beide Richtungen“ bis hin zur „völligen Unabhängigkeit“.¹⁶⁸

Fazit: Für meine Arbeit von besonderem Interesse ist insbesondere folgendes Ergebnis von Münt: „Lesbischsein wird in den Selbstdefinitionen vorwiegend erst dann, [...], als 'selbstverständlich praktizierte Lebensweise' interpretiert, wenn der Widerspruch zwischen kultureller Norm und der lesbischen Lebensweise rational erklärt und daraus folgend das Stigma aktiv in Kauf genommen wird. Infolge dieser Auseinandersetzung wird für einige lesbische Frauen ihre Lebensweise dann zur 'entschiedenen' Lebensweise.“¹⁶⁹ Dieser Spur nachgehend, versucht die vorliegende Arbeit die von den Frauen gewählten Selbstdefinitionen differenziert zu erfassen und Verbindungen mit Erlebnissen mit dem sozialen Umfeld herauszuarbeiten. In Kapitel VIII. dieser Arbeit, in der Zusammenfassung der empirischen Ergebnisse, wird auf Übereinstimmungen, Abweichungen und entsprechende, besondere Gesichtspunkte im Vergleich zu den vier hier vorgestellten Studien eingegangen.

¹⁶⁴ Vgl. Münt: Der Beitrag lesbischer Frauen 1998, S. 133-136.

¹⁶⁵ Vgl. ebd., S. 223.

¹⁶⁶ Vgl. ebd., S. 249.

¹⁶⁷ Vgl. ebd., S. 242.

¹⁶⁸ Vgl. ebd., S. 260.

¹⁶⁹ Vgl. ebd., S. 272.

III.4. Lesbisches Leben konkret – Die Interviewpartnerinnen

Meine Interviewpartnerinnen sollen im folgenden Kapitel als individuelle Personen und Gesprächspartnerinnen vorgestellt werden. Ziel ist es, einen Eindruck von der biographischen Entwicklung sowie der konkret von den Frauen erlebten Lebenssituation zu vermitteln. Selbstverständlich kann es sich dabei nur um die Schilderung typischer Eindrücke aus der Interviewsituation handeln. Zwar ist die Erzählung innerhalb der Interviewsituation nicht gleichzusetzen mit der Gesamtheit der Erfahrungen und Erlebnisse der Frauen. Es wird allerdings unterstellt, dass in der Gesprächssequenz wesentliche Erlebnisse von den Frauen angesprochen wurden. Es ist die Absicht der Autorin, den differenzierten und teilweise ambivalenten Charakter der Schilderungen der Frauen zu erhalten. Deshalb wurde auf eine weitere Komprimierung der nachfolgenden Porträts verzichtet, zumal die nochmalige Verkürzung den vielfältigen Erlebnissen und Ansichten meiner Interviewpartnerinnen nicht mehr gerecht geworden wäre. Wichtig ist zudem, auf die Anonymität hinzuweisen. So wurden sowohl Namen als auch Orte geändert und die hier verwendeten Vornamen sind frei erfunden. Die vorangestellten Motti sind für die jeweilige Erzählung der Frauen charakteristisch und wurden von mir aus typischen Interviewäußerungen ausgewählt. Sie entsprechen, wenn nicht anders kenntlich gemacht, der wörtlichen Rede.

III.4.1. Elvira

„Heute wäre vieles einfacher, aber damals Was will man auch machen, das ist nun mal Veranlagung und also macht man eben das Beste draus, mittlerweile bin ich aber sehr zufrieden mit meinem Leben.“

Elvira ist mit 38 Jahren meine älteste Interviewpartnerin. Sie ist von kleiner und sportlicher Statur und macht einen zufriedenen und heiteren Eindruck. Sie arbeitet halbtags als Anzeigenleiterin und Freiberuflerin und lebt momentan als Single. Sie macht gerne Sport, geht zu kulturellen Veranstaltungen und unternimmt viel mit Freunden. Auf meine Anzeige hat sie sich gemeldet, weil sie das Thema spannend findet und auch unterstützen möchte, dass mehr zu lesbischen Frauen geforscht wird.

Eltern & Familie

Elvira (38) wächst zusammen mit ihren beiden älteren Brüdern, ihrer älteren Schwester und ihren beiden Eltern in einem Großstadt-Vorort auf. Sie kommt, wie sie sagt, „aus

einem wohlhabenden Elternhaus mit Haus und Garten, Hollywood-Schaukel und Tischtennisplatte“ und hat eine sehr harmonische Kindheit gehabt. Ihr Vater war Verkaufsmanager für ein landwirtschaftlich-technisches Unternehmen und stirbt, als sie 18 Jahre alt war. Ihre Mutter war Hausfrau.

Ausbildung & Beruf

Das Gymnasium, auf dem sie war, brach sie ab, weil sie „keinen Sinn darin sah“ und machte dann eine Lehre zur Bürokauffrau. Nachdem sie diese Ausbildung zwar beendet, aber das Gefühl hatte, nicht wirklich was gelernt zu haben, macht sie noch eine Ausbildung an der werbefachlichen Akademie, die sie sich ohne Unterstützung ihrer Eltern, selber finanziert. Danach hat sie sich ziemlich schnell selbständig gemacht und zusammen mit einer Grafikerin für Agenturen, Verlage und Werbeabteilungen großer Firmen gearbeitet.

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Als Teenager mit 15, 16 Jahren dämmert ihr langsam, dass da etwas anders ist.

„Ich habe mich ein bisschen gewundert, weil ich ja zuerst mit Männern zusammen war und das lief eigentlich auch ganz gut, bloß im Bett immer nicht und da habe ich mir schon immer gedacht: ‘Komisch, komisch, was die anderen mir da immer erzählen, ich finde da eigentlich nicht so viel dran.’ Und, na ja, da habe ich mir dann nicht viel dabei gedacht und irgendwann habe ich mich in einem Lokal in eine verliebt, also so vom Ausschauen her und die hat sich dann auch in mich verliebt und ist auf mich zugegangen, die war älter und hatte auch schon Erfahrungen mit Frauen. [...] Ja, und das war irgendwann einmal, da hat sie mich dann mit Erdbeersekt abgefüllt und dann ist es halt passiert. Und das war schon ein komischer Moment, als ich dann heimgegangen bin, weil ich mir dann dachte: ‘So, jetzt bist du’s, jetzt kannst du nicht mehr ausweichen oder sagen, der Mann gefällt mir, oder sonst irgendetwas. Jetzt ist es geschehen und jetzt musst du auch dazu stehen, irgendwo.’“

Die erste Zeit war sie „erst mal sehr in Panik“ und dachte „Um Gotteswillen, das kann ja ein nettes Leben werden.“ Sie hatte vor allem Angst, dass jetzt viele Ablehnungen und Schwierigkeiten von der Gesellschaft auf sie zukommen und Viele ihr Lesbischsein ablehnen werden. Nachdem sie ansonsten niemanden hatte, mit dem sie darüber reden wollte, ging sie ausschließlich zu einem guten und älteren schwulen Freund, bei dem sie sich gut aussprechen konnte. Ihren Eltern wollte sie zu der Zeit auf gar keinen Fall davon erzählen. Auch ihren besten Freundinnen erzählt sie erst davon, als sie später eine Freundin kennen lernt, mit der sie auch zusammenzieht und von der sie schon am Anfang dachte, dass es etwas Ernstes werden könnte. Zwar haben die wenigen Freundinnen eigentlich ganz gut reagiert, aber im Großen und Ganzen hat sie „es doch

sehr geheim gehalten und niemandem groß auf die Nase gebunden“. Elvira (38) sagt von sich: „Richtig offen lebe ich eigentlich erst seit ein paar Jahren“.

„Mein Vater ist gestorben vorher, der hat es nie erfahren. Aber er hat mich mal, also, weil die mich besucht hat bei mir zu Hause, da lagen wir mal auf dem Bett und ich habe eigentlich angenommen, wenn er reinkommt, klopft er vorher an. Mein Vater ist jedenfalls rein geschossen ohne anzuklopfen und hat uns auf dem Bett erwischt, hat sich aber nie darüber geäußert. Ich denke mir mal, er hat es schon gewusst, wollte aber nicht darüber reden. Die Mutter hat es lange nicht gewusst, die hat es erst vor 3 oder 4 Jahren von mir erfahren. Ich habe halt versucht, das zu vertuschen, wir haben zwar zusammen gelebt in einer Wohnung, aber mei, wir haben es halt niemandem erzählt. Ja, am Anfang wollte ich einfach nicht mit ihr darüber reden, ich habe mich nicht getraut, ich war feige. Das war erst nach der letzten Beziehung, die ich hatte, die ist halt nach Hamburg zurückgezogen und da hat mich meine Mutter besucht und hat gesagt: ‘Sag mal, du wirkst irgendwie so traurig.’ [...] Ja, und dann ist es aus mir rausgeplatzt. Sie hat sehr gut reagiert, meine Mutter hat dann gleich gesagt: ‘Ach, mach dir nichts draus. Cornelia Scheel ist ja auch lesbisch und so schlimm ist das nicht. Hauptsache du wirst glücklich.’“

Ihre Geschwister wissen es allerdings bis heute noch nicht. Sie will es ihnen zwar schon seit längerem sagen, hat aber Bedenken, weil die sehr konservativ sind, dass sie dann ihre Neffen und Nichten nicht mehr sehen darf. Sie sagt, sie würde sich mit ihren Geschwister auch sonst „überhaupt nicht verstehen, weil die auch komplett anders sind und auch bei anderen Dingen eine sehr intolerante Meinung haben“. Sie ist überzeugt davon, dass es sehr schwierig werden wird und dass sie vor allem von ihren Brüdern „komplett für verrückt erklärt wird“.

Kontakt zur Szene

In die Szene „stürzt“ sie sich gleich nachdem sie ihre erste Freundin kennen gelernt hatte und beide gehen regelmäßig aus, „obwohl es damals ja eigentlich kaum ein Lokal gab, nicht wie heute, wo es im Monat manchmal 3 Frauenfeste gibt.“ Teilweise hat sie sich „wirklich mit Angst und Panik in das Lokal geschlichen“, damit sie von niemandem, etwa einem Arbeitskollegen, gesehen werden. Die Situation für lesbische Frauen sei mit der heute wirklich nicht zu vergleichen, es war alles viel schwieriger und bedrückender. Einerseits war Elvira (38) froh, andere lesbische Frauen treffen zu können, andererseits gab es auch einige Dinge die sie an der Szene massiv störten.

„Ja, es war schon auch grauenhaft. Ich war vorher schon eher in sehr schicken Lokalen, also war auch mehr so ein Chicky-Micky-Typ und dieses Lokal fand ich dermaßen abgestürzt, dass es so etwas überhaupt gibt und mich hat das schockiert, dass die meisten Lesben entweder wahnsinnig viel getrunken haben oder sich auch überhaupt nicht irgendwie schön angezogen haben oder sonst wie etwas, das war für mich irgendwie schmutzig, die Szene. Einzelne Frauen nicht, die ich dann so kennen gelernt habe, aber an sich die Szene hat mich schon ziemlich abgestoßen. Das war nicht so mein Ding damals.“

Ihre berufliche Situation hat sie Stück für Stück so eingerichtet, dass sie offen leben kann. Am Anfang war sie ausschließlich in einer Werbeabteilung tätig, die sie als sehr konservativ empfand und wo schwulen- und frauenfeindliche Witze „gerissen“ wurde. Unter dem Arbeitsklima hat sie sehr gelitten und hat aus dem Grund auch die Arbeitsstelle gewechselt. Heute arbeitet sie an zwei Stellen mit besonders gay-freundlichem Klima, vielen schwulen und lesbischen ArbeitskollegInnen und ist sehr froh darüber, „keine Versteckspiele mehr spielen zu müssen.“

„Ich halte es nicht mehr aus, mit so intoleranten Leuten zusammenzuarbeiten und die acht Stunden um mich zu haben, das möchte ich einfach nicht mehr. Das, denke ich, hat schon etwa damit zu tun, dass ich lesbisch bin. Ich fühle mich jetzt relativ frei und kann machen und sagen, was ich will. Ich bin irgendwo, merke ich, auch ehrlicher und offener geworden. Bei mir hat das ja beinahe 20 Jahre gedauert. Wobei ich mir auch denke, dass ist jetzt eine vollkommen andere Situation als früher. Das klingt jetzt zwar als wäre ich eine alte Oma, aber es ist tatsächlich so, denn damals 1978 oder 1977, gab es genau 2 Lesbenlokale, ganz kleine, wo maximal 25 Frauen reinpassten. Es war wirklich eine andere Situation. Heutzutage gibt es Frauenfeste, eine Zeitschrift für Schwule und Lesben, die wunderbar floriert und unterstützt wird, sogar von großen Firmen. Das wäre vor 20 Jahren undenkbar gewesen. Also ich denke mir, dass das auch mit der Emanzipation der Homosexuellen zu tun hat.“

Mittlerweile hat sie einen sehr großen Freundes- und Bekanntenkreis, ist nicht mehr nur mit Schwulen und Lesben zusammen, sondern hat auch Hetero-Freunde und ist mit Familien mit Kindern befreundet. Sie hat viele Interessen, die sie pflegt, mag anspruchsvolle Literatur und Kultur, geht sehr gerne ins Theater und betreibt regelmäßig unterschiedliche Sportarten. In die Szene geht sie nur noch selten, meistens amüsiert sie sich nicht recht, weil die Musik nicht gut ist, die Frauen nur rum stehen und man doch keine neuen Frauen kennen lernt, wie sie sagt. Bei Frauenfesten hat sie manchmal immer noch den Eindruck, dass die Frauen „nicht normal miteinander umgehen, sondern sehr verklemmt“.

„Und wie gesagt, ich gehe viel lieber in Schwulen-Lokale, weil, wenn ich jetzt Lust habe, alleine wegzugehen, ich lerne sofort 5 oder 6 Männer kennen, natürlich ohne dass da was ist, es ist einfach nur Spaß und ich kann mich amüsieren. Das ist in der Frauenszene sehr wenig möglich, man muss dann schon mit jemandem weggehen, mit dem man sowieso schon Spaß hat oder in einer Clique, da macht es dann schon Spaß, aber alleine wegzugehen, das ist ziemlich öde, weil, es sprechen sowenig Leute miteinander, also wenige Frauen. Und auch, selbst wenn man ein Zeichen gibt, die reagieren nicht, die drehen sich eher um und schauen weg.“

Zukunftswünsche

Beruflich ist Elvira (38) mit ihrer Situation rundum zufrieden und privat sagt sie:

„Also ich bin ja recht glücklich mit meinem Beruf und in der Liebe, da kann ich nichts dazu sagen, entweder es kommt oder es kommt nicht. Ich tue nicht recht viel dafür, das ist mir schon

klar, dass ich eine Freundin kriege, also weder mit Kontaktanzeigen noch mit weggehen. Ich denke mir halt, es passiert oder es passiert nicht, dass ist Schicksal. Ich lebe ja so zufrieden, habe also jetzt auch nicht den Leidensdruck, irgendwie suchen zu müssen. Ich denke, das ist eher Zufall und alles andere kann ich bestimmen und da sehe ich der Zukunft eigentlich sehr positiv entgegen.“

Das gesellschaftliche Klima ist ihrer Ansicht nach heute viel toleranter als vor 10 oder 15 Jahren, auch wenn sie findet, dass „noch einiges getan werden muss“. So sei es zwar einerseits gut, dass Lesben und Schwule in den Medien viel häufiger präsent sind, andererseits werden ganz häufig alte Klischees und Stereotype „abgespult, da sind dann Schwule total tückig und Lesben sind verhärmte Mannweiber“. Da wünscht sie sich mehr differenzierte Bilder und Storys, die zeigen, dass Lesben „völlig normal und sehr unterschiedlich sind und teilweise gar nicht so anders als Heteros sind“. Politisch, findet Elvira (38), müssen Lesben und Schwule auch weiterhin um ihre rechtliche und soziale Gleichberechtigung kämpfen. Beispielsweise in Sachen Adoptions-, Asylrecht und in der steuerrechtlichen Behandlung durch das LPartG würden Lesben und Schwule immer noch benachteiligt werden. Und auch das gesellschaftliche Klima sollte toleranter werden, die Äußerungen mancher CSU-Politiker sind in ihren Augen sehr „unerträglich“.

Besonderes

Lesbischsein ist für Elvira (38) in erster Linie „einfach die Liebe einer Frau zu einer Frauen, also die körperliche, die erotische Liebe.“

„Ich glaube das sollte man nicht nur an der Sexualität festmachen, sondern meines Erachtens auch an der Anziehung. Es gibt ja auch Phasen, in denen ich nun nicht mit einer Frau schlafe, auch wenn ich noch Hetera bin, denke ich jetzt mal, aber sobald ich diese Anziehung spüre und sich eine gewisse Erotik entwickelt, ohne das da schon was stattgefunden hat, dann ist das trotzdem schon eine lesbische Liebe. Und ja, bei mir, ich nehme es so wie es ist und wenn ich das spüre, dann nehme ich es einfach hin. Also, ich mache mir überhaupt keine Gedanken, wo das nun herkommt. Mache ich nicht. Es ist so wie es ist.“

Sie versucht im Hier und Jetzt zu leben und versucht die Dinge zu machen, die ihr wichtig sind und bei denen sie sich wohl fühlt. Deutlich zu spüren ist in ihren Erzählungen der lange Prozess ihrer Emanzipation. So vergleicht sie immer wieder ihr Verhalten und ihr Leben von heute mit dem vor 20 Jahren. Offensichtlich ist dabei, wie sehr sie fremdbestimmte Ansichten und Forderungen abgelegt hat und heute sowohl mit KollegInnen als auch innerhalb der Szene sehr selbstbewusst umgeht. Sie vermittelt den Eindruck, ihren Weg gefunden zu haben, ist zufrieden mit ihrer Lebenssituation, sieht auch ihrer Zukunft positiv entgegen.

III.4.2. Angelika

„Ich habe nie ganz verstanden was eigentlich mit mir los war: Aber jetzt, zwar spät, aber jetzt ist mir einiges klar und ich bin heilfroh.“

Angelika ist zum Zeitpunkt des Interviews 37 Jahre alt, hat ein sportliches burschikoses Auftreten und erzählt sehr offen von sich und ihrem Leben, auch von schwierigen Erlebnissen. Sie lebt momentan in keiner Beziehung, arbeitet und lebt in einer Großstadt, in der sie sich recht wohl fühlt. Als sie meine Anzeige in der Zeitung liest, denkt sie, das ist etwas, was sie unterstützen kann und will und meldet sich zum Interview.

Eltern & Familie

Angelika (37) wächst in einer Kleinstadt bei ihrer Mutter und einem Stiefvater sowie einer acht Jahre jüngeren Halbschwester und einem 12 Jahre jüngeren Halbbruder auf. Ihre Mutter war sehr jung, als sie auf die Welt kommt und mit einem bitteren Ton sagt sie, „also ich war so ein Unfall“. Sie wächst das erste Jahr in einem Heim auf, wird später „rumgereicht“ zu Onkel und Oma und manchmal ist sie auch bei ihrer Mutter. Erst als ihre Mutter wieder heiratet und mit ihrem Mann ein Hotel betreibt, gibt es für Angelika (37) ein festes Zuhause. Das Verhältnis zu ihren Eltern beschreibt sie als sehr distanziert und kritisch. Zu ihrer Mutter fehle ihr die „emotionale Bindung“, man respektiere sich zwar, aber echte emotionale Nähe habe es nie wirklich gegeben. Zu ihrem Stiefvater hat sie sogar ein „sehr schlechtes Verhältnis“, „weil das so ein autoritärer Typ ist, sehr intolerant und rechthaberisch“. Die Eltern gaben das Hotel auf, als Angelika (37) 15 Jahre alt war und zogen in eine andere Kleinstadt, was Angelika (37) als sehr positiv erlebt hat, da sie in ein progressiveres Schulumfeld kommt und sich dort recht wohl fühlt. Die berufliche Situation der Eltern ist sehr angespannt und es kommt immer wieder zu Streitereien, die Angelika (37) als sehr belastend erlebt.

Ausbildung & Beruf

Angelika (37) fängt nach dem Abitur ein geisteswissenschaftliches Studium an, wechselt ein paar Mal die Fächer und bricht das Studium schließlich vor der Zwischenprüfung ab.

„Und dann habe ich aufgehört, weil ich nicht mehr so richtig wusste, wozu ich das eigentlich mache. Ich hatte irgendwie keine Vorstellung, was ich damit anfangen soll, also ich hatte einfach kein konkretes Ziel und also Lehrerin wollte ich auch nicht werden, auf keinen Fall.“

In dieser Situation geht sie für ein Jahr nach Südamerika, wohnt bei ihrer Tante, die seit einigen Jahren in Venezuela lebt. Diese Zeit beschreibt sie als für sie besonders wichtig, weil sie beginnt, sich mit dem „Frau-Mann-Thema“ auseinander zu setzen. Nach ihrer Rückkehr fängt sie am Sprachen- und Dolmetscherinstitut eine Übersetzerinnen-Ausbildung ab, die sie später auch abschließt. Sie arbeitet als freiberufliche Übersetzerin für Englisch, arbeitet drei Tage pro Woche für einen festen Kunden, bei dem sie technische Übersetzungen macht und in der verbleibenden Zeit macht sie, „was so reinkommt“. Mit dieser Situation ist sie sehr zufrieden, denn sie kann relativ unabhängig ihre Sachen machen, und verdient, auch wenn technische Übersetzungen „nicht gerade prickelnd“ seien, mehr Geld, als manche Literatur-Übersetzerinnen, die „wenn sie keinen Mann haben, der das Geld heimbringt, am Existenzminimum dahin kriechen“. Zudem hat sie auch genug Zeit für sich und Zeit, auch andere Dinge, die mit Geld verdienen nichts zu tun haben, zu machen, was ihr insgesamt sehr wichtig ist.

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Dass sie auf Frauen steht, merkt sie „erst sehr spät“, als sie schon 32 ist.

„Und ja, also es war halt irgendwie, ich hatte das Thema irgendwie total verdrängt. Ich habe halt irgendwie, also habe einfach so vor mich hin gelebt, habe mich halt so als ewige Single gesehen und habe mich halt auch so ein bisschen, also eigentlich ziemlich eremitisch gelebt, also auch viel gelesen und solche Sachen. Und habe dann irgendwie, also ich hatte auch irgendwie so Vorurteile, Lesben, dass waren für mich so, da hatte ich so das Bild, so dieses proletenhafte, solche hatte ich da vor Augen, was man halt irgendwo, im Fernsehen oder sonst wo gesehen hatte, so diese Kurzhaarigen mit der Bierflasche in der Hand und so. Und ja, das waren für mich einfach Frauen, so wollte ich nicht sein und dann kam ich so, also, habe so alle möglichen Bücher gelesen und dann kam ich so drauf über ‘Virginia Woolf’, die Geschichte von der Amrein und so und da fing das so allmählich an zu dämmern, dass man das auch noch ein bisschen anders leben kann und dass das jetzt gar nicht so, dass das prinzipiell einfach möglich ist.“

Als sie dann auch noch im ‘Prinz’ entdeckt, dass es Kontaktanzeigen ‘Sie sucht Sie’ gibt, entschließt sie sich spontan, „aus dem Augenblick heraus“ eine Kontaktanzeige aufzugeben. Sie trifft dann mehrere Frauen und mit einer, „da hat es dann gleich heftig gefunkt“. Von da an war ihr absolut klar, dass sie wieder nach Frauen suchen würde. Dass sie diese Erfahrung erst mit 32 macht, dafür macht sie zwei frühere, einschneidende Erlebnisse verantwortlich, die „dazu beigetragen haben, dass es sich verzögert hat“.

„Als ich in der Oberstufe war, da hatte ich dann wirklich sehr intensiven Kontakt zu einer Lehrerin, die zu der Zeit gerade frisch geschieden war, war auch ziemlich viel bei denen zu hause, also die hatten einen halbwüchsigen Sohn und da, also das war eine Freundschaft, eine gute Freundschaft und die hat dann irgendwann mal zu mir gesagt, also im nachhinein hat sie mir das mal gesagt, wir haben jetzt vor ein paar Jahren mal darüber gesprochen, dass sie halt geglaubt hat zu erkennen, dass ich halt lesbisch bin und sie hat dann einfach zu mir gesagt: ‘Du, ich bin nicht lesbisch’ Wahrscheinlich, weil sie mir das klar machen wollte und für mich war das halt damals sehr

verletzend und das kam halt auch für mich irgendwie so rüber, dieses 'oh je, jetzt habe ich, jetzt denkt die irgendwas ganz falsches oder ganz schlechtes von mir'. Und dann habe ich mich, wahrscheinlich dadurch erst recht, ziemlich distanziert von dem Thema, weil ich das natürlich auf keinen Fall rein bringen wollte, in diese Freundschaft mit der Frau.“

Nach ihrer ersten Beziehungserfahrung mit einer Frau hat sie das Gefühl „endlich aufgewacht zu sein“. Sie erzählt allen Freunden und Bekannten davon, geht sehr offen damit um, kann „ziemlich gut dazu stehen“ und hat sich vor allem „auch ziemlich gefreut darüber“. Sowohl die Schwester als auch die Freunde reagieren durchweg positiv und waren „wohl auch nicht sonderlich überrascht“. Ihren Eltern sagt sie allerdings nichts davon. Es könne zwar schon sein, dass die das inzwischen wüssten, aber sie rede eben kaum mit ihnen, über ganz Persönliches sowieso nicht. Auch ArbeitskollegInnen, aus dem Umfeld indem sie drei Tage die Woche arbeitet, wissen nichts Privates von ihr. Zwar versteckt sie sich nicht, aber über persönliche Dinge redet sie einfach auch nicht.

Kontakt zur Szene

Gleich nach der Trennung von ihrer ersten Freundin gibt Angelika (37) neue Kontaktanzeigen auf, studiert die einschlägigen Zeitungen, geht ganz gezielt auf Veranstaltungen, zu Lesben-Stammtischen und zu Frauen-Projekten. Vor allem über die anderen Projekt-Frauen lernt sie viele Lesben kennen, bemüht sich darum, Freundinnen zu finden und baut sich so ein fast ausschließlich lesbisches Freundinnen-Netzwerk auf. In der Szene fühlt sie sich immer dann sehr wohl, wenn es um kulturelle oder politische Themen geht. Die reinen Tanzveranstaltungen liegen ihr, sagt sie, nicht so. Zwar genießt sie es sehr, so viele unterschiedliche Frauentypen zu sehen, aber das Kennen lernen von Frauen sei da doch sehr schwierig.

„Also ich habe schon das Gefühl, dass jüngere Lesben anders aussehen. Dass die sich nicht mehr so abgrenzen, durch ihr Äußeres, so wie es die älteren oft tun, sondern dass die einfach so aussehen, wie sie aussehen möchten und sich dadurch gar nicht mehr so groß unterscheiden. [...] Ich finde es gut, weil dann wohl einfach so eine Uniform nicht mehr nötig ist. Das ist für mich ein Zeichen, dass es sich normalisiert einfach, dass man sich nicht irgendwie, ja dass man sich nicht abgrenzen muss, mit Gewalt.“

Auf schwul-lesbischen Veranstaltungen, die sie auch hin und wieder besucht, findet sie es schwierig, dass Schwule ihrer Meinung nach „immer im Mittelpunkt stehen“ wollen und auch sehr dominant und Lesben gegenüber „nicht gerade wohlwollend und rücksichtsvoll“ seien. So habe sie es schon oft erlebt, dass Veranstaltungen sich zwar schwul-lesbisch nennen, sich dann aber ausschließlich an das männliche Publikum richten, „mit Männerstrip und eben total schwulenlastigen Programm“. Auch die Medien würden oft nur über Schwule berichten, beispielsweise von der CSD-Demonstration und Lesben würden dann „wieder nicht vorkommen“, was sie sehr ärgert.

Zukunftswünsche

Angelika (37) ist überzeugt, dass sie als Lesbe, so „wie die Lising Pagenstecher“, alt wird, am liebsten zusammen mit einer festen Partnerin. Die Suche nach einer Frau mit der sie eine Beziehung aufbauen kann, ist auch der zentralste Wunsch, den sie hat. Gerne würde sie etwas weniger Zeit mit Geld verdienen verbringen müssen, um stattdessen lieber etwas Soziales machen zu können, zum Beispiel Patenschaften für kranke und allein stehende Frauen oder Landstreicherinnen.

In Bezug auf das gesellschaftliche Klima ist sie der Ansicht, dass Leute, die heute jünger als Dreißig sind, keine Probleme damit haben und dass die Lesbischsein „jetzt auch nicht mehr als etwas absolut pervernes ansehen“. Von den Älteren, so ihre Überzeugung, würden aber die meisten nach wie vor „nichts davon wissen wollen“. Besonders gut fände sie, wenn es noch mehr geoutete Prominente geben würde, weil das einfach zu mehr Sichtbarkeit und Selbstverständlichkeit beitragen würde. So habe sie selbst beispielsweise eine Sendung von Alfred Biolek gesehen, in der Maren Kroymann darüber erzählt habe, wie sie sich mit Mitte Dreißig zum ersten Mal in eine Frau verliebt habe. „Bei mir,“ so sagt Angelika (37), „hat es auf einmal richtig klick gemacht und ich dachte: „hey, das geht auch noch, wenn man älter ist.“ Solche Sendungen seien vor allem für diejenigen Frauen wichtig, die sich nicht trauen würden, in die Szene zu gehen oder sich nicht eingestehen könnten, dass sie Frauen interessanter finden. Längst überfällig findet sie auch die Schaffung von Gesetzen, die Lesben und Schwule genauso behandeln wie heterosexuelle Paare auch. Zwar würde sie selbst jetzt nicht unbedingt heiraten und ein Kind adoptieren wollen, aber dass sie es als Lesbe nicht darf, empfindet sie als sehr diskriminierend.

III.4.3. Simone

„Später habe ich gemerkt: Je normaler ich damit umgehe, umso normaler können auch die Anderen damit umgehen.“

Simone ist zum Zeitpunkt des Interviews 35 Jahre alt. Sie ist sportlich gekleidet und hat eine herzliche offene Art. Sie lebt gerade nicht in einer Beziehung, ist auch nicht direkt auf der Suche und arbeitet als Krankengymnastin in einer kleinen Stadt. Von meiner Anzeige hat sie in der Zeitung erfahren und fährt 100km mit dem Motorrad zum Interview, weil es ihrer Meinung nach dringend neuere Studien über Lesben geben sollte.

Eltern & Familie

Simone (35) wächst in einer Großstadt mit ihrer Mutter und ihrem Stiefvater auf. Sie bezeichnet ihr Elternhaus als sehr aufgeschlossen und sagt von sich, sie sei unter sehr harmonischen Verhältnissen aufgewachsen. Sie hat keine Geschwister und ihre beiden Eltern arbeiten bei einer Versicherung.

Ausbildung & Beruf

Nach der Schule macht sie eine Ausbildung zur Zahnarzthelferin, schon mit dem eigentlichen Ziel, danach Krankengymnastin zu werden. Die Privatschule für Krankengymnastin muss sie selber finanzieren und zu der Zeit bricht sie auch den Kontakt zu ihrem leiblichen Vater endgültig ab, weil es gerichtliche Auseinandersetzungen um die Finanzierung ihrer Berufsausbildung gab. Ihren Beruf mag sie sehr und weil es in ihrer Umgebung keine Anstellungsmöglichkeiten gab, zieht sie mit 25 in ein anderes Bundesland. Seit 10 Jahren arbeitet sie jetzt in einer kleineren Stadt in einem Rehabilitationszentrum. Mit ihren KollegInnen fühlt sie sich sehr wohl, kann ganz offen leben, fühlt sich sehr akzeptiert und unternimmt mit ihnen auch privat viel.

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Während der Pubertät merkt Simone (35), dass „irgendetwas anders ist mit ihr“ und konnte damit aber nicht viel anfangen.

„Das Interesse für Jungs war nicht so da, wie bei den anderen, sondern mein Interesse ging da schon in die Richtung, dass ich Mädchen in dem Alter, wesentlich interessanter fand. Ich konnte aber damit nichts anfangen. Hm, ich habe das halt erst mal als Tatsache so hingenommen, bin, also habe den schönen Spruch, 'Kleiner Spätzünder', benutzt und habe die Sache eigentlich so laufen lassen.“

Kontakt zur Lesbenszene aufzunehmen oder „sich in ein Frauenlokal zu trauen“, gelang ihr anfangs nicht.

„Ich denke, dass war in dem Moment noch so ein Gesellschaftsproblem, dass halt auch noch damals zu der Zeit über Lesben oder überhaupt über Homosexualität wenig bekannt war. Also, ich habe, also, mich hat das Thema auch vorher ja nicht interessiert. Ich habe mich damit nie auseinandergesetzt und habe mir gedacht: 'Wenn es also nicht bekannt ist, dann muss es einfach irgendwas sein, was nicht der Norm entspricht'. Da hatte ich also schon meine inneren Kämpfe.“

So beschreibt Simone (35) dass sie einerseits schon neugierig und interessiert war und andererseits einfach zu große Bedenken hatte. Sie versucht durch Literatur die Frage zu klären: „Warum gerade ich?“ Die Erklärungen, die sie dort findet, dass Erziehung und

Elternhaus dafür verantwortlich seien, empfindet sie als unbefriedigend. Die schlüssigste Variante, an die sie auch heute glaubt, sei die, „dass es eben irgendwo in einem drin steckt.“ Erst als eine Ausbildungskommilitonin nach bestandenen Examen darauf drängt, dass sie jetzt in eine Frauenkneipe gehen, um ihren Abschluss „so richtig“ zu feiern, geht sie zum ersten Mal in die Szene.

„Es war ganz eigenartig. Ich bin eigentlich auch da ganz, also mehr durch einen Zufall mehr oder weniger so reingerutscht. Nach dem Abschluss habe ich zu meiner Freundin gesagt: ‘Okay, wir gehen da hin, wo du immer hingehst’ und sie hatte da auch nur gesagt: ‘Ja, okay’ und dann sind wir halt in dieser Frauendisco gelandet. Und da war ich dann am Anfang schon erst mal ziemlich perplex, weil ich damit überhaupt nicht, also ich wollte es ja, dass ich immer gesagt habe: ‘Hey, so etwas gibt es?’ Und in dem Moment, wo ich drin war, habe ich gedacht: ‘Das darf doch wohl alles nicht war sein.’ Ich habe mich also überhaupt nicht getraut, mich auch nur ein Stück zu bewegen in diesem Laden, weil ich mir immer dachte, dass gibt es doch nicht. Und war immer hin und her gerissen zwischen eigentlich möchte ich gehen und eigentlich möchte ich bleiben, weil ich es viel zu interessant finde.“

Kontakt zur Szene

Nach diesem Abend geht sie gleich am nächsten Wochenende wieder in diese Disco und ist darauf hin regelmäßig in der Szene unterwegs. Am Anfang erschrickt sie noch manchmal darüber, dass „manche Lesben so sehr maskulin auftraten“ und auch „wie mit einer Maske“ rumliefen, aber als sie dann auch einige Frauen näher kennen lernt, fühlt sie sich sehr wohl. Sie bekommt schnell Kontakt, unternimmt auch außerhalb der Szene mit einigen Frauen etwas und rutscht dann auch in eine Clique rein, in der sie ihre erste Freundin kennen lernt. Als Simone (35) ihrer Mutter davon erzählt, dass sie sich in eine Frau verliebt hat, reagiert die im ersten Moment „recht moderat“.

„Und dann war das eigentlich, also, meine Mutter war dann auch erst mal sehr ruhig und hat dann gesagt: ‘Na ja, ist ja auch nichts Schlimmes.’ Und dann habe ich schon gedacht: ‘Hey, super, läuft ja wie immer.’ Dann zwei Tage später ist meine Mutter wahnsinnig aggressiv geworden und dann gab es riesengroße Auseinandersetzungen, dann kamen also auch von meiner Mutter irgendwelche Vorwürfe, ob ich überhaupt mal daran gedacht hätte, was die Verwandten sagen, was die Nachbarn sagen und dann kam dieser ganze Gesellschaftsklischee-Kram bei ihr in den Vordergrund.“

Schließlich drängt die Mutter Simone (35) so schnell wie möglich auszuziehen, denn sie „ertrage“ das nicht. Während sie sich eine Wohnung sucht, redet sie kaum mehr ein Wort mit ihrer Mutter.

„Wir haben also kaum noch miteinander gesprochen und dann hat meine Mutter halt gesagt, ich sollte überlegen, ob ich nicht zum Psychologen gehen sollte, weil das wäre ja nicht normal, so was kann man heilen, das sei ja krank.“

Als sie zusammen mit ihrer Freundin in ihrer neuen Wohnung lebt, meldet sie sich kaum bei ihren Eltern. Ihre Mutter ruft immer wieder an und drängt sie, „doch zum Psychologen zu gehen“. Erst als Simone (35) sich auch diese Anrufe verbittet und ihr Stiefvater, der auf ihr Lesbischsein sehr positiv reagiert hat, auf ihre Mutter einredet, beginnt ihre Mutter, ihre Haltung zu ändern. Alle anderen aus der Familie bestärken Simone (35) und vor allem ihr Stiefvater, ein Onkel und eine Tante machen ihren ganzen Einfluss geltend.

„Meine Tante hat auch eine Freundin, die ist Psychologin und die hat sich dann auch noch mit meiner Mutter darüber auseinandergesetzt und dann kam irgendwann meine Mutter an und hat halt gesagt, sie möchte mit mir sprechen. Und dann haben wir uns eigentlich ganz offen darüber unterhalten und meine Mutter hat mir dann auch gesagt, was eigentlich ihre Probleme damit waren. Meine Mutter hat sich dann also auch Lektüre besorgt und gelesen und seitdem war das auch nie mehr ein Thema gewesen. Seitdem kann ich mit nach hause bringen, wen ich möchte und jeweils auch meine Partnerinnen. Die werden genauso behandelt wie jedes andere Familienmitglied, da wird kein Unterschied gemacht.“

Heute kann sie mit ihrer Mutter und der ganzen Familie sowieso über alles reden und kann sich auch, wenn sie Sorgen oder Probleme hat, Rat und Unterstützung holen. Mit ihrem Lesbischsein geht Simone (35) seitdem beruflich wie privat offensiv um.

„Das ist für mich eigentlich, also, von Anfang an nie ein Thema gewesen, dass ich, egal wo ich gearbeitet habe, also, als es für mich eigentlich klar war, habe ich auch nie einen Hehl daraus gemacht. Ich bin damit nicht hausieren gegangen, wenn mich jemand gefragt hat, dann habe ich das gesagt und bei uns, in unserem Beruf ist es eigentlich auch normal, dass man eigentlich auch viel privat miteinander macht und wenn es dann hieß mit Anhang, war das für mich auch selbstverständlich meine Freundin halt mitzunehmen. [...] Ich habe einfach die Erfahrung gemacht, je selbstverständlicher ich damit umgehe, umso selbstverständlicher ist es eigentlich auch für andere und selbst wenn, gerade bei mir im Haus, da wohnen auch viele Ältere, sehr Konservative, aber die stören sich daran auch überhaupt nicht. Ganz im Gegenteil eigentlich.“

Aus beruflichen Gründen zieht sie mit 25 in eine sehr viel kleinere Stadt, in ein anderes Bundesland und lernt ihre neue Freundin kennen mit der sie aber „eine recht komplizierte, ungute Beziehung“ hat, weil ihre Freundin nicht zu ihrer Lebensweise stehen kann.

„Also, meine Freundin war 7 Jahre jünger als ich gewesen und hatte massive Probleme mit ihrer Homosexualität und auch mit dem Elternhaus, hat aber noch zu Hause gewohnt oder wohnt immer noch zu Hause, muss man sagen, und durch die Auseinandersetzungen, die sie zu Hause hatte, gab es bei uns also auch ständig Streit, bis ich dann irgendwann mal gesagt habe, also: ‘Das ist für mich keine Beziehung.’ Meine Freundin war also auch, war um Gotte Willen darauf bedacht, nicht der Nachbar darf es wissen und auch sonst durfte es keiner wissen und dann war Alkohol ziemlich viel mit im Spiel, bis ich dann irgendwann mal gesagt habe: ‘Das packe ich nicht’.

Zu diesem Zeitpunkt, sagt Simone (35), sei sie noch überhaupt nicht frustriert gewesen und habe sich nichts dabei gedacht. Als sie sich kurze Zeit später wieder in eine Arbeitskollegin verliebt, die ungeoutet und sehr versteckt lebt, allerdings schon.

„Das Problem bei ihr war genau das Gleiche: ‘Es durfte keiner wissen.’ Also die hat ein ganz extremes Doppelleben geführt und auch da gab es irgendwann Auseinandersetzungen und Schwierigkeiten, weil sie eigentlich überhaupt nicht damit fertig geworden ist, also auch das überhaupt nicht übers Herz gebracht hat, ihrer Mutter oder ihren Eltern das zu sagen.“

Nach dieser Trennung macht sie sich viele Gedanken darüber, warum es für einige Frauen zu schwer oder unmöglich ist, zu ihrem Lesbischsein zu stehen.

„Also, ich habe mir da das erste Mal Gedanken darüber gemacht, weil das wahrscheinlich doch nicht so normal ist, wie ich das immer empfunden habe, nachdem die Sache für mich geklärt war. Und da doch feststellen musste, wie konservativ das Denken ist, gar nicht mal wahrscheinlich von der Gesellschaft her, sondern von den Frauen einfach, die es halt betrifft und die sich mehr Gedanken gemacht haben um ihre Nachbarn als eigentlich um ihr eigenes Leben und in so einen Kreislauf rein gekommen sind.“

In ihrer Freizeit trifft sich Simone (35) am liebsten privat mit Freunden, geht ins Kino, macht gerne Sport und Wochenendausflüge mit ihrem Motorrad. In die Szene, auf Frauenfeste geht sie nur noch sehr sporadisch, höchstens zwei oder drei Mal im Jahr.

Zukunftswünsche

Momentan überlegt sie, ob sie „nicht doch noch mal“, für ein paar Jahre nach Amerika gehen soll. Wenn sie einige Zeit als Single hinter sich hat, möchte sie dann schon eine Partnerin finden, die „die gleiche Wellenlänge“ hat wie sie und mit der sie „eine ganz normale, harmonische Beziehung aufbauen kann“. Eigentlich hätte sie auch gerne ein oder zwei Kinder gehabt, aber momentan passt es nicht so und dann läuft ihr, so sagt sie, wohl auch die Zeit davon. Gesellschaftlich, findet Simone (35), hat sich vieles für lesbische Frauen verbessert.

„Ich denke, dass auch gerade die jüngere Generation, also ich sage jetzt einfach mal so alles zwischen Anfang und Ende 20, dass die das wesentlich gelassener und viel selbstverständlicher nehmen, als Frauen in meinem Alter oder die noch älter sind, die eben einfach diese Gesellschaftsprobleme auch irgendwo immer noch drin haben und die auch irgendwo diesen Sprung, glaube ich, bis heute auch noch nicht geschafft haben. Und ich denke auch, dass jüngere Frauen das heutzutage eben auch ganz anders sehen, weil ich insgesamt finde, dass die homosexuelle Szene oder das ganze Leben etwas gesellschaftsfähiger geworden ist, dass es auch immer weniger Leute, also dass die das auch für immer selbstverständlicher ansehen, was ich vorhin gesagt habe: Je selbstverständlicher jeder damit umgeht, um so selbstverständlicher wird es halt auch für die Gesellschaft.“

Zwar muss noch einiges an Gleichstellung in ihren Augen passieren, aber einstweilen ist sie mit der Entwicklung schon ganz zufrieden. Im Übrigen glaubt sie, dass sich das Problem von ganz alleine lösen wird, weil „die Jungen von haus aus toleranter sind“ und „die konservativen und intoleranten Älteren eben auch wegsterben“.

Besonderes

Auffällig an Simones (35) Erzählungen ist die starke Betonung darauf, dass sie alles selbst beeinflussen kann und Selbstverantwortung einen ganz hohen Stellenwert für sie hat. Gleichzeitig sind aber eine ganze Reihe von Reaktionen auf soziale oder gesellschaftliche Ablehnungen erkennbar. So benutzt sie für sich die Bezeichnung ‘Lesbe’ ungern, weil es ein gesellschaftlich negativ konnotierter Begriff sei.

„Ich benutze den Ausdruck sehr ungern. Ich finde das ist ein sehr harter Begriff und ich sage einfach, oder wenn ich von mir selber spreche, ich habe nie, wenn mich irgendwer gefragt hat, habe ich nie gesagt: ‘ich bin lesbisch’, sondern ich habe immer gesagt: ‘ich lebe mein Leben mit Frauen’. Das hat für mich irgendwo etwas Weicheres. Ich fand es nur immer sehr abwertend und sehr hart, also für mich war es sehr hart. [...] Ich weiß es nicht, da habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht, dass war nur einfach so eine Sache, vielleicht auch aus früheren Zeiten, weil dieses ‘Lesbisch-Schwule’ eben so einen negativen Beigeschmack hat. [...] Ich glaube schon, dass für die meisten ‘Otto-Normal-Verbraucher’ das immer noch als etwas Abwertendes gesehen wird und auch im Zusammenhang mit dem Wort lesbisch oder schwul, wobei ich das jetzt in der Szene, also wenn man darüber redet, das nicht so empfindet oder ich das auch nicht so empfinde, aber wenn es oftmals von außerhalb kommt.“

III.4.4. Alexandra

„Verständnis hätte ich mir schon erwartet, aber jetzt: Ich habe soviel Eigenes, habe soviel an Entwicklung durchgemacht. Ich lebe jetzt mein Leben, es ist okay.“

Alexandra ist zum Zeitpunkt des Interviews 34 Jahre alt. Sie ist von schlanker Statur, sehr gepflegt und gibt sich sehr reflektiert und intellektuell. Sie lebt momentan in keiner festen Beziehung und unterrichtet als Lehrerin für Alten- und Krankenpflegeberufe in einer Altenpflegeschule. Sie hat meine Annonce im Stadtmagazin gelesen und sich gedacht, dass sie ein Forschungsprojekt über lesbische Frauen gerne unterstützen möchte.

Eltern & Familie

Alexandra (34) wächst ohne Geschwister in erster Linie bei ihrer Mutter auf. Die ersten drei Jahre war sie bei Onkel und Tante zur Pflege, kam dann zu ihren Eltern, die sich als sie 6 Jahre alt war, trennten. Eine wichtige Bezugsperson, ihr Onkel, starb 2 Jahre später und von dem Zeitpunkt an verbrachte Alexandra (34) viel Zeit bei ihrer Oma. Ihre als Industriekauffrau berufstätige Mutter beschreibt sie als „eher schwache Persönlichkeit“, die sich letztlich immer der Meinung anschließt, die zuletzt geäußert wurde. Ihre Lebensweise billigt Alexandras Mutter nicht, sie verurteilt es zwar nicht, aber nachvollziehen kann sie es nicht, was Alexandra (34) vor allem an Äußerungen wie „Na ja, du bist ja eigentlich eine Außenseiterin der Gesellschaft“ festmacht. Vor allem von ihrer Oma, die sie als weltoffene und sehr emanzipierte Frau beschreibt, hätte sie sich Verständnis und Unterstützung erhofft. Allerdings blockt auch ihre Oma völlig ab, reagiert mit „null Verständnis, nach dem Motto: Wenn du mit Männern eben nicht kannst, dann bleibst du halt alleine und fertig, aber sonst, ja: einfach krank denkt sie“. Mit dieser Ablehnung und Kränkung versucht Alexandra (34) fertig zu werden, indem sie sich deutlich macht, wie viel ‘Eigenes’ sie hat und wie viel an Entwicklung sie „durchgemacht“ hat.

„Ich lebe hier mein Leben und es ist okay und ich denke mir auch heute, wenn meine Oma so wenig damit konfrontiert werden will und so arg abblockt, dann kann ich jetzt auch nicht hingehen und da soviel hoch wühlen. Da denke ich mir halt, das ist ihrs und sie kann halt auch nur auf ihren Teller sehen und über den Tellerrand hinaus, da kann sie sich halt nicht einlassen, da würde wahrscheinlich viel zu viel selber in ihr hoch gewühlt, dass ist heute inzwischen in Ordnung.“

Ausbildung & Beruf

Als ausgebildete Krankenschwester hat Alexandra (34) lange in der Psychiatrie gearbeitet und hat dann eine pädagogische Weiterbildung zur Lehrerin für Alten- und Krankenpflege gemacht. Zum Zeitpunkt des Interviews arbeitet sie in der Altenpflegeschule eines kirchlichen Trägers. Ihre berufliche Situation beschreibt Alexandra (34) als sehr ambivalent. Die Arbeit mit ihren Schülern macht ihr prinzipiell Spaß, allerdings beschreibt sie auch sehr ausführlich ihre Mühen, sich nicht für alle Probleme der Schüler verantwortlich zu fühlen. Von ihren ArbeitskollegInnen weiß niemand von ihrem Lesbischsein, da sie nicht nur Benachteiligungen und Diskriminierungen von KollegInnen fürchtet, sondern sogar mit Kündigung von Seiten des kirchlichen Arbeitgebers rechnet. Diese Situation beschreibt sie als sehr belastet und aussichtslos, da sich die allermeisten Krankenpflegeschulen in kirchlicher Trägerschaft befinden und sie also den Beruf wechseln müsste. Vor allem wenn lesbische Schülerinnen sich an sie wenden und um Unterstützung bei ihrem Coming out bitten, fällt Alexandra (34) ihre Anstrengung auf, wenn sie „so totales Theater spielen“ muss. Mit ihrer Strategie, unheimlich aufzupassen, dass sie sich selber nicht versehentlich outet, kommt sie in so große in-

nere Konflikte, dass sie ernsthaft überlegt, den Beruf zu wechseln. Die ganze Ambivalenz ihrer Situation wird auch deutlich wenn sie ihre Haltung reflektiert:

„Ja, da ist es also schon schwer, da habe ich auch teilweise das Gefühl: ‘Ich bin so wahnsinnig verlogen’, andererseits denke ich mir auch, ich kann es ihnen ja immer noch sagen, wenn sie die Ausbildung nicht mehr machen, wenn es mir so wichtig ist. Das werde ich vielleicht auch tun, aber im Moment wäre es einfach nicht drin: ‘Ich würde erpressbar werden.’“

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Beim ersten Mal, als Alexandra (34) gemerkt hat, dass Frauen sie anziehen, war sie 22 Jahre alt. Vorher, sagt sie, habe sie das einfach „verdrängt“, sie sei zwar schon mit dem Thema „lesbische Frauen“ konfrontiert worden, da sie eine lesbische Stationsleiterin hatte, aber für sich habe sie das überhaupt nicht wahrgenommen. Erst als sie den Arbeitsplatz wechselt und in eine Großstadt zieht, lernt sie eine lesbische Arbeitskollegin kennen in die sie sich verliebt und mit der sie in einer gemeinsamen Wohnung lebend, eine acht Monate dauernde Beziehung hat. Im Rückblick auf diese Zeit, erzählt sich Alexandra (34) als unsicher, sehr passiv agierend und mit der Situation überfordert.

„Es ging eigentlich mehr so von ihr aus, möchte ich sagen, weil, für mich war das jetzt erst mal so ein, ach ja, so ein Ausprobieren und ja, dass gibt es ja auch. Und war dann eigentlich ganz, fand das eigentlich auch ganz nett, ich hätte wohl aber mehr Zeit gebraucht. Jetzt war sie einfach auch eine extreme Persönlichkeit. Wir haben dann ja auch, ach, ganz tragische Sachen miteinander erlebt, das ist auch sehr, also ganz übel auseinander gegangen, weil sie einfach auch sehr ausgeflippt ist und psychisch auch sehr daneben war.“

Nach der Trennung ging es Alexandra (34) „ganz, ganz schlecht“, weil sie einerseits keine familiäre Unterstützung hat und sie sich in ihrem Personalwohnheim auch ausgegrenzt fühlte. Zudem hatte sie nur ganz sporadische Kontakte zu anderen lesbischen Frauen, die aber eher oberflächlich waren. Nach dieser ersten Erfahrung hat Alexandra (34) zunächst mal gedacht: „Nein, mit Frauen nie mehr!“ und hatte in den nächsten drei Jahren eine, wie sie bemerkt, „etwas seltsame“ Beziehung mit einem Mann, den sie schon länger kannte und der immer schon ein sehr guter Freund von ihr war. Erst in dieser Zeit, so sagt sie von sich, konnte sie zum ersten mal „für sich spüren, ohne überumpelt zu werden, dass es das für sie nicht ist.“ Als sie sich dann das nächste mal in eine Frau verliebt, reagiert diese allerdings sehr kränkend und abweisend.

„Ich war eh’ wahnsinnig vorsichtig und habe ihr das dann gesagt, aber eben nur, wie es mir ginge, und ja, ich hätte mich verliebt. Sie wurde einfach leichenblass und hat gesagt: ‘Was, was habe ich geäußert, dass du so etwas von mir denkst?’ Das war eigentlich, also sie war völlig entsetzt, dass ich auf diesen Gedanken komme und ist sofort gegangen. Das musste ich dann erst mal verarbeiten.“

Kontakt zur Szene

Ein halbes Jahr nach diesem Erlebnis lernt Alexandra (34) über eine gemeinsame Bekannte eine Frau kennen, mit der sie 3 ½ Jahre zusammenlebt. Zu dieser Zeit geht sie öfters in Frauenlokale, -veranstaltungen und -discos und lernt auch einige lesbische Frauen kennen, mit denen sie auch heute noch freundschaftlich verbunden ist. Ihr Verhältnis zur Szene beschreibt Alexandra (34) als sehr ambivalent. Sehr ausführlich erzählt sie von ihrem Gefühl, auch von lesbischen Frauen innerhalb der Szene nicht akzeptiert zu werden.

„Tja, geht mir eigentlich heute noch so, also was mich wahnsinnig stört, wenn es Frauen sind [...], die wahnsinnig maskulin auftreten, also das stört mich, [...] ich muss doch als Frau nicht versuchen zu vertuschen, dass ich eine Frau bin, da mache ich mich doch lächerlich. [...] Das zweite ist, was mich auch stört, dass ich ständig, oder dass es mir immer wieder passiert, dass ich erst mal gefragt werden: 'Bist du eigentlich auch lesbisch, das glaube ich nicht!', also dass es einfach angezweifelt wird und ich dadurch das Gefühl bekomme, ich müsste mich jetzt hier rechtfertigen und muss das großartig erklären.“

Sie erklärt sich die Ablehnung, die sie von manchen lesbischen Frauen erlebt, vor allem mit ihren Erfahrungen mit Männern und der Tatsache, dass sie aufgrund ihres sehr femininen Äußeren nicht „wie eine typische Lesbe“ aussieht. Alexandra (34) beschreibt das Gefühl auch hier, innerhalb der Szene, nicht ganz dazu zu gehören, nicht in das vorherrschende Bild reinzupassen und ablehnend taxiert und beobachtet zu werden, als verunsichernd und kränkend. Vor allem weil sie sich nicht wohl fühlt, geht sie heute nur ganz sporadisch mal auf eine Veranstaltung. Unterstützung holt sie sich eher aus ihrem „ganz normalen, gemischten Freundeskreis“, von zwei, drei lesbischen Freundinnen und einem guten schwulen Freund. So beschreibt sie auch mit Bedauern für sich, dass sie das Gefühl von „Anerkennung und Geborgenheit“ selten bei Frauenfesten oder in der Szene erlebt, sondern vielmehr bei Freunden, denen es egal ist, ob sie „nun anders ist oder nicht“.

Zukunftswünsche

Dezidiert beschreibt Alexandra (34), was sie sich an Veränderung wünscht.

„Ich meine, das ist natürlich ein Utopie so etwas, aber eigentlich wünsche ich mir, dass du überall hingehen kannst und dass du lesbische Frauen einfach überall triffst und dass es auch überall ein Thema ist, dass du dich nicht so separieren musst, so separat, irgendwo in so einem Café. [...] Weil, ich fühle mich dann auch irgendwo ziemlich eng, so auf die Dauer, weil ich das Gefühl habe, so ganz am Leben nehme ich nicht mehr teil, sondern ich nehme dann, wie meine Mutter auch sagte, so diese Außenseiterrolle, die nehme ich ja dann selber und zwar freiwillig ein.“

Sie glaubt insgesamt zwar, dass sich das Klima in der Gesellschaft für Lesben verbessert hat, das Lesbischsein nicht mehr als krank gilt, findet aber dass es viel mehr Tole-

ranz, rechtliche Gleichstellung und Beschäftigung mit dem Thema braucht. So wünscht sie sich zum Beispiel auch, dass es viel mehr Berichte und Filme gibt, in denen „es einfach auch ganz normal dargestellt“ wird. Für ihre berufliche Entwicklung würde sie gerne den kirchlichen Träger verlassen und befindet sich aber in dem Dilemma, dass sie nicht weiß, wie. Am meisten wünscht sie sich aber, eine Frau kennen zu lernen, mit der sich eine „prima Beziehung entwickelt und wo man auch gemeinsam etwas aufbauen kann“.

Besonderes

Auffällig an den Schilderungen von Alexandra (34) sind die immer wieder auftretenden, zum Teil sehr ausgeprägten Ambivalenzen. So fühlt sie sich sehr oft als Außen-seiterin und möchte gleichzeitig dazugehören und ein ganz normales Leben führen. Dies gelingt ihr, wie sie sagt, selten. Oft wechselt ihre Stimmung von „Ich habe alles im Griff und mir kann keiner was“ zu „Wer bin ich denn eigentlich?“ und „Dann falle ich in ein totales Loch“. In der Familie erlebt sie viel Ablehnung und Kränkung und in ihrem Arbeitsumfeld lebt sie Undercover, da sie mit Diskriminierungen und Kündigung rechnet. Mit vielen Sehnsüchten und Wünschen beschreibt sie ihr Verhältnis zur Szene, doch auch hier erlebt sie Ablehnung und fühlt sich nicht integriert und akzeptiert. Ihr lesbisches Selbstverständnis ist besonders geprägt von Normalitätswünschen:

„Lesbischsein ist, ja ganz normal, ich denke, das ist einfach dahin, wo mein Herz hingeht. Wo ich gefühlsmäßig dabei bin und wo ich das Gefühl hätte, dass ich mich auch da aufgehoben fühle, das ist von der Anziehung zu Frauen bestimmt. [...]

Ich denke Lesbischsein, ich kann es auch gar nicht so definieren, Lesbischsein heißt nicht, ich kann mit überhaupt keinem Mann in meinem ganzen Leben in irgend einer Form einen inneren oder intimeren Kontakt haben, sondern ich definiere das eigentlich für mich so, dass ich weiß, rein gefühlsmäßig kann ich mich nicht arg einlassen, rein von der Sexualität bedingt. [...] Weißt du, Männer waren immer meine Notlösung, aber, also auf Dauer nicht, sporadisch okay. Und zwar sporadisch deswegen, in Ermangelung der Frauen, weil ich mich in der Szene nicht so wohl fühle, dass ich jetzt sagen könnte, da geht es mir jetzt so gut und da lerne ich auch Frauen kennen, die mir wirklich gut gefallen.“

III.4.5 Heike

„Ich habe keine Probleme, echt nicht, läuft eigentlich alles ziemlich gut – ich mach’ das schon.“

Heike ist 34 Jahre alt, hat eine kräftige, sportliche Statur und erzählt offen und souverän, mit viel Ironie. Sie lebt seit einigen Jahren in einer festen Beziehung, möchte un-

bedingt ein Kind bekommen, „damit die Familienreihe nicht abbricht“ und arbeitet als PR-Frau eines Kinoverleihers. Von meiner Forschungsarbeit hat sie von einer gemeinsamen Bekannten erfahren und weil sie wichtig findet, dass es auch wissenschaftliche Arbeiten zu Lesben gibt, hat sie sich gemeldet.

Eltern & Familie

Heike (34) wächst zusammen mit ihrem jüngeren Bruder in einer, wie sie sagt, traditionell bürgerlichen und „gut situierten“ Familie in einer Kleinstadt auf. Während der Vater als Geschäftsführer eines mittelständischen Unternehmens arbeitet, versorgt die Mutter, ganz klassisch, wie Heike (34) ironisch anmerkt, „Haus und Kinder“. Ihren Vater beschreibt sie als „absoluten Workaholic“, Lebemann und meistens abwesend, sich kaum für die Kinder interessierend und mit „deutlich patriarchalischer Einstellung“. Ihre Mutter hört auf Wunsch des Vaters nach der Heirat auf zu arbeiten und erzieht die Kinder traditionell religiös. Das Verhältnis zu ihren Eltern ist anfangs schwierig.

„Also es war so, dass ich ein ganz enges Verhältnis zu meiner Mutter hatte, das war damals sicher auch geprägt davon, also ich hatte damals, in früheren Jahren, ein ziemlich schlechtes Verhältnis zu meinem Vater, mein Vater war früher auch oft unkontrolliert, hat dem Alkohol zugesprochen und hat dann auch manchmal mit Aggressionen und Schlägen reagiert und da hatte meine Mutter wohl auch das Gefühl, sie müsste umso mehr behütend einwirken und, also ein sehr symbiotisches Verhältnis. Wobei ich denke, dass meine Mutter ein ganzes Stück Wärme und Geborgenheit von mir geholt hat, was sie jetzt so von meinem Vater in der Zeit nicht bekommen hat.“

Später fängt ihre Mutter wieder an berufstätig zu sein und sowohl die Ehe als auch das Verhältnis zwischen Heike (34) und ihren Eltern entspannt sich.

Ausbildung & Beruf

Nach dem Gymnasium studierte Heike (34) Germanistik, Politik und Theaterwissenschaften und absolviert später noch ein Aufbaustudium in Literaturkritik. Während dem Studium macht sie mehre Praktika im Journalismus und arbeitet seit über sieben Jahren im Bereich Öffentlichkeitsarbeit für eine Filmverleihagentur. Obwohl sie sich an ihrem Arbeitsplatz sehr wohl fühlt, plant sie eine berufliche Umorientierung. Vor allem weil ihre Arbeit „sozusagen doch zu sehr immer das Gleiche und recht wiederholend ist“, sucht sie eine neue Herausforderung. Zwar hat sie die vage Idee, es könnte in Richtung Kulturmanagement gehen, aber so genau weiß sie das noch nicht, zumal sie sich momentan intensiv mit einer anderen Frage beschäftigt:

„Das ist für mich, das ist auch so eine Kernfrage, wie das beruflich wird, weil das berührt ja auch ein anderes, ganz wichtiges Thema für mich, denn ich will ja auch noch Mutter werden, also, da muss ich dann natürlich schauen, wie ich das in Einklang bringe.“

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Heike (34) erzählt von sich, sie habe schon im Kindergarten ihre Kindergärtnerin „spektakulär toll“ gefunden, auch die Freundin ihres Bruders habe sie unheimlich fasziniert. Überhaupt sei sie schon immer sehr burschikos und jungenhaft gewesen und fand Jungs als Kumpel prima, aber wirklich interessant seien eben die Mädchen gewesen. Zu ihrem Tennis-Sporttraining, das sie regelmäßig besuchte, sei sie auch deswegen so gerne gegangen, weil da so viele Mannschaftskameradinnen waren, mit denen sie sehr intensive Freundschaften hatte. Vor allem von ihrer Doppelspielerin träumt sie oft und fühlt sich auch körperlich angezogen. Zwar scheitert ihr Annäherungsversuch, aber sie fühlte sich „zwar abgewiesen, aber eben ganz nett“, so dass es kein Problem für sie war. Auch das Wort lesbisch war für sie ein Begriff und darüber wurde auch im Freundinnenkreis gesprochen. Es war für sie bekannt, dass es so etwas gibt.

„Wo es mir dann so richtig klar wurde, war dann mit 17, als ich mich so richtig in eine Schulfreundin verliebt habe und da habe ich dann wirklich gewusst, jetzt bin ich so körperlich angezogen von ihr, also, ich wollte mich ihr nähern und dann war mir das auch völlig egal, dass ich jetzt lesbisch bin, zum Glück beruhte das auf Gegenseitigkeit und wurde dann auch gleich eine 1 ½-jährige Beziehung, zwar auch mit Höhen und Tiefen, also, für uns beide auch die erste Beziehung. Für mich war das in dieser Phase nie eine Frage, so dieses: ‘Oh Gott, ich bin lesbisch, was heißt das jetzt für mein Leben?’ Sondern ich war mir von meinen Emotionen her so sicher, dass ich das überhaupt nicht in Frage gestellt habe oder auch nicht die Auswirkungen dessen, was das bedeuten könnte, überlegt habe.“

Sie dachte zu der Zeit zwar, jetzt könnten die Probleme anfangen, „schließlich waren sie die Einzigen an der Schule und schließlich könnte das Umfeld ja komisch darauf reagieren“, aber die meisten Freundinnen reagierten dann doch positiv. Als sie zu der Zeit im Fernsehen einen Film zu diesem Thema anschaut und ihre Mutter das mitbekommt, wird sie von ihrer Mutter direkt gefragt:

„Warum schaust du dir das an? Und hat dann auch ziemlich abfällige Bemerkungen darüber gemacht, da kann ich mich noch sehr gut daran erinnern. Da kam dann irgendwann ein küssendes Frauenpaar und meine Mutter meinte: ‘Äh, das ist ja abnormal!’ Das hat mir dann schon zu denken gegeben und ich habe mir dann gedacht: ‘Das kann ja heiter werden.’ Und sie hat mich dann auch offen darauf angesprochen, dass meine Beziehung zu meiner ersten Freundin, also: ‘Man könnte ja gerade meinen, ihr wärt lesbisch.’ Ich habe das dann dementiert.“

Erst als sich sehr viel später ihre Freundin von ihr trennt und sie unheimlich traurig war, erzählt sie ihrer Mutter von der Beziehung. Ihre Mutter reagiert dann mit Äußerungen wie „das habe ich mir schon gedacht, aber du wirst trotzdem meine Tochter bleiben“ und „vielleicht ist es ja auch nur eine Phase, die wieder vergeht“. Sie sei, so Heike (34), zwar verständnisvoll gewesen, habe aber gleichzeitig auch gesagt:

„‘Ja nicht mit dem Papa darüber reden!’ Weil sie da schon geahnt hat, dass könnte zu einem Debakel führen und ich ihr eigentlich immer vorgeworfen habe, dass sie meinen Vater so in Schutz genommen hat oder gemeint hat, dass wäre jetzt ganz furchtbar, jetzt eine lesbische Toch-

ter zu haben. Weil ich ja auch wusste, dass mein Vater kein Kind von Traurigkeit ist und auch durchaus Affären hatte und da fand ich das völlig absurd, dass meine Mutter, wo sie doch betrogen wird, trotzdem so dieses: 'Eine lesbische Tochter', dass will sie dem Vater nicht antun, dass soll der Vater nicht wissen.“

Heikes (34) Vater erfährt es dann auch erst, als sie Mitte zwanzig ist. Er hat es wohl schon früher gewusst und Heike (34) glaubt, dass es ihm „wohl ziemlich egal ist und wahrscheinlich gar nicht so unrecht, dass eben „kein Typ an meiner Seite ist, der mich manipulieren könnte.“

Kontakt zur Szene

Erst am Ende ihrer ersten Beziehung beginnt sie, Literatur zum Thema zu suchen, besucht den Frauenbuchladen und macht sich Gedanken darüber, wo sie wohl „ihresgleichen“ treffen könnte. Vor allem in der Zeit nach ihrer ersten Beziehung geht sie ganz aktiv in die Szene, zieht in eine Lesben-WG, besucht einen Frauen-Wen-Do-Kurs, geht ganz oft in Frauendiscos und ist auch in Frauen-Literatur- und Filmgruppen aktiv. Obwohl sie sich ganz aktiv in der Szene bewegt und ihr intensive Kontakte und Freundschaften zu lesbischen Frauen sehr wichtig sind, beschreibt sie ihr Verhältnis zur Szene ambivalent:

„Also ich finde das Verhalten, also jetzt auch im Unterschied zu schwulen Kneipen und Diskos oder auch gemischten Veranstaltungen, es ist, also ich finde die Szene, also Lesben wenn sie nach draußen gehen, die meinen sich so verhalten zu müssen, dass sie unheimlich auf cool machen, so dieses: 'Sprich mich ja nicht an!' Irgendwo, das ist so ein bisschen, also jede baut so ein bisschen eine Mauer um sich rum. Einerseits gehen die meisten Lesben weg, um jemanden kennen zu lernen, aber sie verhalten sich nicht unbedingt so. [...] Ja, es ist eigentlich schade, dass gerade, was die Örtlichkeiten anbelangt, also da, wo eine Frau eine andere Frau kennen lernen könnte, dass da eher eine so seltsame Atmosphäre herrscht. [...] Ich finde es einfach nur schade, dass es so ein bisschen, also so eine feindselige, unnahbare Stimmung ist in der Lesbenszene.“

So beschreibt Heike (34) dann auch, dass sie am allerliebsten lesbisch-schwule Veranstaltungen besucht, weil da die Atmosphäre offener und angenehmer ist und gerade Schwule lockerer und unverkrampfter im Kontakt seien. Dementsprechend ist ihr Freundeskreis, der am Anfang fast ausschließlich aus lesbischen Frauen bestand, mittlerweile sehr gemischt. Heute hat sie „eigentlich mehr schwule Freunde als lesbische Freundinnen“. Vor allem in ihrem Arbeitsumfeld, in dem sie offen lesbisch lebt, und über ihre politischen Aktivitäten hat sie viele Schwule kennen gelernt, die heute zu ihren engsten Freunden zählen.

Zukunftswünsche

Neben dem Wunsch nach mehr gesellschaftlicher Toleranz und Akzeptanz lesbischer Lebensweisen, hat sie vor allem sehr konkrete rechtliche und politische Forderungen. So engagiert sie sich explizit für ein Diskriminierungsverbot, die rechtliche Gleichstellung und Verbesserung des LPartGs, ein Adoptionsrecht für schwule und lesbische Paare u.v.m. Sie ist überzeugt, dass noch sehr viel Aufklärungsarbeit notwendig ist, „bevor von einer wirklichen Gleichstellung die Rede sein kann“. Privat wünscht sie sich neben der erfolgreichen beruflichen Neuorientierung vor allem ein Kind zu bekommen und die dann anstehenden Aufgaben mit ihrer Partnerin meistern zu können.

Besonderes

Dezidiert beschreibt Heike (34) ihre Strategie, mit ihrem gesellschaftlichen Umfeld umzugehen. So hat sie schon einige Pöbeleien und Beschimpfungen „auf offener Straße“ erlebt und vermeidet ganz aktiv gefährliche Orte, geht nachts nur in Gruppen durch abgelegene Straßen etc. Sie beschreibt auch, wie befreiend sie eine Veranstaltung in Amsterdam erlebt hat, als bei den Gay Games Hunderttausende auf den Straßen waren und sie das Gefühl hatte, sich auch in der Öffentlichkeit völlig frei und ungezwungen bewegen zu können. Danach sei ihr richtig intensiv aufgefallen, wie sehr sie sich selber einschränkt, Dinge vermeidet und vor allem, wie sehr „all die subtilen Einschränkungen verinnerlicht sind, einem gar nicht mehr bewusst werden.“ Lesbisch zu sein, war für sie schon immer klar.

„... also, das hat für mich schon auch was mit der Geisteshaltung zu tun, also ich habe mich, für mich ist Lesbischsein einfach auch, sich in einem Frauen-Zusammenhang, also sich in Beziehung zu anderen Frauen zu setzen, ganz bewusst. Es hat was mit Erotik zu tun, es hat was mit Wahrnehmung zu tun, es hat natürlich auch was mit Sex und Begehren zu tun, aber es ist mehr so eine Geisteshaltung eigentlich. Also, ich denke, man kann sich auch als lesbisch definieren und gleichzeitig Sex mit Männern haben, also, ich habe da kein Problem damit, mit irgendwelchen ideologischen Einschränkungen, also, ich denke, das ist wirklich ein dehnbares Etikett, wobei es für mich wirklich über das Sexuelle hinausgeht, also ganz klar, es hat was mit Geisteshaltung zu tun.“

Ihre reflektierte Selbstbeschreibung von ihrem Lesbischsein wird auch deutlich wenn sie sagt:

„Ich bin natürlich viel, ich bin nicht nur eine Lesbe, manchmal ist es schon einfach einschränkend, so dieses, was heißt das auch, auf der anderen Seite sage ich aber auch: ‘Natürlich bin ich Lesbe!’. Es ist nur schwierig, weil das ist so ein Facettenreichtum auch, also ich denke, jede definiert das auch anders für sich. Also ich sehe da kein Problem, dass das eine eingrenzende Definition ist. Also, wenn wir in einem androgynen, multisexuellen Zeitalter, wenn wir dieses noch erleben sollten, wo es unwichtig ist, so dieses sich zu etikettieren, ja okay, aber ich glaube das ist eine Utopie. Ich sehe auch keinen Sinn, also ich habe immer gesagt: ‘Ich bin stolz darauf, les-

bisch zu sein.' Ich fühle mich eher als privilegiert in meinem Schicksal, also, ich denke, es hat für mich einen ungeahnten Reichtum hervorgebracht.“

III.4.6. Maria

„Hauptsache ganz normal! Für mich macht es keine Schwierigkeiten, man kommt dem ja auch gar nicht aus.“

Maria ist 31 Jahre alt, macht einen introvertierten, sportlichen Eindruck und gibt sich betont lässig, obwohl sie während des ganzen Interviews nervös und angespannt wirkt. Sie arbeitet als Sozial-Pädagogin, lebt momentan nicht in einer Beziehung, hätte aber sehr eine. Sie hat meine Annonce im Stadtmagazin gelesen und sich gemeldet, obwohl sie, wie sie beim Interview als erstes sagt, den Anzeigentext schon wieder vergessen hat.

Eltern & Familie

Maria (31) wächst als mittlere von drei Schwestern auf einem Bauernhof in Bayern auf. Die Familie bewirtschaftet einen kleinen Hof und alles ist, „halt sehr ländlich strukturiert, sehr einfach, sehr kirchlich, wie man sich das halt so vorstellt.“ Das Verhältnis zu ihren Eltern beschreibt sie als „sehr normal und behütet“, irgendwann in der Pubertät habe es dann Schwierigkeiten gegeben, die sich aber auch wieder gelegt hätten und jetzt habe sie ein gutes Verhältnis zu ihnen. Eine „völlig normale Entwicklung“, wie sie sagt. Obwohl sie ihr Verhältnis zu ihren Eltern als sehr gut beschreibt, sagt sie gleichzeitig, dass sie eigentlich zu Hause nie etwas Privates erzählt und ihre Eltern auch kaum etwas von ihr wissen. Mit ihren Schwestern redet sie dagegen sehr viel, holt sich Rat und bespricht auch alle wichtigen Entscheidungen mit ihnen. Die dörfliche Enge beschreibt sie als drückend. Man mache einfach keine Schwierigkeiten, weil man ja eh' nicht weg könne, auch wenn man als Beschäftigung nur zur katholischen Landjugend gehen könne.

Ausbildung & Beruf

Nach dem Abitur ist sie froh, in die Stadt zum studieren gehen zu können und beendet dort ihr Sozialpädagogik-Studium. Seit dem Studienabschluss arbeitet sie in einem therapeutischen Heim für verhaltensauffällige Jugendliche. Ihre Arbeit macht ihr Spaß und sie ist mit ihrer beruflichen Situation sehr zufrieden.

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Obwohl Maria (31), wie sie sagt, aus Mangel an Gelegenheit, erst recht spät ihre erste Freundin hatte, sagt sie von sich:

„Ja, das war für mich schon immer klar, also von daher, das war jetzt also anfangs war das gar nicht so bewegend irgendwie, für mich war das am Anfang eigentlich ganz normal und erst später dann, na ja, so in die Pubertätszeit irgendwie dann, da kam ich ins Grübeln, weil da wird es einem bewusst, so dass andere immer ganz anders leben und denken als ich und da dachte ich dann schon darüber nach. Da war es dann befremdend, dass die anderen so anders sind als ich, dass war dann völlig verwirrend. Und, auf dem Dorf, du hast ja niemand, niemand als Vorbild, das war dann schon schwierig.“

Sie versucht dann an Literatur heranzukommen um für sich eine Erklärung zu finden, was aber nicht recht gelang. Dann hatte sie, wie sie sagt, einfach nur Glück, als sie auf dem Gymnasium eine Lehrerin bekommt, die „mindestens bisexuell war“ und die mit viel Verständnis und Mut machend reagiert hat. Mit ihr konnte Maria (31) gut reden.

„Das war dann ganz gut für mich und dann war das aber auch geklärt, dann gab es auch ‘nimmer’ große Schwierigkeiten.“

Kontakt zur Szene

In die Szene geht Maria (31), auch nachdem sie in eine Großstadt umgezogen ist, nicht. Bis heute besteht ihr Freundes- und Bekanntenkreis fast ausschließlich aus Hetero-FreundInnen. Nachdem sie „jetzt auch nicht so nach außen getreten ist und auch nicht offen war“, lernt sie ihre erste Freundin zufällig im Hörsaal kennen. Mit dieser Kommilitonin war sie erst länger befreundet und dann hat sie sich verliebt und daraus wurde eine sechsjährige Beziehung. Immer wieder erwähnt sie dabei, dass eigentlich alles „total normal“ gelaufen sein.

„Das lief alles irgendwie so ganz normal. Mal gut, mal schlecht. Das war eine ganz normale Beziehung, ja. Man hat sich manchmal gestritten. Irgendwann sind wir dann zusammengezogen und irgendwann haben wir uns dann wieder getrennt, ganz normal halt.“

Als sie schon einige Zeit mit ihrer Freundin zusammen war, beschließt sie mit ihren Schwestern zu reden, Familienrat zu halten, wie sie das nennt. Die ältere Schwester hat recht trocken reagiert und gesagt, sie habe sich das „eh schon gedacht“. Die jüngere Schwester musste einige Zeit lang überlegen, „ob so etwas nun Recht oder Unrecht“ sei und hat sich dann dafür entschieden: „Nachdem es meine Schwester ist, kann es nichts Unrechtes sein und also muss es gut sein.“ Gemeinsam beschließen die drei Schwestern, dass es das Beste sei, wenn Maria (31) ihren Eltern einen Brief schreibt und von ihrem Lesbischsein erzählt.

„Ähm, meine Mutter hat das dann eher negiert und für meinen Vater, ich glaube, der hat sich eher gefreut, aber so unter dem Aspekt, weil, da bekommt er nämlich noch eine Schwiegertochter. Meine Mutter, die negiert das, das macht sie immer noch. [...] Ja, wir reden da nicht drüber. Das ist ihr, dass will sie gar nicht so an sich ran lassen, auch wenn ich jetzt aktiv damit anfangen, findet sie mit Sicherheit irgendwo einen Punkt, wo sie es abbrechen kann. Mein Gott, ich muss das auch irgendwann mal akzeptieren, das passt ihr nicht ganz so, das Thema. Sie kann damit nicht umgehen, also warum soll ich sie nötigen. Sie lehnt es nicht ab, aber sie hat Schwierigkeiten.“

Auch wenn Maria (31) weiß, dass ihre Mutter es nicht gerne sieht, hat sie ihre Freundin mit nachhause genommen, weil es schließlich normal sei, wenn man seine Partnerin mitbringen würde. Ihren ArbeitskollegInnen erzählt sie per se wenig Privates und nur wenn jemand ganz hartnäckig und direkt fragt, gibt sie zu, mit Frauen liiert zu sein.

Erst am Ende ihrer Beziehung, mit Ende Zwanzig, sucht sie Kontakt zu anderen lesbischen Frauen. Sie will sich zwar nicht „so in der Szene rum treiben“ und obwohl sie es auch sehr „einseitig findet, so ganz ohne Männer“, will sie doch jemand anderes kennen lernen und geht auf Frauenfeste und in einen lesbischen Badminton-Club. Am Anfang fand sie die Szene hoch spannend, war erleichtert, dass es doch so viele gibt und auch froh, dass es eine Menge Lesben gibt, denen man „das gar nicht so ansieht“. Vor allem die Heterogenität gefällt ihr besonders. Manchmal, so sagt sie, geht sie nur auf ein Frauenfest, um rumzuschauen. Wenn sie dann vor allem auch ältere Lesben sieht, ist sie sehr berührt, weil sie sich nicht recht vorstellen kann, wie es sein wird, wenn sie 50 ist. Ihre ambivalente Haltung zur lesbischen Szene und ihr Dilemma beschreibt sie folgendermaßen:

„Ja und mittlerweile finde ich es befremdend, muss ich ganz ehrlich sagen, mir fehlt so ein bisschen die Normalität des Lebens, das ist zu einseitig. Wie soll ich das formulieren? Ich will mich nicht irgendwie freiwillig in eine Randgruppe begeben, das will ich nicht. Da kritisiere ich aber die Gesellschaft, also, das ist mir schon klar, dass das notwendig ist, das ist mir schon klar, weil, wie soll man sich denn irgendwie dann groß kennen lernen, außer man outet sich brutal, malt sich irgend, was weiß ich, auf die Stirn, aber ansonsten bleibt einem fast nichts anderes übrig, aber das kreide ich der Gesellschaft an und dass man sich da, also, für mich ist das irgendwie wie verstecken, irgendwie so ein bisschen ausgrenzen, das mag ich nicht, das ist für mich immer ein bisschen befremdend.“

Zukunftswünsche

Nachdem sie jetzt schon mehrere Jahre Single ist, wünscht sie sich vor allem „endlich wieder eine Beziehung“. Auch wenn sie sagt, dass man das ja nicht allzu sehr forcieren kann, findet sie, sie müsste mehr aktiven Kontakt suchen. Von der Politik und ihrem gesellschaftlichen Umfeld, wünscht sie sich vor allem gleichberechtigt und völlig normal leben zu können, also auch gleiches Ehe- oder Asylrecht zu haben. Obwohl sie das

öffentliche Klima schon ganz gut findet, sollte es noch viel Selbstverständlicher werden, vor allem auch auf dem Land, wo sie aufgewachsen ist.

Besonderes

Auffällig an Marias (31) Erzählungen ist, dass sie oft davon spricht, dass alles „völlig normal“ sei. Es entsteht der Eindruck, als wolle sie sich explizit gegen die Zuschreibung „nicht normal zu sein“ wehren. Besonders erscheint auch, dass sie für sich selbst nie das Wort lesbisch benutzt. Auf mein direktes Nachfragen, lehnt sie das dann auch kategorisch und sehr impulsiv ab.

„Ich finde das Wort eh’ schon ein Unwort. Ich finde das Wort so hässlich. Ich weiß nicht, ich glaube das geht vielen so. Ich habe da einfach ein neues Wort: Erna. Erna, dass trifft sich auch hervorragend mit dem bayerischen ‘Griaß erna’. Nee, was heißt das? Das man sich halt in Frauen verliebt, dass man die attraktiv und anziehend findet, nicht mehr. So etwas ganz normales halt. Es gibt Leute, die verlieben sich in Frauen und es gibt Leute, die verlieben sich in Männer. Und ich gehöre zu den Leuten, oder eben Menschen, die sich in Frauen verlieben, das ist alles. Weil es normal ist. Es ist einfach vollkommen normal, finde ich. Außerdem finde ich das jetzt nicht außergewöhnlich, ich bin deswegen kein ..., ja keine Ahnung, was weiß ich, das ist ganz normal. Es war ja auch schon immer ganz normal für mich.“

So formuliert sie, dass es ihr am liebsten ist, wenn andere Leute zwischen ihr und heterosexuellen Frauen überhaupt keinen Unterschied sehen. Am liebsten sind ihr Leute, denen ihre „Sexualität völlig unwichtig ist und die in ihr nur irgend einen Menschen sehen, an dem es nichts besonderes gibt“.

III.4.7. Christina

„Früher war ich schon sehr angepasst, habe mich viel an anderen orientiert, aber jetzt, jetzt lebe ich mein Leben, so wie es mir gefällt, ganz einfach!“

Christina ist zum Zeitpunkt des Interviews 30 Jahre alt, von kleiner, kräftiger Statur und elegant gekleidet. Sie studiert im letzten Semester Psychologie und wird ihr Studium demnächst beenden. Obwohl sie gerade noch mit einer Frau liiert ist, sagt sie, dass sie da bald was klären muss. Von meiner Forschungsarbeit hat sie von einer gemeinsamen Bekannten erfahren und weil sie das Thema spannend findet, hat sie sich gemeldet.

Eltern & Familie

Christina (30) wächst zusammen mit ihrem 3 Jahre älteren Bruder im Vorort einer Großstadt in einer „klassischen Mittelschichtfamilie mit Einfamilienhaus“ auf. Ihr Vater ist Dipl.-Ingenieur und arbeitet als Abteilungsleiter bei einer Baufirma, während ihre Mutter sich um die Kinder gekümmert hat und später teilweise als Kauffrau berufstätig war. Das Gymnasium besucht sich nicht am Ort sondern in der nahen Großstadt und ist froh, schon in der Schulzeit aus dem „Kaff raus gekommen“ zu sein.

Ausbildung & Beruf

Nach dem Abitur geht sie direkt in eine andere Großstadt um Psychologie zu studieren, bricht dies aber schon im ersten Semester ab und jobbt ein Jahr, auch „um das Leben zu genießen“. Später kehrt sie zurück, macht eine Lehre als Photographin und nach einer Assistenzzeit arbeitet sie 2 ½ Jahre in ihrem eigenen Porträtstudio. Dann stellt sie fest, dass das „ja noch nicht alles gewesen sein kann“ und beginnt mit 25 nochmals ein Psychologiestudium, welches sie in ein paar Monaten beenden will.

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Spätestens mit 14 Jahren ist ihr definitiv klar, dass sie auf Frauen steht. Dabei sagt sie aber auch:

„Ich wusste das eigentlich schon seit meiner Kindheit, also ich habe immer gemerkt, dass ich so eine ganz spezielle Anziehungskraft zu Mädchen hatte. Also mir war das irgendwo, ich sag mal im Unbewussten, immer schon klar, das mit mir irgendetwas nicht stimmt.“

Als sie sich in eine Klassenkameradin verliebt, mit der sie vorher schon lange befreundet war, wird ihr klar, dass sie solche Gefühle noch nie bei einem Jungen hatte und dass sie „wohl lesbisch“ sein müsse. Die Feststellung hat sie sehr beunruhigt und verunsichert.

„Das hat mich sogar sehr belastet. Das hat mich insofern belastet, weil ich wie gesagt, aus einem bürgerlichen Hause komme und eigentlich auch sehr so, ja wie soll ich sagen, also auch als Teenager nach außen hin sehr stark gewirkt habe und immer auch so ein Prestige-Typ war, also ich war Klassensprecherin in der Schule und es war so, dass ich das auch als peinlich und als Scham empfunden habe. Also ich habe da am Anfang sehr darunter gelitten. [...] In der Schule wurden wir dann auch ziemlich viel gehänselt und da hieß es immer: Eva liebt Christina und so. Und da habe ich unheimlich darunter gelitten und das hat es mir dann auch so ein bisschen verbaut, eine ganze Zeit lang, glaube ich, dass ich da offen drüber sprechen konnte, weil ich unter der Scham, dass ich mich so bloßgestellt gefühlt habe, doch sehr gelitten habe, da habe ich das dann eigentlich sehr verborgen.“

Kontakt zur Szene

Erst als sie dann mit 20, nach dem Abitur, in eine andere Großstadt umzieht, weg von zu Hause und ihren Eltern, geht sie offener mit ihrem Lesbischsein um, spricht darüber und sucht aktiv Kontakt zu anderen Lesben. Sie geht sehr häufig in die Frauenszene und lernt schnell einige Frauen kennen, mit denen sie auch Freundschaften entwickelt. Obwohl sie das, wie sie sagt, sehr forciert und unbedingt viel erleben wollte, sagt sie von sich auch:

„Also, wie soll ich sagen, mir ging es eigentlich nicht sehr gut dabei. Ich konnte mich eigentlich auch nicht sehr öffnen, war da sehr verschlossen im Grunde genommen und wollte immer auch sehr cool rüberkommen und ich konnte auch zu meinen Gefühlen nicht sehr gut stehen, im Grunde genommen. Also, ich habe mit den Frauen schon, also, wie sie sich mir gegenüber verhalten haben, keine schlechten Erfahrungen gemacht, aber irgendwie eher so mit meinem Verhalten. Ich war sehr, also, ich habe da, auch wenn ich schon längst wusste, das ist jetzt so, habe ich meine Gefühle sehr lange unterdrückt, eigentlich. Ich habe mir dann auch immer, also die ersten Freundinnen, die ich hatte, das waren auch immer Frauen, in die ich nicht verliebt war, also das waren immer Frauen, zu denen ich eine große Distanz hatte. Ich hatte dann auch so Angst vor Nähe, lange Zeit eigentlich.“

Ihren älteren Freundinnen aus der Schulzeit oder ihren Eltern erzählt sie nichts davon. Erst als sie zurückkommt und mit 21 eine feste Freundin hat und sie von manchen darauf angesprochen wird, bestätigt sie ihr Lesbischsein. Auch ihren Eltern erzählt sie es nicht aktiv.

„Also, es war eigentlich eher so, dass meine Mutter mich darauf angesprochen hatte. Sie hat immer sehr viel gebohrt, meine Mutter, und hat gesagt: 'Ja was ist, warum hast du keinen Freund, du bist jung und siehst auch nicht so schlecht aus. Was ist los, warum tut sich da nichts?' Und ich habe das erst immer abgestritten, habe gesagt: 'Ich will meine Ruhe und ich will keinen.' Und so in der Richtung. Und dann hat sie irgendwann, nicht so richtig konkret gefragt, aber hat so gesagt: 'Aber du stehst doch nicht auf Frauen, oder?' Und da habe ich dann gesagt: 'Doch, so ist es!'“

Ihre Mutter reagiert im ersten Moment geschockt und sagt dann in einer ersten Reaktion, dass Christina (30) trotz allem ja ihre Tochter bleibe. Während der Vater in der nächsten Zeit nicht eingeweiht wurde, versucht die Mutter, Christina (30) davon zu überzeugen, doch einen anderen Weg zu gehen.

„Dann kam eine sehr lange Phase von fast einem Jahr, wo sie dann schon dagegen angekämpft hat und auch konkret gesagt hat: 'Überleg es dir anders. Du hast einen ganz schlechten gesellschaftlichen Stand, du wirst es irgendwann mal viel schwieriger haben und mit Frauen, das ist doch nix.' Sie hat sich eigentlich am Anfang sehr tolerant gegeben und dann aber eigentlich ihre wahren Gefühle raus gelassen, die eigentlich ablehnend waren. Es kam dann auch ein paar Mal richtig zu einem Eklat, also wir haben uns richtig gestritten, weil sie das dann auch auf so eine unverschämte Weise rübergebracht hat.“

Inzwischen hat sich Christinas (30) Verhältnis zu ihrer Mutter „normalisiert“, wenn gleich sie nach wie vor glaubt, dass ihre Mutter im „tiefsten Innern nicht akzeptiert“, dass sie mit Frauen zusammenlebt. Ihr Vater wird erst später von der Mutter eingeweiht, ohne sich dazu zu äußern. Jahre später, als sich die Beziehung zum Vater insgesamt intensiviert, macht er eine Bemerkung, er habe eine neue Sekretärin, die sicher etwas für sie wäre. Christina (30) glaubt daran zu erkennen, dass er nichts dagegen hat. Auch ihr Bruder reagiert zuerst ablehnend und „gewöhnt sich dann aber langsam daran“. Mittlerweile, zehn Jahre später, geht die Familie „ganz okay“ damit um und Christina (30) kann auch ihre Freundin mit nachhause bringen. Vor allem im Rückblick formuliert sie, dass es ihr sehr gefehlt hat, dass sie weder im Freundeskreis noch in der Familie in den ersten Jahren Akzeptanz und Unterstützung gefunden hat. So sagt sie auch, dass sie sich im Nachhinein oft gewünscht hat, dass es leichter gewesen wäre.

In die Szene geht sie auch heute immer noch gerne, nicht mehr so oft und regelmäßig wie früher, aber Frauenfeste gehören zu ihrem Leben dazu. So findet sie auch, dass die Angebote deutlich vielfältiger und bunter geworden sind als noch vor zehn Jahren und vor allem die Heterogenität unter den Frauen findet sie ausgesprochen „interessant und angenehm“. Zudem hat sie einen großen, überwiegend lesbischen, Freundeskreis, geht regelmäßig zu lesbischen Stammtischen und diversen Veranstaltungen sowie Sportvereinen. Von sich sagt sie, dass sie schon immer gerne in der „Amüsier-Szene“ war, die politischen Lesben aber etwas zu ernst und verbittert fand.

„Die Frauen haben eigentlich gar nicht meiner Lebensart entsprochen, waren wenig leichtlebig und waren immer sehr, wie soll ich sagen, eher verschlossen, eher schwierig, eher nicht sehr lebensfreudig, wenig lustvoll auch. Mit dieser Szene habe ich von Anfang an meine Schwierigkeiten gehabt und habe sie dann irgendwann auch nicht mehr gesucht, die Kontakte. Also ich war am Anfang auch auf Lesbenwochen und Pfingsttreffen und das habe ich dann ziemlich bald abgelegt, weil ich gemerkt habe, da fühle ich mich nicht wohl, da finde ich auch für mich keine richtige Geborgenheit, die Stimmung habe ich auch öfters als krampfhaft erlebt und deswegen kann ich jetzt nicht sagen, dass ich mich da wohl gefühlt habe.“

Zwar geht Christina (30) auch phasenweise recht wenig in die Szene, aber es gehört doch ganz fest zu ihrem Leben dazu und sie würde, weil es da keine Szene gibt, niemals aufs Land ziehen. Ihre persönliche Emanzipation und Entwicklung beschreibt sie so:

„Ich sehe das auch amüsiert, weil ich jetzt auch mehr Distanz für mich dazu habe und mich auch nicht mehr so abhängig fühle von der Szene. Ich fand ja, die ersten Jahre war das ja auch so ein richtiges Abhängigkeitsverhältnis, also, man will ein spezielles Auftreten haben, man will von speziellen Leuten geliebt und anerkannt werden. Ich denke mal, da fühle ich mich jetzt doch deutlich unabhängiger.“

Zukunftswünsche

Mit ihrem Leben ist sie eigentlich ganz zufrieden. Zwar „nervt“ es sie, dass sie in konservativen Firmen, in denen sie arbeitet, zu „feige“ ist, auch richtig dazu zu stehen und zu sagen, dass sie eine Freundin und keinen Freund hat. Wenn sie daran denkt, so erzählt Christina (30), merkt sie, dass es immer wieder eine enorme Anstrengung ist und sie im Berufskontext auch Angst vor Ablehnung, Diskriminierung und Karriere-Nachteilen hat. Nach ihrem Studium möchte sie eine spannende Arbeitstelle finde, ist sich aber sicher, dass sie sich früher oder später selbstständig machen will, vor allem auch, weil sie glaubt, dann offener leben zu können. Privat möchte sie ihre jetzige Beziehung klären. In Sachen öffentliche Toleranz wünscht sie sich sehr viel mehr konstruktive Auseinandersetzung und Offenheit auch wenn sie überzeugt ist, dass sich in den letzten Jahren sehr viel verbessert habe. Die Medienberichterstattung hält sie immer noch für viel zu oberflächlich und stereotyp. Sie glaubt,

„wenn Lesben in den Medien als ganz normale Frauen, als ein vielfältiger, bunter und heterogener Haufen dargestellt würden, dann könnten sehr viele Menschen ihre Furcht vor dem Andersartigen abbauen.“

So sollte es eine viel größere Selbstverständlichkeit in Sachen lesbische Lebensweise geben. „Warum,“ so fragt sie, „erzählt man Kindern nicht: Frauen und Männer können alleine, mit Frauen oder mit Männern, mit Kinder oder ohne leben, so dass es überhaupt nichts besonderes ist, wenn ein Kind sagt: Ich habe zwei Mamis und die lieben sich.“

Besonderes

In ihrer Selbstdefinition beschreibt Christina (30) Lesbischsein so:

„Wenn Frauen was mit Frauen haben, also überwiegend. Also, wenn es jetzt nicht nur eine Episode innerhalb eines Hetero-Lebens ist, sondern wenn sie schon auch, wenn sich ihre Interessen auch in die Richtung entwickeln, dass sie gezielt nach einer Frau schaut und eigentlich auch schon für sich weiß, dass das ihr Lebensweg ist, in gewisser Weise. [...] Obwohl ich da schon auch differenzieren würde. Also für mich ist jetzt Lesbischsein schon mehr als Sex, weil ich auch sage, es ist in gewisser Weise auch eine Lebenswelt, in der ich mich bewege, es sind spezielle Clubs, in die ich gehe, es sind auch spezielle Bücher, die ich lese, es sind spezielle Menschen, die ich treffe. Aber ich würde sagen, wenn jetzt eine Frau, meinerwegen nur sexuellen Kontakt zu einer Frau hat und ansonsten mit der Szene jetzt keine Berührungspunkte hat, dann kann die sich aber trotzdem als Lesbe empfinden. Also es ist nicht unbedingt immer verbindlich, dass man auch in einer lesbischen Kultur eingebettet ist, um als Lesbe zu gelten, in meinen Augen. Also, das liegt in ihrem Ermessen. Also, wenn eine Frau sich als lesbisch empfindet, aber zwischendrin mal Appetit auf einen Mann hat, muss sie deswegen nicht gleich bisexuell sein oder nicht Lesbischsein. Also, sie kann für mich durchaus eine Lesbe sein, auch wenn sie zwischendurch Kontakt zu Männern hat, das würde ich schon so sehen.“

Sie sagt zwar von sich, sie könne sich nicht vorstellen, noch Mal was mit Männern zu haben, findet es aber prinzipiell wichtig, dass lesbische Frauen einfach machen, was ihnen gefällt und gut tut, ohne sich irgendwas zu verbieten. Christina (30) hat sogar das Gefühl, dass sich mit zunehmendem Alter mehr Gelassenheit und Toleranz auch zwischen den lesbischen Frauen entwickelt.

„Ich habe sogar ein bisschen den Eindruck, dass mittlerweile die Frauen, die so in meinem Alter sind, so um die Dreißig, dass da auf einmal wieder eine Öffnung stattfindet, dass erst eine total lange Zeit eine Verleugnung von Männern da ist und dass dann so um die Dreißig, Frauen auch wieder sagen: ‘Vielleicht klammere ich da aus meinem Leben etwas aus, war gar nicht so fremd sein müsste.’ Also, was ich jetzt so erlebe in meinem Freundeskreis, ist da teilweise eine ziemliche Offenheit auch da. Als ich mal erzählt habe, das ich mich vor längerer Zeit in einen Typen verguckt hätte, war da auch eine ziemliche Offenheit da, dass ich auch nicht verurteilt wurde, dass die dann gesagt haben, dass ist jetzt politisch inkorrekt, sich in einen Typen zu verlieben, nein eigentlich überhaupt nicht. Ich habe da eine sehr große Offenheit erlebt.“

Die Entwicklung und Emanzipation gegenüber den Vorstellungen, wie Lesben leben sollten, egal, ob sie von Eltern, Freunden, der vermuteten öffentlichen Meinung oder von Frauen aus der Szene stammen, ist für Christina (30) besonders zentral. Obwohl sie teilweise Mühe damit hat, tauchen die Formulierung von Selbstverständlichkeit und dem Streben nach Offenheit und Toleranz im ganzen Gespräch immer wieder auf. Sie strahlt bezüglich ihres zukünftigen Lebens eine sehr hohe Zuversicht aus und blickt mit Gelassenheit nach vorne. Auch wenn sie erzählt, früher habe sie sich öfters gewünscht, nicht lesbisch zu sein, weil es einfacher gewesen wäre und „man wie selbstverständlich einen Platz in der Gesellschaft gehabt hätte“, würde sie heute auf keinen Fall tauschen wollen und bezeichnet sich als froh um ihr Lesbischsein.

III.4.8. Manuela

„Tja, unspektakulär. Mir geht es eigentlich weitestgehend okay, ist alles soweit ganz in Ordnung, ich bin ganz zufrieden, kann mich eigentlich nicht beklagen.“

Manuela ist 28 Jahre alt, von kleiner, kräftiger Statur und hat kurz, braune Haare. Sie ist nach einer Ausbildung im kaufmännischen Bereich eines Konzerns tätig und lebt mit ihrer Freundin seit 8 Jahren zusammen und möchte diese auch heiraten. Meine Anzeige hat sie gelesen und mit ihrer Freundin besprochen, dass man so etwas doch unterstützen müsse und kommt fast 200 km zum Interview angereist.

Eltern & Familie

Manuela (28) wächst, wie sie sagt, in „stinknormalen Verhältnissen, also heterosexuellen Verhältnissen, ganz normal mit zwei Elternteilen und ohne Geschwister auf“. Ihre Mutter ist vor 5 Jahren an einem Herzinfarkt gestorben. Ihr Vater hat in der IT-Branche als Systemanalytiker gearbeitet und ist seit kurzem im Ruhestand. Sie hat ursprünglich eine Ausbildung zur Fotolaborantin gemacht. Nachdem sie drei Jahre in diesem Beruf gearbeitet hatte, musste sie aufgrund einer Sehnenverletzung aufhören und wechselte in den Marketing-Bereich eines Konzerns, bei dem sie seit dem arbeitet.

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Als Teenager hat sie „ab und zu was mit Jungen“, wundert sich aber jedes Mal, weil es ihr nie so recht gefallen hat und auch langweilig war. Obwohl sie immer das Gefühl hat, „dass kann doch nicht alles sein“ und sie sich nie vorstellen konnte, dass das bis an ihr „Lebensende so sein soll“, kommt sie nicht auf die Idee, dass es am „Mann an sich“ liegen könnte. Die Welt war für sie, wie sie sagt, „einfach ausschließlich heterosexuell und etwas anderes gab es auch gar nicht“.

„Ich würde fast sagen, ich hatte, also das hat sich so entwickelt, dass ich einen Bekannten kennen gelernt habe, einen Kollegen, mit dem ich mich total gut verstanden habe und mit dem bin ich dann auch gleich auf die Pirsch gegangen, sozusagen, nächtelang um die Häuser gezogen und ich habe aber nicht gemerkt, dass er schwul ist und auf einmal hat er mich dann vor die Tatsache gestellt: ‘Wir gehen jetzt in ein schwules Lokal’ Ja, und ich habe mich dann furchtbar aufgeregt: ‘Ich gehe nicht mit rein, ich will nicht und überhaupt’. Ich weiß auch nicht warum, ja gut und dann haben wir da in der Gegend die ganzen Lokale unsicher gemacht und irgendwann haben wir einen Bekannten von ihm getroffen und da saß, an dem Tisch saß dann meine, also auch jetzt noch jetzige Freundin an dem Tisch halt und dann haben wir uns halt kennen gelernt.“

Das mit ihrer Freundin, sagt Manuela (28), war Liebe auf den dritten Blick. Am Anfang hätten sie sich nur sporadisch gesehen, ganz ohne irgendwelche Gedanken und dann doch immer häufiger und mittlerweile seien sie eben schon acht Jahre zusammen. Am Anfang hat sie sich auch keine Gedanken darüber gemacht, dass sie jetzt eine Frau liebt.

„Ich habe mir da eigentlich überhaupt keine Gedanken gemacht, also auch gar nicht in die Richtung, ob es jetzt eine Frau ist oder was, das war eigentlich für mich in dem Moment normal, also ich habe mir einfach keine Gedanken gemacht, ob das jetzt Hund, Katze, Maus war, sondern es war einfach so.“

Erst als ihre Mutter geschockt reagiert, denkt sie darüber nach, ob sie jetzt lesbisch ist.

„Sie hat es gemerkt, also sie hat es einfach gemerkt und dann hat sie auch noch die nette Angewohnheit gehabt, an meinem Zimmer nicht anzuklopfen. Sie stand halt dann einmal mitten im

Zimmer, ja, und da gab es dann eh' nichts mehr zu leugnen. Das war dann heftig. Also meine Freundin hat Hausverbot bekommen. [...]

Und das ging halt dann, wie sie gemerkt hat, dass ich nicht ablasse, dann ging das auch bei mir über Hausverbot. Und dann ging das eigentlich erst, also das war dann zu der Zeit eigentlich wie in einem schlechten Film, würde ich mal sagen, ja. Ich bin dann nachts um 12 in die Wohnung geschlichen und dann stand sie halt auch irgendwann um 3 Uhr in meinem Zimmer, ich meine, das musste ich alles durchmachen. Ja, sie hat schon ziemlich heftig reagiert. Wir haben dann auch große Auseinandersetzungen gehabt, deswegen, obwohl wir die vorher nie hatten, eigentlich. Aber ich habe eben auch nicht eingesehen, dass ich mir vorschreiben lasse, mit wem und wann ich ins Bett gehe und überhaupt, mit wem ich meine Zeit verbringe, also wirklich nicht.“

Genau zu dieser Zeit, bekommt ihre Freundin ein berufliches Job-Angebot in einer anderen Großstadt und so entscheidet Manuela (28) innerhalb von zwei Wochen, diese Gelegenheit zu nutzen und mitzugehen. Sie hatte die ganze Situation mit ihrer Mutter auch „so satt“, dass sie sich über ein halbes Jahr nicht zu Hause meldet. Später verbessert sich das Verhältnis wieder und „ganz langsam hat man sich dann auch wieder besucht“. Sie hat mit ihrer Mutter zwar nicht wirklich über den Grund der Auseinandersetzung gesprochen, ihr Zusammenleben mit ihrer Freundin wurde aber „stillschweigend toleriert“. Kurz bevor ihre Mutter dann stirbt, haben sie doch noch ein ganz gutes Verhältnis mit ihr gehabt. Ihren Vater erwähnt Manuela (28) nur auf Nachfrage.

„Also ich habe nie meinem Vater irgendetwas über, in Anführungsstrichen, mein Privatleben oder mein Sexualleben erzählt, wozu auch, also er hat es wahrscheinlich, ja, er hat es von der Mama erfahren, ganz klar. [...] Tja, tolerant oder ignorant, ich weiß nicht. Wir haben nie darüber gesprochen, aber er toleriert es. Es ist einfach so, wir gehen zusammen essen, er kommt zu uns an Weihnachten und an den Geburtstagen, also er weiß, dass er es nicht ändern kann und er nimmt es hin, würde ich jetzt mal sagen. Begeistert ist er mit Sicherheit nicht, denke ich mal.“

Kontakt zur Szene

In der Szene, weder damals noch heute, ist sie eigentlich selten, eher noch in schwulen Clubs. Lesbische Veranstaltungen oder Frauenfeste besucht sie mit ihrer Freundin kaum.

„Ich muss sagen, so viel Kontakt haben wir eigentlich weniger, weil, dass was bei uns rum läuft, das finde ich weniger ansprechend, muss ich sagen. Also ich kann mich auch mit den wenigsten, irgendwie identifizieren, also, das, was bei uns rum läuft, das ist also wirklich herb. Da würde ich auch ganz gerne, also da möchte ich auch nicht über einen Kamm gezogen werden, weiß nicht.“

Die eingeschränkten Möglichkeiten wegzugehen bedauert Manuela (28) schon, aber nur deswegen in eine Großstadt umzuziehen, das möchte sie auch nicht. So fährt sie, wenn es ihr zu eng und monoton wird, lieber ein paar Tage nach Berlin oder München, um mal „so richtig bunt wegzugehen“. Von ihren ArbeitskollegInnen wissen alle, mit denen Manuela (28) näher zu tun hat, von ihrer Freundin. Sie erzählt zwar nicht so

schnell von ihrem Privatleben, aber wenn jemand fragt, würde sie garantiert nichts abstreiten, in der Regel ergebe sich das aber eh' „wie von selbst“.

„Ja, es beginnt schon so, dass man in einer Firma, wenn man wo neu anfängt und man unterhält sich, weiß nicht, die Menschheit ist neugierig, und jede dritte Frage ist: ‘Hast du einen Freund?’ und dann sage ich halt: ‘Nein, ich habe eine Freundin.’ Entweder gucken die blöd oder sie schauen nur oder es kommt ein ‘Aha’ und das war es dann meist. Sicherlich haken dann manche vielleicht noch nach, wenn man sich dann näher kennt, das schon, aber sonst: Keine weiteren Kommentare oder sonst irgendetwas. Die witzigste (ironisch, A.d.V.) Version ist noch immer: ‘Wie macht ihr es denn so?’ Da, wo es mir dann regelmäßig den Vogel raus haut. Ich brauche dann aber nur sagen: ‘Ich frage dich doch auch nicht, was du mit deinem Mann treibst.’ Und dann entschuldigen die sich ganz schnell. Weil einfach, die meisten denken rein auf das Sexuelle bezogen, würde ich jetzt mal sagen.“

Die Fragereien von KollegInnen findet Manuela (28) aber nicht weiter schlimm und kann die Neugier verstehen bzw. erklärt sie sich damit, dass „es ja nun einfach mal nicht das Normale ist, das ist einfach so“. In der Öffentlichkeit ist sie vorsichtig und versucht die Situation immer erst abzuwägen, bevor sie mit ihrer Freundin Hand in Hand geht.

„Ich bin einfach vorsichtiger, dass sich einfach gleich gar keine Situationen ergeben können, wo man dann darunter leiden müsste. Also, ich weiß nicht, es war noch keine solche Situation, wir haben da auch so noch keine schlechten Erfahrungen gemacht, höchstens, dass sich mal ein paar Leute umdrehen und gucken. Aber so richtig, so eine Situation hatten wir noch nicht, nur, wenn man es dann vermeiden kann, dann fühle ich mich einfach wohler. Also, wenn wir Arm in Arm gehen und ich sehe das rechtzeitig, wenn man in irgendein Lokal geht oder so, dann lasse ich meine Freundin halt los oder so, weil ich dann einfach sage: ‘Erst mal schauen.’“

Von den meisten Leuten auf der Straße glaubt Manuela (28), dass sie ein Problem damit haben, „wenn sie es vielleicht auch nicht zeigen, aber ich denke, dass das einfach nicht einfach ist und wenn es das eigene Kind wäre, dann würden sie wahrscheinlich vom Hocker fallen.“

Zukunftswünsche

Wenn Manuela (28) in ihre persönliche Zukunft blickt, formuliert sie sehr bodenständige Wünsche.

„Was wird, weiß ich leider nicht. Ich wünsche mir einfach nur, dass es so weiterläuft, dass wir gesund bleiben, was weiß ich, dass die Beziehung so bleibt wie sie ist, genau so gut, genau so schlecht, wie auch immer. Ja, das sich beruflich nichts ändert bzw. Arbeitslosigkeit, also dass ich meinen Job behalte.“

III.4.9. Nina

„Ach weißt du, mir geht es, eigentlich, ja doch, kann ich schon sagen, mir geht es schon ganz gut, ja doch, eigentlich alles ziemlich easy, jetzt mal so.“

Nina ist 27 Jahre alt, hat eine kräftige Statur und einen lässigen, burschikosen Kleidungsstil. Sie hat eine sehr jugendliche Ausstrahlung, lacht viel, gibt sich „gut drauf“ und will „bloß nicht über Probleme reden“. Sie lebt momentan in einer Beziehung und studiert Geschichte, weiß aber noch nicht, was sie damit anfangen soll. Von meiner Anzeige erfährt sie von einer Bekannten und denkt sich: Da könne man ja mal vorbeischauen.

Eltern & Familie

Nina (28) wächst zusammen mit ihrem sechs Jahre älteren Bruder und ihren beiden Eltern in einer Großstadt auf. Ihr Vater arbeitet als selbständiger Ingenieur und ist praktisch nie zu Hause. Auch die Mutter arbeitet sehr viel und ist oft erst spät abends wieder da. An ein „richtiges Familienleben mit gemeinsamem Urlaub und so“, kann sie sich nicht erinnern, an Streit und Auseinandersetzungen allerdings auch nicht. Trotz der vielen Abwesenheit der Eltern bezeichnet sie ihre Kindheit als „durchaus richtig gut. Wir wurden viel geküsst und gedrückt und so.“ Als sie ins Gymnasium kommt, zieht die Familie in einen Vorort, was Nina (27) überhaupt nicht gefällt. Sie „darf“ weiterhin in die Schule in der Großstadt gehen, findet aber in dem Dorf, indem sie seit dem Umzug wohnt, keinen Anschluss.

Ausbildung & Beruf

Nach dem Abitur fängt sie an Jura zu studieren, ist aber eigentlich sechs Semester nur eingeschrieben ohne wirklich zu studieren und jobbt in einer Bank.

„Ich habe im Prinzip nur in meiner Wohnung gegessen, bin wild ausgegangen und war halt arbeiten, aber habe überhaupt nicht studiert und habe auch nicht viele intellektuelle Dinge gemacht, sagen wir mal so: 'Ich habe mich mehr, kann man sagen, um mein nicht vorhandenes Privatleben gekümmert.' Dann habe ich irgendwann dann auch gemerkt, ja, dass das nicht schön ist, so ziellos rum zu sitzen, weil ja auch alle irgendwas studiert haben, da in der Bank, und dann habe ich halt irgendwann den Mut gefasst, mich aus Jura zu exmatrikulieren und habe dann erst mal noch ein Semester Drucktechnik studiert, weil ich Bücher gut finde oder eben schön und dann habe ich mir gedacht, das ist aber auch nicht das Wahre und dann habe ich mit Geschichte angefangen, also seit sechs Semestern mache ich jetzt Geschichte und arbeite nebenher seit etwa 1 ½ Jahren bei einem Verlag, weil ich ja auch irgendwie in diese Buchschiene rein will, aber Verlag ist eigentlich auch eher scheiße. Also, ich weiß noch nicht so genau, wo das alles hinführt.“

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Als sie das erste Mal merkt, dass sie sich in ein Mädchen verliebt hat, ist sie zunächst sehr erschrocken. Sie hat zwar schon früher gemerkt, dass sie eigentlich immer zu Mädchen ein ganz anderes Verhältnis hatte als zu Jungen und dass Mädchen schon immer „viel spannender“ für sie waren, ist dann aber trotzdem in den ersten Wochen ziemlich „geschockt“.

„Ähm, also ich fand das eigentlich im ersten Moment nicht so richtig klasse, weil ich nicht wusste, ich meine, da sitzt man dann mit seiner Erkenntnis da und kann die aber irgendwie niemandem mitteilen, das ist so, hm. Als ich dann eben gemerkt habe, dass dieses Mädchen, also, dass die mir schon eher so, also, dass ich die schon ganz gerne mal küssen möchte oder so, da bin ich dann nachhause und habe so gedacht: 'Na ja, dass ist schon eher furchtbar!' Also im ersten Moment dachte ich das. Ja, und ich wusste nicht, was ich jetzt damit anfangen soll, mit dieser Erkenntnis.“

Kontakt zur Szene

In einer Straßenbahn entdeckt sie den Aufkleber von einem „Lesbentelefon“, aber obwohl sie die Telefonnummer in der Schublade liegen hat und schon auswendig konnte, dauert es noch einige Monate bis sie sich traut, anzurufen. Als sie schließlich von einer „total netten Frau“ erfährt, in welche Lokale man so gehen kann, geht sie schließlich, einige Monate später, alleine in eine der Frauendiskos.

„Ich war ja erst 17 und durfte da eigentlich noch gar nicht rein und da waren die dann alle überraschend schön, weil ich mir ja auch immer dachte, Lesben wären alle ganz furchtbar hässlich und die hatten auch keine Birkenstocks an.“

Obwohl sie immer sehr aufwendige Ausreden für ihre Eltern erfinden musste, warum sie in die Stadt will, schafft Nina (27) es, fasst jedes Wochenende auszugehen. So lernt sie auch ein paar Freundinnen kennen, „nicht so super eng“, aber man hat sich dann doch jeden Samstag gesehen. Monatelang „passierte dann eigentlich überhaupt nichts“, bis sie dann ein Mädchen kennen lernt, mit dem sie sich erst länger unterhält, „dann schließlich wild geküsst und schließlich ein Jahr lang“ zusammen war. Da ihre Eltern auf keinen Fall etwas davon erfahren sollten, ging es Nina (27) nicht gut:

„Also, mir selbst, also, so seelisch ging es mir eigentlich ziemlich gut, aber das drum herum war also wirklich ganz grauenhaft. Also, ich bin von der Schule geflogen, zweimal in diesem Jahr, weil ich überhaupt nichts mehr gelernt habe und auf so gar nichts mehr Lust hatte, aber nicht deswegen, sondern einfach so. Dann habe ich mich mit meinen Eltern, da gab es riesigen Krach. Und dann hat meine Mutter eben irgendwann wohl, also, hat meine Freundin dann auch mal kennen gelernt und hat dann auch so gemeint: 'Äh, das ist doch eine Lesbe und die will doch was von dir.' Dann konnte die bei uns nicht mehr anrufen. Dann habe ich mir ein Postfach genommen, weil das mit der Post eben auch schwierig war. Und auch ihre Eltern, also ihre Mutter hat

mal anrufen, zum Glück habe ich das abgefangen und hat dann gesagt, wenn sie mich noch mal da sieht, dann ruft sie meine Eltern an und zeigt denen meine Briefe. [...] Ja, das war halt die ganze Zeit, es gab halt immer nur Druck und so. Immer wenn ich bei ihr zu Hause war, habe ich mich im Keller versteckt, weil ich total Angst hatte, dass die Eltern bei mir zu Hause anrufen. Und immer wenn ich ausgehen wollte, musste ich mir irgendeine Ausrede einfallen lassen. Also, es war immer totaler Druck, irgendwie.“

In der ganzen Zeit hatte Nina (27), so sagt sie, „überhaupt niemanden, mit dem sie hätte darüber reden können“. Später wurde ihrer Freundin „nahe gelegt, doch besser die Ausbildungsstelle zu wechseln“ und zwar, so vermutet sie, „weil das in dem Kaff die Runde gemacht hatte, das sie was mit Frauen hat.“ Gerade als ihre Freundin dann in dieselbe Stadt kommt wie sie, muss Nina (27) auf Betreiben ihrer Eltern in ein Internat, um doch noch das Abitur zu machen, was zum baldigen Ende ihrer ersten Beziehung führt. In die Szene geht sie nach ihrer Rückkehr vom Internat wieder oft, „eigentlich mindestens viermal die Woche, um genau zu sein“, hat auch einige Affären und lernt später wieder eine Frau kennen mit der sie 2 ½ Jahre zusammen ist. Mittlerweile hat sie sich aus der Szene ziemlich zurückgezogen, geht höchstens noch 4 oder 5 Mal im Jahr aus, vor allem weil sie, „das mittlerweile nicht mehr so spannend und vor allem auch sehr klein findet“.

„Irgendwie, also wenn man sich mit jemandem unterhält, dann findet man auf alle Fälle jemanden, den man eben zusammen kennt oder wenn es schlimm kommt, mit dem man schon mal zusammen in der Kiste war. Also, das ist halt alles, also, doch dann wieder sehr klein. Einerseits finde ich das ja auch ganz sympathisch, aber andererseits auch wieder ganz beängstigend. Also, man muss wahnsinnig aufpassen, was man macht.“

Obwohl sie nicht mehr so oft ausgeht, ist es ihr wichtig, dass sie zumindest die Möglichkeit dazu hat. Darum würde sie nicht auf's Land ziehen, zumal sie glaubt, „dass die Menschen da noch mal 10 Jahre hinter her sind“.

Besonderes

Auffällig an Ninas (27) Schilderungen ist, dass sie bis heute nicht mit ihren Eltern darüber gesprochen hat, dass sie mit Frauen zusammen lebt. Obwohl sie von sich sagt, sie habe kein Problem damit, spricht sie ausführlich von ihrem Dilemma. Ihre Eltern wüssten das zwar ganz sicher, aber, „die würden das einfach nicht verstehen“ und so „spart“ sie sich das lieber.

„Soll halt nicht sein, da kann ich eben nichts machen. Ich habe es versucht, ich kann aber auch nicht sagen, ich will jetzt keinen Kontakt mehr haben, das will ich auch nicht, weil das ist es mir nicht wert, also, dann mache ich lieber so ein verlogenes Spiel mit, bevor ich sage, ich breche jetzt was übers Knie und breche den Kontakt ab, weil das ist es nicht wert, also dann rede ich lieber nicht drüber. So spannend ist es ja dann auch wieder nicht. Es ist zwar so, meinetwegen,

wenn sie sterben, dann habe ich es nie gesagt, aber deswegen möchte ich jetzt doch nicht die Familie sprengen.“

Auch ihrem Bruder sei das alles ziemlich egal und so redet sie auch mit ihm nicht über Persönliches. Dafür hat sie aber ein paar ArbeitskollegInnen mit denen sie sich gut versteht und ganz offen auch von ihrer Freundin erzählen kann. Zwar würde das immer ein bisschen dauern, eh man sich sicher sein könne, dass die auch positiv reagieren, aber es wäre schon ganz okay. Ihr Freundes- und Bekanntenkreis ist schwul-lesbisch dominiert, sie hat auch ein paar sehr gute schwule Freunde neben vielen lesbischen Freundinnen und interessanterweise, so sagt sie, „kommen neuerdings wieder mehr Hetero's dazu“. Auffällig ist auch ihr Selbstverständnis in Sachen Lesbischsein. Ihrer Einschätzung nach ist eine Frau lesbisch „wenn sie es von sich sagt“. Nina (27) erzählt zwar auch, sie selbst habe für sich schon eine strengere Definition nach der Frauen nur dann Lesben seien, wenn sie ausschließlich was mit Frauen hätten, aber bei anderen sei ihr das doch ziemlich egal. Wichtig sei ihr da ausschließlich, „was jetzt gerade läuft und nicht, was war“.

Zukunftswünsche

Das öffentliche Klima hält Nina (27) in Bezug auf lesbische Lebensweisen für immer noch wenig tolerant und konservativ. Zwar sei schon vieles besser geworden, aber offen und selbstverständlich wäre es noch lange nicht. Vor allem auch eine rechtliche Gleichberechtigung, „dass man seine Freundin im Krankenhaus besuchen darf und das mit dem Erbe geregelt wird“, findet Nina (27) wichtig. In Sachen Toleranz würde sie sich auch wünschen, dass vielleicht auch mal „CSU-Leute das irgendwann mal verstehen, dass es das gibt“. Persönlich möchte sie vor allem ihr Studium beenden.

„Ich habe da so ganz altbackene Wünsche. Ich möchte gerne, also ich möchte nicht unbedingt Single sein, ich möchte gerne eine Beziehung haben, die mal ein bisschen länger funktioniert. Ich könnte mir es ganz grässlich vorstellen, wenn man ein bisschen älter wird und da noch Single ist, also als Lesbe. [...] Dass ich weiterhin nette Leute kennen lerne, also so ganz blöde Sachen, nein nicht blöd, aber banal. Alles sehr ich-bezogene Wünsche, die ich so habe.“

III.4.10 Erin

„Ich will so akzeptiert werden wie ich bin, von den Heteros sowieso, aber von den Lesben ganz genauso, und: Ich mache Dinge nicht einfach, weil andere sie für richtig halten, auf gar keinen Fall!“

Erin ist zum Zeitpunkt des Interviews 27 Jahre alt, sie ist sehr sportlich gekleidet, wirkt während des Gespräches etwas nervös, gibt sich aber betont lässig und cool. Sie studiert Medizin, stammt aus einer türkischen Familie und kommt zum Interview, weil 'Lesbenforschung einfach wichtig ist'. Sie lebt gerade als überzeugte Single und kann „den ganzen Beziehungsklüngel eh nicht leiden“.

Eltern & Familie

Erin (27) wächst mit ihren drei jüngeren Brüdern und einer älteren Schwester auf einem kleinen Dorf auf. Ihre ältere Schwester geht aber schon früh wieder zurück in die Türkei. Sie kommt, wie sie sagt, aus einfachen Verhältnissen. Ihre Mutter ist eigentlich Hausfrau, hat aber auch zeitweilig in der Küche gearbeitet. Der Vater ist Hilfsarbeiter in einer Papierfabrik. Die Eltern haben versucht, ihre Kinder türkisch zu erziehen und gleichzeitig sollten die Kinder auch in der deutschen Schule zu Recht kommen und gut sein.

„Es war eigentlich ganz schön schwierig, so von der ganzen Erziehung her. Es war schon immer multikulturell und zweisprachig, eigentlich auf der einen Seite auch sehr konservativ und auf der anderen Seite auch modern, also nicht mit Kopftuch und so, aber schon konservativ, wie gesagt immer so ein Spagat.“

Ausbildung & Beruf

Sie zieht mit 21 aus und geht zum Studieren in eine Großstadt. Das Verhältnis zu ihren Eltern beschreibt sie als „nicht so inniges Familienverhältnis“. Sie streiten zwar nicht, aber sie redet mit ihnen auch nur „das Allernötigste“. Mit ihren Brüdern versteht sie sich etwas besser, seit sie ausgezogen ist, „aber man geht doch mehr seine eigenen Wege und sieht sich kaum“. Erin (27) studiert Medizin. Da sie ihren Lebensunterhalt selbst verdienen muss, schafft sie das Studienpensum immer wieder nicht und ist schon zwei Jahre „länger am studieren“ als andere. Gerade bereitet sie sich zum dritten Mal auf ihr Physikum vor. Mit Sorge erzählt sie, dass, wenn sie es im dritten Anlauf nicht schafft, sie dann „vier ganze Jahre in den Sand gesetzt hat“. Zudem wüsste sie nicht, was sie dann machen soll, denn sie wollte immer nur Ärztin werden. Diese Belastung würde sie ganz schön „runterdrücken und sie sei froh, wenn es endlich vorbei ist“.

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Als Erin (27) mit 18 Jahren mit ihren Eltern im Urlaub ist, lernt sie ein Mädchen kennen, dass sie ganz toll findet und denkt sich „heimlich, still und leise, ach, was ist das

denn?“. Ohne etwas zu sagen oder zu tun, genießt sie ihre „Schmetterlinge im Bauch“ und beschließt, mal abzuwarten und zu sehen, was als nächstes passiert. Später mit 21 verliebt sie sich dann richtig in eine Frau.

„Also, das erste mal, wo ich mich dann so richtig verliebt habe, da war ich schon 21, damals in eine Frau und vorher hatte ich eigentlich auch kein Interesse an Männern und dadurch, dass ich auf dem Land aufgewachsen bin und auch eigentlich abgewartet habe, weil da wo ich aufgewachsen bin, gab es halt auch keine andere Alternative, also zu Männern, weil das ja ziemlich unbekannt ist, also auf dem Land, da sieht man und hört man so was ja nicht und kommt eigentlich so auch nicht drauf. Ja und irgendwann habe ich mich dann in eine Frau verliebt und das war dann eigentlich von Anfang an klar, das ist es. [...]

Ich hatte eigentlich für mich selber auch kein Problem damit, also, ich habe mir natürlich das erste halbe Jahr Gedanken gemacht, so die Fragen, die man sich halt so stellt, so dieses: ‘Was sagen die Eltern dazu?’ Und: ‘Meine ganzen Pläne?’ Aber das war auch ziemlich schnell nicht mehr da, weil ich das ja sowieso nie wollte, also dieses heiraten und Kinder kriegen und Haushalt, dass war ja sowieso nicht mein Ding.“

Von ihrem Lesbischsein dürfen ihre Eltern nichts wissen. Sie hat es der älteren Schwester erzählt, die zwar „nicht den großen Aufstand gemacht hat, allerdings auch so gar nichts damit anfangen konnte und überhaupt nicht verstehen kann, wie zwei gleichgeschlechtliche Menschen sich lieben können“. Sie sagt zwar nicht, dass Erin (27) ihre Meinung und ihr Leben ändern soll, hofft aber ganz sicher, dass eines Tages der richtige Mann auftaucht.

„Meine Eltern wissen nichts und ich denke mal, es geht meine Eltern nichts an, die haben sich ja eigentlich nie so recht interessiert, also, im Grunde wissen sie gar nicht wie ich lebe und wie es mir wirklich geht und ja, puh, ich meine, ich lüge sie jetzt nicht an und erzähl jetzt, ich hätte einen Freund, ich erzähle ja eigentlich nur von Frauen und entweder sie kommen von selber darauf oder es ergibt sich irgendwann mal, aber sonst. [...] Und wenn sie es wüssten, puh, tja, kann ich nicht sagen. Also kann sein, dass sie durchdrehen und hysterisch werden, also, ich glaube mal nicht, dass sie es von Anfang an verstehen werden und akzeptieren würden.“

Auch Kommilitoninnen aus ihrem Studium erzählt sie kaum von ihrem Lesbischsein. Dies begründet sie damit, dass das Medizinstudium eh sehr anonym sei, es ja einen größeren Altersunterschied gibt und dass das dann auch sehr oberflächliche Bekanntschaften seien. Zudem sei sie ja jetzt durch ihre dritte Prüfungsvorbereitung auch schon über ein Jahr in keiner Vorlesung gewesen, so dass sie auch kaum mehr jemanden sieht. Einen schwulen Freund gibt es allerdings, der mit ihr zusammen das Studium begonnen habe und mit dem sie privat vieles unternimmt. Freunden von früher oder Hetero-Bekannten erzählt sie nichts von ihrem Lesbischsein.

„Ich erzähle eigentlich nie etwas, so direkt von mir. Ich weiß gar nicht, ob ich es überhaupt vielen erzählt habe. Also, ich habe schon auch Hetero-Freunde, aber ob die das wissen, das ist für die wohl kein Thema. Und die meisten sind eigentlich eh schon aus der Szene und so Heterofreundschaften dazugekommen sind eigentlich nicht, also so intensivere und die paar, die oberflächlicher sind, da ist es eben nicht wichtig.“

Kontakt zur Szene

Nachdem sie sich das erste Mal in eine Frau verliebt hat, lernt sie auch ziemlich schnell andere Lesben kennen, wird von denen auf private Feste mitgenommen und geht dann auch recht schnell und viel in der Szene aus. Das zieht dann, so findet Erin (27), ganz schnell seine Kreise und „eh man sich versieht, ist man mitten drin“. In der Szene fühlt sie sich meistens recht wohl. Es gibt allerdings auch einige Dinge, die sie sehr stören.

„Also, ich fühle mich wohl, also, ich muss dabei sagen, dass ich mich manchmal in schwul-lesbischen Kreisen wohler fühle als jetzt nur in Frauenkreisen, weil ich finde, dass die Frauen meistens alles so komplizieren und immer gleich ein großes Thema daraus machen, aus Kleinigkeiten. Ja, und dann, finde ich halt, dass Lesben intoleranter sind, also intoleranter als sie vorgeben zu sein. Sei es in der Zusammenarbeit mit Schwulen oder wenn es darum geht irgendwelche Sachen zu organisieren oder so, oder in ihren eigenen Beziehungen. Wenn ich mir das anschau, denke ich mir oft: ‘Ja, ihr toleriert einfach vieles nicht, was die Heterowelt uns vorlebt und sagt, die unterdrücken uns und akzeptieren uns nicht und lassen uns nicht so, wie wir sind, aber im Grunde, akzeptieren sie es ja selber nicht. Ja, leben eigentlich das gleiche nicht.’ [...] Ja, und wenn jetzt eine Frau sagt: ‘Alle Männer sind scheiße’, und alle über einen Kamm schert und sagt: ‘Ich will keine Männer um mich herum haben’, und auf der anderen Seite schimpfen wir Lesben aber: ‘Wir Frauen werden nicht akzeptiert, wir werden diskriminiert’, dass ist ja im Grunde das gleiche.“

Vor allem davon, dass manche Lesben in ihren Augen, „engstirnig, festgefahren und bürgerlicher als der schlimmste Hetero sind“, kann Erin (27) lange und ausführlich erzählen.

„Ja, ich meine die Lesbenwelt oder die lesbische Szene oder eben die Schwulen, schieben sich ja auch selber in so eine Art Ghetto, sagen zwar, es wäre nicht so, aber im Grunde haben sie sich doch ihre kleine Welt aufgebaut, wo genauso aussieht, wie die, die drum herum eh schon läuft. So meine ich das. Da macht man eigentlich die gleichen Sachen, dass man die Frauen nicht so lässt, wie sie eben sind oder sie so leben lässt, wie sie wollen, sondern sie sofort, wenn sie irgend etwas machen, was nicht in die Struktur passt, sie beschimpfen oder so. Das ist in dem Fall Intoleranz, die Frauen nicht so zu lassen, wie sie sind, wie dann immer sofort Gerüchte rum gehen und wie dann immer getratscht wird. Dann denke ich immer, wenn man Toleranz erwartet, dann muss man sie in erster Linie selber zeigen.“

Was ihr dagegen sehr gut gefällt, ist dass sie den Eindruck hat, dass die lesbischen Frauen optisch deutlich vielfältiger geworden sind, auch wenn das Erkennen untereinander dadurch schwerer wird.

„Ich stelle fest, dass es immer schwieriger wird, Lesben zu erkennen. Also früher, denke ich, war es einfacher, also, rein vom Aussehen, weil die meisten doch nach einem bestimmten Typ-Frau, sei es die Mode oder eben für Lesben typisch, die kurzen Haare oder Ohrringe, aber dadurch, dass sich inzwischen viele Frauen auch mal einen Rock anziehen oder auch lange Haare haben, was früher einfach Lesben-untypisch war, finde ich es schwieriger. [...] Also, früher war das teilweise so, ich finde schon, wenn ich zum Tanzen gehe, sehe ich immer mehr Frauen, die jetzt in

das Bild von früher nicht mehr passen und einfach, ja, wenn eine Lesbe früher einfach nicht unbedingt lange Haare getragen hat, das ist ja meistens so, wenn eine merkte, dass sie es ist und sich outen wollte, dann ging sie als erstes zum Friseur, das war ja im Grunde genommen so.“

Sie sagt von sich, dass sie nicht ausschließlich in die Szene ausgehen muss, dass sie sich in reinen Hetero-Läden aber schon sehr schnell unwohl fühlt und dann doch sehr gerne auf Frauenfeste geht, das „dann auch braucht“ und auch schwul-lesbische Veranstaltung wegen der lockeren Atmosphäre sehr gerne besucht. Am Kontakt mit schwulen Männern findet sie vor allem interessant, dass „die ganz locker, unverkrampft mit Sexualität umgehen“.

Zukunftswünsche

Ihre Wünsche an ihre Zukunft sind geprägt von dem Ziel, das Medizinstudium zu schaffen und danach als Ärztin zu arbeiten. Auf jeden Fall möchte sie auch mal „nicht mehr in so minimalen finanziellen Verhältnissen rumkriechen“, möchte mal länger Urlaub machen können und vielleicht ein eigenes Auto haben. Ob sie unbedingt eine Beziehung will, weiß sie dagegen nicht so genau, denn eigentlich ist sie als Single auch ganz zufrieden und „schließlich muss man auch nicht unbedingt eine Beziehung haben, um zufrieden und glücklich zu sein“.

Von der Öffentlichkeit wünscht sie sich mehr Toleranz und Selbstverständlichkeit. Vor allem junge Mädchen auf dem Land sollten mehr Möglichkeiten haben, von lesbischen Lebensweisen etwas zu erfahren. So findet sie es auch weiterhin unbedingt erforderlich, dass sich Lesben und Schwule politisch engagieren und für ihre Gleichberechtigung kämpfen.

„In erster Linie, wünsche ich mir, dass Lesben und Schwule als Menschen wahrgenommen werden und nicht als eine Art Rasse, die man beschimpfen kann. Also, dass lesbisch und schwul einfach auch kein Schimpfwort mehr ist, in erster Linie mal solche Sachen. Auch, wenn man in den Zeitschriften so liest, wie viel noch an Gewalttaten geschehen, gerade auch bei schwulen Männern, die einfach auf der Straße, nur weil sie Hand in Hand gehen, einfach zusammengeschlagen werden. Ja, dass es einfach mal in der Öffentlichkeit so präsent wird, dass es ja, dass die Menschen, ja ich meine, das ist einfach immer noch die Angst vor dem Unbekannten. Auch die rechtliche Gleichstellung mit Ehe und irgendwelchen Absicherungen, dass Paare sich auch gemeinsam etwas aufbauen können, finde ich ganz wichtig. Das sind so Dinge, ich meine, es ist ja eh wirklich auch schon viel erreicht worden, aber das reicht auch, denke ich, noch nicht.“

Besonderes

Erstaunlich ist, dass Erin (27) sehr verallgemeinernde Ansichten über, „die Lesben, die Schwulen, die Heteros“ hat, ohne über konkrete Erfahrungen zu erzählen. Oft äußert

sie diffuse, pauschalierende Gedanken und dabei wird ihre große Ambivalenz deutlich, einerseits dazugehören zu wollen und andererseits ganz anders und individuell sein zu wollen. In ihren Erzählungen wird immer wieder eine Spaltung deutlich zwischen dem Suchen nach sozialer Anerkennung und dem nahezu überheblich klingenden Ablehnen derselben.

III. 4.11. Miriam

„Ich weiß auch nicht, ich wollte schon immer dazugehören, Diskriminierung wird es immer geben, das ist halt so. Ich mache jetzt einfach so mein Ding, man muss ja auch nicht alles so an die große Glocke hängen.“

Miriam ist 22 Jahre alt, von kleiner, zierlicher Statur und hat ein auffallend gestyltes Äußeres. Sie gibt sich souverän und cool und erzählt während des Gespräches in sehr jugendlichen Sprachstil. Sie studiert im ersten Semester Jura, möchte unbedingt mal Karriere machen und lebt gerade in einer Beziehung, die sie aber bald beenden will. Von meiner Anzeige hat sie über eine Bekannte erfahren und kommt „einfach mal so“ zum Interview vorbei.

Eltern & Familie

Miriam (22) wächst bei ihrer Mutter in einer Großstadt und in, wie sie sagt, „durchaus wohlhabenden Verhältnissen“ auf. Ihr Vater sei eigentlich nie zu Hause gewesen und ihre Eltern haben sich getrennt, als sie elf Jahre alt war. Zu ihrem Vater hat sie eigentlich keinen Kontakt gehabt, er ruft höchstens einmal im Jahr zum Geburtstag an und manchmal, wenn er es vergisst, eben auch nicht. Sie hat nicht wirklich eine Ahnung, was er so macht und wie es ihm geht. Ihre Mutter hat dann mit einem neuen Partner zusammen gelebt, der allerdings gestorben ist als Miriam (22) 16 war. Die Beziehung zu ihrer Mutter beschreibt sie als anfangs „durchaus sehr gut“, später als ihr Vater ausgezogen ist, wurde es zusehends schlechter. Als dann ihr Stiefvater stirbt und ihre Mutter auch noch rausbekommen hat, dass „sie was mit Frauen hat“, wurde das Verhältnis im Laufe von 2 Jahren schließlich so schlecht, dass sie „eigentlich nur noch gestritten haben“ und dann zieht Miriam (22) von einem Tag auf den anderen mit 18 aus.

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Dass sie Mädchen viel interessanter fand als Jungen, war, so erzählt Miriam (22), eigentlich schon immer so. In einem Urlaub, als sie 13 war, lernt sie ein älteres Mädchen kennen, dass sie „total angehimmelt hat“ und mit der sie sich dann monatelang ganz viele Briefe geschrieben hat.

Später mit 15 erzählt sie ihrer Mutter davon und die reagiert sehr verständnislos.

„Ich habe mir da noch überhaupt nichts gedacht. Ich habe gedacht: ‘Ja, was solls’. Also ich habe überhaupt nicht darüber nachgedacht. Das war einfach so. Zum ersten mal wirklich darüber nachgedacht habe ich, da war ich fünfzehn, da bin ich dann zu meiner Mutter gerannt und habe ihr das reingedrückt, also habe ihr das also erzählt. Und die meinte dann: ‘Nein, niemals, das kann nicht sein, meine Tochter ist nicht so!’ Also, sie ist halt so, ich meine, ich sehe ja nicht hässlich aus und so jemand, der ist nicht so. Sie hat das überhaupt nicht ernst genommen.“

In der darauf folgenden Zeit hatte sie zu Hause mit ihrer Mutter ziemliche Schwierigkeiten.

„Ich habe nur gedacht: ‘Oh je, mein ganzes, schön geregeltes Leben und meine Mutter findet das auch überhaupt nicht klasse.’ Also ich konnte da nicht richtig dazu stehen, das hat mich alles etwas überfordert. Ich habe halt auch meiner Mutter immer was vorgelogen. Kein Wort habe ich der gesagt. Na ja, meine Mutter ist ja nicht doof und dann hat sie eben meine Sachen durchstöbert und hat einen Brief gefunden, meine Telefonate mitgehört und so. Genau und, sie hat es mir dann einfach so auf den Kopf zugesagt und ich habe nur gesagt: ‘Na und.’ Also ich war da auch ziemlich aggressiv. Das ging dann auch stetig bergab mit uns.“

Ihre Mutter telefoniert dann in ihrem ganzen Freundeskreis herum, „total hysterisch hat sie behauptet, ich sei von einer Frau verführt worden“ und so haben es im Endeffekt alle ihre Freunde von ihrer Mutter erfahren. Miriam (22) reagiert darauf, in dem sie es vor manchen Freunden einfach abstreitet und behauptet, ihre Mutter habe „nur einen hysterischen Anfall gehabt“ und bei manchen steht sie auch dazu, denen sei das aber dann auch eher egal gewesen. In dieser Zeit, sagt sie, war sie schon sehr alleine und hatte kaum jemanden mit dem sie reden konnte. Als sich die Auseinandersetzungen dann immer mehr häufen und „die Stimmung nur noch im Keller war“, kommt es zu einem „ausschlaggebenden Streit“ und darauf hin zieht Miriam (22) aus. Es dauert dann über ein Jahr bis es wieder erste Annäherungen gab und nur ganz langsam verbesserte sich die Beziehung dann wieder.

Kontakt zur Szene

Mit ihrer Freundin ging Miriam (22) zwar sehr regelmäßig, jede Woche in Frauendis-cos, aber sie lernt eigentlich kaum lesbische Frauen kennen, hat lange keine lesbischen Freundinnen. Erst später, nachdem sie für sich auch etwas mehr dazu stehen kann, lernt

sie Frauen kennen und hat mittlerweile einen kleinen aber verlässlichen Freundeskreis. Vor allem in den Frauenkneipen und -discos fühlt sie sich unter großem Erwartungsdruck.

„Als ich neu in die Szene kam, hatte ich einen unglaublichen Druck, da dachte ich: ‘Oh Gott’, also ich hatte noch lange Haare und lange Fingernägel und so, ich meine, ich sah einfach wie eine Tussi aus. Und da habe ich mir schon gedacht: ‘So wie du jetzt ausschaust, akzeptieren die dich nie!’ Und dann habe ich mich auch relativ schnell verändert. [...] Ich hatte damals schon das Problem das ich dachte: ‘Oh je, das ist jetzt meine neue Welt und ich muss da irgendwie den Einstieg schaffen.’ Ja, dass dachte ich schon. Früher habe ich auch geglaubt, dass ich irgendetwas beweisen müsste, aber heute, also heute, also, ich stehe jetzt nicht mehr unter diesem Beweiszwang.“

In die Szene, in Discos oder Cafés geht sie mittlerweile nur noch „sporadisch und selten, um jemanden kennen zu lernen“. Politisch engagiert sie sich nicht und auch Stammtische oder ähnliches besucht sie nicht.

„So Frauentreffs privater Natur, das ist nicht so meins. Ich möchte nicht mit zehn Frauen im Kreis sitzen, die dann über irgendwas reden oder so. Ich treff’ mich doch nicht mit irgendwelchen Frauen, nur weil sie lesbisch sind und sonst verbindet uns gar nichts. Und dann diskutier ich über Lesbenprobleme oder was? Nein, das macht doch keinen Spaß, da habe ich keine Lust dazu. Da kann ich auch mit einem guten Freund stundenlang über Politik reden oder so.“

Ausbildung & Beruf

Beruflich machte Miriam (22), nachdem sie ihr Abitur fertig hat, erstmal eine Banklehre, „um eine bodenständige Ausbildung zu haben“. In der Bank findet sie es aber nicht so spannend und auch viel zu konservativ. Ihre ArbeitskollegInnen durften auf gar keinen Fall wissen, dass sie mit Frauen zusammen ist.

„Also, wenn du in einer Bank, also dich hinstellst: ‘Hallo Leute, ich bin lesbisch’, dann kommst du doch über Ablage nicht hinaus. Das kannst du dir nicht erlauben, das geht einfach nicht. Also die Bank ist, glaube ich, der konservativste und spießigste Arbeitsplatz, den man sich vorstellen kann. Und weil das nur schaden kann, also das ist nichts förderliches, dann lass ich es eben. Ich würde es einfach nur guten Freunden sagen und Arbeitskollegen sind keine Freunde. [...] Ich meine, man hört sich ja auch die Leute an, wie sie so reden und da kann man die Leute auch einschätzen und weiß ungefähr, was sie für eine Einstellung haben. Und, wenn dann so Sachen fallen wie: ‘die alte Schwuchtel’ und so, dann habe ich wirklich keine Lust, das denen zu erzählen, weil ich möchte dann nicht für die die ‘alte Horrorlesbe’ sein. Da habe ich keinen Bock drauf.“

So sagt Miriam (22), sie habe in der Bank immer wieder getestet, was Leute so über Lesben denken und sagen, sie habe aber keinen gefunden, der bei dem Thema positiv reagiert hätte. Sie prüfe auch Freunde sehr genau und sagt es denen wirklich erst dann, wenn sie ganz sicher ist, dass die positiv reagieren. Dass sie immer erst „sondieren und schauen muss, ob das für die Leute in Ordnung ist“, findet sie „sehr anstrengend und

schwierig“. So fände sie es viel einfacher, wenn sie einfach ganz normal und wie nebenbei von ihrer Freundin erzählen könnte, aber „so ist das nun mal nicht. In den Köpfen von den Leuten ist das nicht so, dass sie denken: ‘Ja, wunderbar!’“

Zukunftswünsche

Persönlich wünscht sich Miriam (22) „eine etwas ältere Freundin und mit 35 ein Einfamilienhaus und zwei Kinder“. Am wichtigsten ist ihr, ihr Studium gut zu schaffen und beruflichen Erfolg zu haben. Sie sagt von sich, dass sie viel Geld verdienen möchte, um einen gewissen Status zu haben. Gesellschaftlich fände sie es gut, wenn es mehr Toleranz und Gleichberechtigung gäbe. Gewisse Forderungen hält sie allerdings für „unsinnig“.

„Also, ich bin zum Beispiel schon dafür, dass gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften gleichgestellt werden, also, da bin ich dafür, aber ich bin dagegen, dass sie richtig heiraten können. [...] Weil, für mich ist Heirat einfach etwas, was zwischen Mann und Frau ist. Das kann ich, also, das ist vor allem, also, wenn es jetzt erlaubt wäre, und ich würde jetzt meine Freundin heiraten, dann würde ich das vielleicht auch tun, aber es wäre mir trotzdem todespeinlich, das dann zuzugeben: So, ich bin jetzt verheiratet! Weil das einfach noch nicht akzeptiert ist. Es wäre dann vielleicht vom Gesetz her akzeptiert, aber das heißt noch nicht in den Köpfen der Menschen. Ich finde, dass dieser Prozess erst so sein muss, dass die Menschen sagen, das ist so wie bei dir und mir und danach kann ich das ändern, aber nicht davor.“

Obwohl gerade unter den jüngeren viele Leute seien, die damit überhaupt keine Probleme haben, findet Miriam (22), dass es noch viel mehr Offenheit und Selbstverständlichkeit braucht.

„Ja, ich würde mir halt einfach wünschen, dass die Leute anfangen es zu akzeptieren und nicht, wenn jemand sagt: ‘ich bin schwul oder lesbisch’, dass es dann eben nicht heißt: ‘Ach wirklich, erzähl doch mal’. Sondern das es einfach so ist, als würdest du sagen: ‘ich habe einen Schnupfen’. Das wäre einfach gut.“

Besonderes

Auffällig in ihren Erzählungen ist, dass Miriam (22) viele Anstrengungen unternimmt, um keine Ablehnung, Ausgrenzung oder Benachteiligung zu erleben. So spricht sie sowohl im beruflichen als auch im privaten Kontext davon, mit Aufmerksamkeit Leute zu testen und dabei genauestens aufzupassen, wem sie von ihrer Lebensweise erzählen will. Vor allem im beruflichen Kontext will sie auf gar keinen Fall geoutet sein. Viele ihrer Äußerungen klingen pauschal und absolut, so als sei sie noch auf der Suche nach ihren persönlichen Ansichten.

Obwohl Miriam (22) formuliert, dass sie sich mehr Selbstverständlichkeit wünscht, sagt sie auch, dass sie nicht daran glaubt, dass es das jemals geben wird.

„Ich glaube aber auch, dass die Menschen immer irgendwelche Gruppen brauchen, gegen die sie ihre eigenen Ängste und Vorurteile aufbauen müssen und Leute, die anders sind, werden immer in irgendeiner Art und Weise diskriminiert werden, ob das jetzt Ausländer sind, oder Schwule oder sonst was, ganz egal. Das wird immer so sein. Ich denke, dass das eine Natureigenschaft des Menschen ist, Vorurteile zu haben.“

Für Miriam (22) ist eine Frau nur dann lesbisch, wenn „sie wirklich denkt, also nicht, dass es immer so sein wird, aber wenn sie denkt, dass sie nur mit Frauen zusammen sein könnte, also möchte“. Sich selbst bezeichnet sie aber eigentlich nicht so gerne als Lesbe. Von sich sagt sie lieber: „Ich stehe auf Frauen!“

„Das ist für mich so ein Abstempeln. Ich meine ich sage, dass ich auf Frauen stehe und das ist in Ordnung, aber ich möchte auch nicht, ich meine das Wort ‘Lesbe’, das hört sich auch so an wie verurteilt für die nächsten dreißig Jahre. Und genau das möchte ich nicht. [...] Also, ich glaube von mir einfach, dass ich zwar immer auf Frauen stehen werde, ich möchte mich aber trotzdem nicht so einordnen lassen. Also, ich möchte nicht so festgelegt sein, weil, das finde ich einfach nicht gut. Weil das einem auch die persönliche Freiheit nimmt zu entscheiden. Und ich meine, wenn ich jetzt hergehe und sage: ‘Ich bin die super-ultimate Lesbe’ und in fünf Jahren finde ich dann doch einen Mann toll, ich meine, dann hätte ich ja ein Problem mit mir. Es ist dann einfach nicht so zwanghaft. Ich meine, ich fühle mich doch nicht besser, nur weil ich sage, ich bin die Hundert-Prozent-Lesbe. Das ist für mich einfach kein Grund.“

III.4.12 Nicole

„Ich muss das wirklich nicht breit treten, lieber ein unauffälliges Leben führen und eins ist sicher: Meinen richtigen Weg habe ich gefunden.“

Nicole ist zum Zeitpunkt des Interviews 21 und hat gerade ihre Ausbildung zur Polizeimeisterin abgeschlossen. Sie ist von mittelgroßer, kräftiger Statur, gibt sich cool und abgeklärt, erzählt scheinbar gerne und lacht viel während des Gesprächs. Momentan ist sie nicht liiert, freut sich auf ihren ersten Job in einer Polizeidienststelle und hofft bald eine neue Freundin kennen zu lernen. Sie hat meine Annonce im Stadtmagazin gelesen und sich gedacht, das könnte sie sich doch mal anschauen.

Eltern & Familie

Nicole (21) wächst zusammen mit ihrer jüngeren Schwester in einer bürgerlichen Familie in einem Dorf, nahe einer Kleinstadt, auf. Ihre Mutter ist Hausfrau, der Vater arbeitet als Chemiker in seiner eigenen Firma. Von ihren Eltern spricht sie kaum, dafür umso intensiver von der innigen Freundschaft zu ihrer Schwester, die sie als den Menschen beschreibt, mit dem sie am allerbesten über alles reden kann.

Erste Wahrnehmung & Erfahrungen

Mit 12 oder 13 merkt Nicole (21), dass sie „andauernd“ Frauen toll findet. Mit Anfang 15 verliebt sie sich dann in ihre Englisch-Lehrerin. Als sie ihr davon erzählt, reagiert die Lehrerin sehr abfällig und diskriminierend, mit Kommentaren wie:

„Oh, du bist ja abartig, am besten du wechselst die Schule. Das ist doch krank!“ Ja, und dann hatte ich halt momentan schon so, ja, wie soll ich sagen, Probleme damit, wo ich mir so gedacht habe: ‘Na klasse, das muss ich jetzt meinen Eltern auch noch sagen und die werden ganz bestimmt genau so reagieren.’ [...] Wenn du gesagt bekommst, du bist unnormal, krank, abartig, ja genau und dann sogar: ‘Früher hätte man dich vergast!’ Und bei dem Spruch bin ich ja dann auch hoch gegangen, habe dann auch die Klasse gewechselt. Aber da habe ich mir gedacht, so etwas als Pädagogin, also bitte. Ich meine, in dem Moment denkst du dann: ‘Ja, wahrscheinlich denken alle Leute so.’ Ich kannte ja keinen sonst.“

Von diesem Vorfall erzählt sie nur ihrer besten Freundin. Erst als sie in der Schule so schlecht wird, dass ihre Mutter sie zu einer Psychologin schickt, erzählt sie dieser davon und erfährt viel Verständnis und Unterstützung. Erst einige Zeit später verliebt sie sich dann in eine sehr viel ältere Frau und ist mit dieser „sporadisch zusammen“. Ihre Schwester reagiert sehr positiv und unterstützend, als Nicole (21) ihr von ihrer Freundin erzählt, so dass sie es auch gleich noch am selben Abend ihren Eltern erzählt.

„Ja, und die fanden es jetzt weder schlimm noch sonst was aber es war halt dieses: ‘Was sollen die Leute denken und die Nachbarn?’ Ich habe dann halt zu meinen Eltern gesagt: ‘Gut, ich muss das nicht daheim breittreten.’ Und das habe ich dann eigentlich meinen Eltern zuliebe gemacht, dass ich jetzt mehr oder weniger ungeoutet lebe. Also ich selber hätte damit keine Probleme, weil mir ist das egal, weil die Leute, die mit mir zutun haben wollen, die stört das auch nicht und die wissen das und die anderen, auf die kann ich halt verzichten, denke ich mal.“

Von ihrem Vater erzählt Nicole (21) nicht viel, nur:

„Meinem Vater ist das wohl auch egal. Ja, das hat schon damit angefangen, dass er gemeint hat: ‘Ja, wenn zwei Frauen sich küssen, dass kann man ja noch anschauen, aber zwei Männer, das ist ekelhaft!’“

Obwohl sie 1 ½ Jahre eine Beziehung hatte, in der es ihr auch „ganz gut“ ging, war sie danach fast ein Jahr mit einem Jungen zusammen.

„Wie eigentlich üblich, sage ich jetzt mal so, also wie meistens, das höre ich zumindest von vielen Leuten. Dann musste ich halt doch einen Freund haben, weil die Gesellschaft und so. Und ich muss sagen, ich war zwar in den verliebt, also das schon, aber es war jetzt nicht dasselbe wie mit einer Frau. [...] Dann kam das wieder so durch, ach ja, dieses Verlangen nach einer Frau und dann habe ich ihm das einfach gesagt und dann habe ich es halt gelassen.“

Kontakt zur Szene

Erst als sie mit 18 ihren Führerschein macht, und „endlich aus dem Kaff raus“ konnte, in die Großstadt, lernt sie andere lesbische Frauen kennen, geht oft zu Frauenveranstaltungen und in die Szene. Obwohl sie anfangs sehr viel ausgeht, sagt sie, dass sie die Frauenkneipen eigentlich „doof“ findet und sich eher unwohl fühlt.

„Ja, es ist doch im Endeffekt so, dass jeder mit jedem was hat oder hatte, weil da kennst du dann eine und dann heißt es gleich: ‘Ach ja, dass ist meine Ex, ach ja, und die auch noch.’ Na ja, das finde ich dann auch nicht so den Hit. Gut, das ist vielleicht auch, jeder sammelt so seine Erfahrungen und hat nicht gleich 5 Jahre lang eine Freundin, aber dass es sich so da breit tritt, finde ich nicht so toll. [...] Und dann auch diese Kampfesben. Es gibt Frauen, die reden gar nicht mit Männern, aber dann sind sie angezogen wie ein Mann und führen sich auf wie ein Mann, dann denke ich mir, ja, das passt doch nicht zusammen. Ja, am Anfang habe ich schon gedacht, dass es viele von denen gibt, aber mittlerweile lerne ich die femininen auch kennen. [...] Also, das ist jetzt besser als am Anfang.“

Inzwischen hatte sie noch ein paar Affären, aber „nichts so richtig Ernstes“, was sie eigentlich bedauert, dann aber auch wieder sagt, es sei ihr auch nicht so wichtig. Mittlerweile geht sie am liebsten mit ihren schwulen oder auch Hetero-Freunden in gemischte Veranstaltungen. Ihr Freundes- und Bekanntenkreis besteht auch überwiegend aus Männern und zwei guten lesbischen Freundinnen.

Ausbildung & Beruf

Ihre Ausbilder, durften von ihrem Lesbischsein unter gar keinen Umständen etwas wissen, denn, so ist sie sich absolut sicher, die hätten ihr

„die Ausbildung schon so zur Hölle gemacht, dass ich selber gegangen wäre. Ich meine, ja, also einer, der unter mir war ein Jahr, der ist bei ARABELLA aufgetreten und hat dort gesagt: ‘Ich bin schwul und bin bei der Polizei.’ Und dem haben sie dann echt das Leben zur Hölle gemacht. Ja, einfach indem sie ihn blöd angeredet haben oder teilweise haben sie ihn ignoriert. Also der hatte dann einfach keine Freunde mehr gehabt, auf die er sich hätte verlassen können oder auch keine Leute, mit denen er hätte reden können. [...] Das wäre mir sicher auch so gegangen.“

Besonderes

Auffällig an Nicole's (21) Selbstverständnis ist ihr Bemühen, bloß nichts von ihrem Lesbischsein „breitzutreten“. Sie möchte auf gar keinen Fall, dass man ihr ansieht, dass sie eine Lesbe ist. So ist sie auch überzeugt, dass

„Wenn man das gleich sieht, dann denkt sich jeder gleich: 'Ih, eine Lesbe.' Ich denke, dass viele Leute noch so eine Einstellung haben und die würden das zumindest in ihren Köpfen denken, wenn sie es auch nicht sagen.“

So vermeidet Nicole (21) es, in der Öffentlichkeit als Lesbe erkannt zu werden und hofft, dass die öffentliche Toleranz und Akzeptanz größer wird. Sie findet, dass es schon schön wäre, wenn sie einfach so leben könnte, wie sie wäre, aber es sei nun mal noch nicht so weit. Sie ist sich sicher, dass die Leute das mit der Zeit mehr und mehr verstehen und auch gerade die Jungen überhaupt kein Problem mehr damit haben.

Lesbischsein ist für Nicole (21):

„Hm, da gibt es bestimmt unterschiedlichste Lesbischsein, denke ich mal. Für mich ist es, dass ich einfach intensive Gefühle nur für eine Frau habe. Also ich kann auch Gefühle zu Männern aufbauen, aber die reichen dann einfach nicht so weit. Ich habe da den richtigen Weg für mich gefunden, dass ich mich bei Frauen wohl fühle und verstanden fühle. Ja, dass ist einfach, ich weiß nicht wie ich das beschreiben soll, dass ist einfach eine intensivere Beziehung zu Frauen, dass macht es eigentlich aus.“

Zukunftswünsche

Privat wünscht sie sich einen guten Start bei ihrem ersten Job in einer Polizeidienststelle, hofft auf tolerante KollegInnen und möchte ein ganz normales Leben leben, ohne viel über die Zukunft nachzudenken. Im Übrigen würde sie schon gerne eine Freundin haben und mit der zusammen wohnen, allerdings: „mehr oder weniger ruhig, also ohne da viel breitzutreten.“

Die Vorstellung meiner Interviewpartnerinnen macht deutlich, dass es neben einer Reihe von Unterschieden in der biographischen Entwicklung und Selbstwahrnehmung auch einige Ähnlichkeiten, Parallelen und Gemeinsamkeiten in den interaktiv ausgehandelten Selbstverständnissen und Selbstbeschreibungen der Frauen gibt. Welche dies im Einzelnen sind, soll in den folgenden Kapiteln beschrieben und analysiert werden.

IV. „Was dich wohl an meiner Geschichte interessieren könnte ...?“¹⁷⁰

In dem jetzt folgenden **Kapitel IV.** wird die Entwicklung der Lebenskonzepte der interviewten FrauenLesben sowie ihre persönlichen Selbstverständnisse der eigenen Lebensweise beschrieben. Die Analyse bewegt sich dabei entlang der zeitlichen Abfolge von lebensgeschichtlichen Ereignissen.

Zur besseren Orientierung und Verknüpfung mit historischen Ereignissen wird vorab im **Kapitel IV.1.** ein Überblick über die Gruppe der Interviewpartnerinnen gegeben. Sowohl die Übersicht zur Altersverteilung als auch zur beruflichen Entwicklung und momentanen beruflichen Situation der Frauen, sollen als Hintergrund und Kontext für die folgenden Kapitel dienen. Dadurch wird auch eine Verknüpfung mit der historischen Entwicklung innerhalb und außerhalb der Subkultur möglich, wie sie im Kap. III.1. und III.2. skizziert wurden. Anschließend werden unter **Kapitel IV.2.** die unterschiedlich verlaufenden Prozesse des Coming out der Frauen dargestellt. Dabei werden neben den ersten Ahnungen und Erfahrungen der Interviewten vor allem die besondere Bedeutung der Reaktionen und Zuschreibungen der Eltern, von Freunden und Arbeitskollegen sowie die Möglichkeit der Kontaktaufnahme zu anderen Frauen und der Kontakt in die lesbische Szene thematisiert. Ziel ist es, insbesondere den Fragen nachzugehen, wie die Frauen ihr Coming out erlebt haben, welche Menschen oder Prozesse als Unterstützung, welche Erfahrungen als schwierig erlebt wurden und mit welchen persönlichen Strategien die Frauen diesen Prozess gestaltet haben. In **Kapitel IV.3.** folgt dann die Beschreibung der sich anschließenden Phase. Diese als Becoming out bezeichnete, lebenslang andauernden Zeit, in der sich die Frauen „einrichten, in ihrer persönlichen Art zu leben“ wird genauer beschrieben und von der Zeit des Coming out, abgegrenzt¹⁷¹. Dabei werden vor allem die Ressourcen und Netzwerke sowie auffällige Schwierigkeiten und Probleme explizit betrachtet, um die Veränderungen im Lebensverlauf der Frauen aufzeigen zu können. Ziel dieses Kapitels ist es herauszuarbeiten, welche Zusammenhänge es zwischen der Phase vor und während des Coming out und der des Becoming Out gibt und welche Rolle dabei, historisch bedingt, soziale und kulturelle Muster gespielt haben bzw. spielen.

In **Kapitel IV.4.** folgt schließlich die Beschreibung der auf die Zukunft gerichteten Wünsche und Erwartungen sowie Ängste und Befürchtungen meiner Interviewpartnerinnen. Hier soll deutlich gemacht werden, mit welcher Haltung, welcher Zuversicht oder mit welchen Bedenken die Frauen in die Zukunft blicken.

¹⁷⁰ Aus Interview Nr. 11

¹⁷¹ Die begriffliche Abgrenzung und Definition findet sich in den Erläuterungen in Kap. IV.3.

Ausblick – & was sonst noch kommt

Nach der vornehmlichen Beschreibung der Entwicklung des Selbst- und Lebenskonzeptes sowie des Selbstverständnisses entlang der biographischen Lebensgeschichte der Frauen in Kapitel IV., erfolgt im Anschluss die dezidierte Analyse, Interpretation und Verbindung mit historischen Kontexten und bisherigen Forschungsergebnissen. Die explizite Trennung der Beschreibung der miteinander zu vergleichenden Lebensverläufe von der Analyse und Interpretation, erlaubt es einerseits, die Selbstbeschreibungen der Frauen genauestens zu erfassen und dadurch zu verstehen und andererseits, die begriffliche Abgrenzung zwischen Coming out und Becoming out in Form einer empirisch verifizierten Hypothesenprüfung vorzunehmen. Im nachfolgenden Kapitel der Analyse ist zudem genügend Raum für die Verknüpfung der Erkenntnisse mit den bereits dargestellten historischen Entwicklungen und theoretischen Bezügen.

Im **Kapitel V.** werden die Veränderungen im Selbstverständnis der Frauen bezüglich ihrer lesbischen Lebensweise. Dazu werden die Selbstbeschreibungen, verwendeten Selbstdefinitionen und die von den Frauen vorgenommenen Abgrenzungen zu anderen Definitionen, dargestellt. Im Focus der Betrachtungen stehen insbesondere das fortlaufende Changieren zwischen inneren Bedürfnissen und äußeren Anforderungen, das Aufnehmen und Verarbeiten von Erfahrungen und Umwelteinflüssen und das Erfinden der eigenen Lebensgeschichte als Erzählstory zur Selbstbeschreibung und biographischen Bewältigung. Damit soll schließlich die Frage, welche lebenslang stattfindenden Prozesse der Selbstdefinition und Identitätsarbeit sich in dem Interviewmaterial auffinden lassen, beantwortet werden. Das letzte **Kapitel VI.** mit dem Titel „... & was ist der Preis?“ beschäftigt sich mit den Auswirkungen sozialer Anerkennung sowie sozialer Ablehnung und Diskriminierung. Dazu werden insbesondere die subkulturellen und gesellschaftlichen Einflüsse auf die Selbstwahrnehmung und Lebensgestaltung der Frauen thematisiert. Skizziert werden die Beziehungen der Frauen zur lesbischen bzw. lesbisch-schwulen Szene, die Vermeidungsstrategien und Selbsteinschränkungen aufgrund befürchteter Diskriminierungen sowie die tatsächlich erlebten Diskriminierungen. Auch die von den Frauen wahrgenommenen Veränderungen in der Akzeptanz von Lesben bzw. Lesben und Schwulen in der Gesellschaft werden dargestellt. Schließlich werden die Ergebnisse aller bisher angestellten Betrachtungen in einem abschließenden **Kapitel VII.** zusammengeführt und dabei insbesondere die individuellen Handlungsstrategien meiner Interviewpartnerinnen vor dem Hintergrund der Frage, wie Ambivalenzen zwischen persönlichen, biographisch geprägten Bedürfnissen und äußeren familiären, subkulturellen und gesellschaftlichen Anforderungen gemanagt werden, beantworten?

Am Schluß der Arbeit, in **Kapitel VIII.**, werden schließlich offen gebliebene und/oder weiter zu verfolgende Aspekte und Fragen skizziert, die hoffentlich in weiterführenden Forschungsarbeiten Eingang finden.

IV.1. Persönliche Daten

Alter

Meine jüngste Interviewpartnerin war zum Zeitpunkt des Interviews 21 Jahre alt, die älteste 38. Damit fallen die Lebens- und Entwicklungsgeschichten der Frauen in sehr unterschiedliche historische Zeiträume. Die beiden ältesten Frauen, geboren Anfang der 60er, erlebten ihre Pubertät Mitte und Ende der 70er Jahre. In einer Zeit also, als im Zuge der Zweiten Frauenbewegung auch die Lesbenbewegung aktiv wurde, sich die ersten Treffpunkte und Clubs herausbildeten, das gesellschaftliche Klima allerdings deutlich restriktiver und lesbenfeindlicher war, als 20 Jahre später. Meine beiden jüngsten Interviewpartnerinnen dagegen sind Ende der Siebziger geboren und haben ihre Pubertät Anfang bzw. Mitte der Neunziger erlebt.¹⁷² Das Durchschnittsalter meiner zwölf Interviewpartnerinnen lag bei 30, 3 Jahren. Die genaue Altersverteilung ergibt folgendes Bild:

Altersgruppe	Alter	Geburtsjahr	Name
Anfang Zwanzig	21	1979	Nicole (21)
	22	1978	Miriam (22)
Ende Zwanzig bis Anfang Dreißig	27	1971	Nina (27)
	27	1971	Erin (27)
	28	1970	Manuela (28)
	30	1968	Christina (30)
	31	1967	Maria (31)
Mitte bis Ende Dreißig	34	1963	Alexandra (34)
	34	1963	Heike (34)
	35	1962	Simone (35)
	37	1960	Angelika (37)
	38	1959	Elvira (38)

Ausbildung

Die Gruppe meiner Interviewpartnerinnen ist überdurchschnittlich gut ausgebildet. So haben 8 von 12 Frauen das Abitur, 8 haben eine abgeschlossene Lehre oder Ausbildung, wovon 2 anschließend noch ein Studium begonnen haben. 4 meiner Interviewpartnerin-

¹⁷² wie bereits in den vorangegangenen Ausführung in Kap. III.1. und III.2. gezeigt wurde.

nen befinden sich momentan mitten in ihrem Studium und 2 Frauen haben ihr Studium bereits seit längerem beendet.

Ausbildungshintergrund	Name
Fachabitur und Ausbildung zur Polizeimeisterin im mittleren Dienst	Nicole (21)
Abitur und Banklehre; studiert jetzt im 1. Semester Jura	Miriam (22)
Abitur, Jurastudium abgebrochen, studiert jetzt im 6. Semester Geschichte	Nina (27)
Abitur, studiert Medizin & macht gerade ihr Physikum	Erin (27)
Ausbildung zur Fotolaborantin	Manuela (28)
Abitur, Ausbildung zur Photographin, studiert im 8. Semester Psychologie	Christina (30)
Abitur, Studium Sozialpädagogik abgeschlossen	Maria (31)
Krankenschwester & Weiterbildung zur Lehrerin für Alten- und Krankenpflegeberufe	Alexandra (34)
Abitur, abgeschlossenes Germanistikstudium, Aufbaustudium Literaturkritik	Heike (34)
Mittlere Reife, Ausbildung zur Zahnarzthelferin und zur Krankengymnastin	Simone (35)
Abitur, geisteswissenschaftliches Studium abgebrochen, Ausbildung zur staatl. Geprüften Übersetzerin	Angelika (37)
Ausbildung zur Bürokauffrau und an einer werbefachlichen Akademie	Elvira (38)

Momentane berufliche Situation

Einen Überblick über die momentane berufliche Situation meiner Interviewpartnerinnen gibt nachstehende Tabelle.

Momentane Berufssituation	Name
Auszubildende, Abschluss in 4. Wochen	Nicole (21)
Studentin	Miriam (22)
Studentin, jobbt neben dem Studium in einem Verlag	Nina (27)
Studentin, jobbt neben dem Studium	Erin (27)
Arbeitet im Marketingbereich eines Konzerns	Manuela (28)
Studentin, jobbt neben dem Studium als Photographin	Christina (30)
Arbeitet in einem Heim für verhaltensauffällige Jugendliche	Maria (31)
Arbeitet als Lehrerin für Alten- und Krankenpflegeberufe in einer Altenpflegeschule	Alexandra (34)
Arbeitet in einer Agentur für Öffentlichkeitsarbeit für Kinofilme	Heike (34)
Arbeitet in einem Rehabilitationszentrum für Orthopädie und Kardiologie als Krankengymnastin	Simone (35)
Arbeitet freiberuflich als Übersetzerin sowie halbtags als Übersetzerin für technische Texte in einem Konzern	Angelika (37)
Arbeitet selbständig für Agenturen, Verlage, Werbeabteilungen großer Firmen sowie als Anzeigenleiterin	Elvira (38)

Herkunfts- und Familiensituation

Die Herkunfts- und Familiensituation der Frauen ist sehr unterschiedlich und heterogen. Vertreten sind traditionelle Familienkonstruktionen á la Vater-Mutter-Kind, bei 8 Frauen, wobei in 5 Familien auch die traditionelle Rollenverteilung, Vater verdient Geld, Mutter ist Hausfrau und zieht Kinder auf, zu finden ist. Drei Frauen sind in Patchwork-Familien, mit neuen Partnern der Mütter aufgewachsen. Eine Frau schließlich ist in einem Frauenhaushalt bestehend aus Oma und Mutter groß geworden, nachdem sie die ersten Jahre bei Onkel und Tante verbrachte.

Regionale Herkunftssituation

Nachdem die Angebotsdichte an schwul-lesbischen Veranstaltungen zwischen Stadt und Land deutlich variiert und vermutet wird, dass dies deutlichen Einfluss auf die Entwicklung der Frauen während und nach der Pubertät hat, wird hier ein Überblick über die regionale Herkunftssituation gegeben.

Regionale Herkunftssituation	Name
Aufgewachsen auf einem Dorf.	Erin (27) und Maria (31)
Aufgewachsen in einer Vorstadt-Gemeinde.	Christina (30) und Elvira (38)
Aufgewachsen in einer (oder mehreren) Kleinstadt.	Nicole (21), Manuela (28), Alexandra (34), Heike (34) und Angelika (37)
Aufgewachsen in einer Großstadt.	Miriam (22), Nina (27) und Simone (35)

Abschließend noch eine Bemerkung zur Repräsentativität der Gruppe der hier interviewter Frauen: Wie bereits in den methodischen Überlegungen dargestellt, ist es leider nicht möglich, eine statistisch repräsentative Stichprobe zusammenzustellen, da die Grundgesamtheit lesbischer Frauen nicht feststellbar ist. Dies trifft auch auf diese Untersuchung zu. Wie ganz häufig in relativ kleinen, qualitativen Studien, sind in der Stichprobe beispielsweise Frauen mit niedrigem oder keinem Berufsschulabschluss, Frauen anderer ethnischer Herkunft oder gehandicapte Frauen unterrepräsentiert. Dies muss bei der Bewertung der Ergebnisse in jedem Fall berücksichtigt werden.

IV.2. Lesbisch? – Selbstverständlich! – Coming out

Die Frage, wie die Frauen meiner Interviewreihe ihre Pubertät und ihr Coming out erlebt haben, soll als nächstes detailliert beantwortet werden. Noch 1999 zieht Martin Dannecker zum Thema Coming out folgendes ernüchternde Fazit:

„Der Eindruck, der sich beim Lesen dieser Texte aufdrängt, ist der, als ob die Welt für homosexuelle Frauen und Männer stehen geblieben wäre. Die eben Zwanzigjährigen erzählen unter dem Einfluss des gerade Erfahrenen eine Geschichte ihres Coming Out, die sich von der, an die sich die Ältesten erinnern, kaum unterscheiden.“¹⁷³

In folgenden Ausführungen wird u.a. überprüft, ob die vorliegenden Interviews dieses Fazit von Dannecker bekräftigen oder aber relativieren. Entsteht anhand der erzählten Geschichten tatsächlich der Eindruck, dass es wirklich so ist wie Dannecker formuliert, dass die Zeit „stehen geblieben ist“ und dass sich die Geschichten, egal ob sie sich vor 20 Jahren oder gerade eben ereignet haben, nicht unterscheiden?

¹⁷³ Das lesbischschwule Coming-out-Buch. Lesben und Schwule erzählen ihre Geschichte. HG von Freiburgs Lesbischem und Schwulen Schulprojekt FLUSS e.V., 1999, S. 241.

Begriffsklärung

Der Begriff „Coming out“ ist in der Lesben und Schwulen-Bewegung stark präsent. Es werden jedes Jahr zahlreiche Bücher zum Thema publiziert¹⁷⁴, es wird unter Freundinnen und Bekannten viel darüber geredet und jede, die Kontakt zur Subkultur hat, begegnet dem Begriff früher oder später. Was ist das nun, dieses „raus kommen“. Je nach dem ob der oder die AutorInnen eher lyrisch, psychologisch, soziologisch, politisch, o.ä. ambitioniert sind, gibt es zahlreich, recht unterschiedliche Begriffsverständnisse. Ist Coming out, wie Adrienne Rich¹⁷⁵ sagt, „wenn ich mir zum ersten Mal erlaube, meine Liebe zu Frauen Liebe zu nennen“? Oder ist es die Aneignung einer homosexuellen Identität innerhalb eines Entwicklungsprozesses, wie die unterschiedlichen in Kap. II.1.1. dargestellten Identitätskonzeption nahe legen? Ist der Kontakt zur homosexuellen Szene dabei unbedingte Voraussetzung, weil nur so eine Identitätsentwicklung möglich ist, bei der die im Rahmen eines heterosexuellen Sozialisationsprozesses internalisierte Vorurteile und Ängste aufgelöst werden können, wie A. Lewis erklärt¹⁷⁶? Oder ist es vielmehr ein „Nachdenken über die eigene sexuelle Orientierung“, welches aus zwei Teilen besteht, dem schlüssig werden über die eigenen Gefühle und dem vor anderen dazu zu stehen, wie P. Werner und B. Wörmann in ihrem Lesben-Coming-out-Buch „Jane liebt Julia“ meinen? Ist es gar ein Begriff der sich in jede Richtung erweitern lässt, so dass man davon sprechen sollte, dass Coming out aus „vielen kleinen Coming out besteht und ein lebenslanger Prozess ist. Vor und zurück, in Spiralen, im Kreis ...“, wie es G. Wolf¹⁷⁷ tut?

In den Ausführungen zum theoretischen Verständnis lesbischer Identitätskonstruktionen wurde dargelegt, dass die Theoriemodelle, welche im Rahmen der Entwicklung einer lesbischen Identität dem Coming out bestimmte Aufgaben zuweisen, auf dezidiert normativen Annahmen beruhen, welche immer eine Definition lesbischer Lebensweisen vorwegnehmen.¹⁷⁸ Im Gegensatz dazu möchte die Autorin den Prozess der Entwicklung eines lesbischen Selbst- und Lebenskonzeptes unter postmodernen Rahmenbedingungen, wie

¹⁷⁴ Das Coming out spielt für Lesben wie für Schwule gleichermaßen eine wichtige Rolle. Vieles an den soziostrukturellen Rahmenbedingungen ist gleich oder zumindest sehr ähnlich. Diese Ähnlichkeit kam und soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass entscheidende Rahmenbedingungen den Prozess von lesbischen Frauen deutlich von dem schwuler Männer unterscheiden. Die Lesbenbewegung ist historisch bedingt eng verbunden mit der Frauenbewegung, ihren feministischen Ansichten und dem Kampf um die Gleichberechtigung der Frauen. Nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen sozialen Stellung, der sozialisationsbedingten Unterschiede und der doppelten gesellschaftlichen Diskriminierung als Lesbe und als Frau, scheint es angebracht, das Coming out von lesbischen Frauen und schwulen Männern nicht gleichzusetzen, sondern differenziert zu betrachten. Die nachfolgenden Aussagen beziehen sich daher ausschließlich auf das Coming out lesbischer Frauen.

¹⁷⁵ Adrienne Rich: Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existenz. In: Signs. Journal of Women in Culture and Society. 4. 1980, S. 631-660

¹⁷⁶ Vgl. dazu die Ausführung in Kap. II.1.2.

¹⁷⁷ Das lesbischschwule Coming-out-Buch. Lesben und Schwule erzählen ihre Geschichte. HG von Freiburgs Lesbischem und Schwulen Schulprojekt FLUSS e.V., 1999, S. 11.

¹⁷⁸ Vgl. die Ausführung in Kap. II.1.2.

er sich in den Lebensgeschichten der interviewten Frauen zeigt, erst genauer nachvollziehen und verstehen. Demzufolge soll eine normative Vorwegnahme begrifflicher Definitionen und Abgrenzungen, etwa zur Frage „Was ist Coming out?“, zugunsten einer Offenheit gegenüber den Gesprächsinhalten aus den Interviews an dieser Stelle weitestgehend vermieden werden soll. Übereinstimmung mit wissenschaftlichen Begriffsdefinitionen besteht jedoch in Bezug darauf, dass das Coming out als die Zeit zwischen dem ersten Erkennen der Neigung zum gleichen Geschlecht bis zur Selbstidentifizierung verstanden wird. Offen bleibt, welche Bezeichnung zur Selbstidentifizierung gewählt wird und in welcher Art und Weise das individuelle Selbstkonzept gestaltet und verwirklicht wird.

Meine Interviewpartnerinnen benutzten während der Schilderung ihrer Lebensverläufe unterschiedliche begriffliche Definitionen. Für Elvira (38) ist Coming out beispielsweise:

„Ich verstehe darunter, dass man die Homosexualität an sich selber wahrnimmt und dass man sie sich selber auch zugesteht, um das dann auch zu leben.“

Erst auf meine Nachfrage, „Hängt damit auch zusammen, wem man es sagt, also beispielsweise seiner Familie oder Freunden?“, ergänzt sie:

„Also, erstmal nicht. Ich glaube es gibt mehrere Stufen des Coming out. Die erste Stufe ist die der Selbsterkenntnis und des Akzeptierens und die zweite Stufe ist die, es manchen Leuten zu sagen, die dritte Stufe ist, sich nicht unbedingt ein Schild umzuhängen, aber wenn man gefragt wird, offen und ehrlich zu sein. Das zu können ist so die dritte Phase, meines Erachtens.“

Christina (30) beschreibt ihr Verständnis von Coming out folgendermaßen:

„Also, das ist für mich so ein Wechselspiel aus, dass man es sich selber bewusst macht, dass es so ist, und der gleichzeitig mit dem Schritt verbunden ist, dass diese Gewissheit, ich weiß es jetzt von mir selber, dass ich lesbisch bin und auf Frauen stehe, und deswegen möchte ich auch, dass es die Menschen, die mir wichtig sind, wissen. Ich glaube, das ist so eine Entwicklungsphase, wo man sich selber darüber klar wird und wo man es dann auch nach außen lebt.“

Die Rolle der Eltern beschreibt sie mit den Worten:

„Ich denke, man kann da kein Pauschalurteil darüber fällen, weil, das hat sehr viel für mich mit dem Verhältnis zu den Eltern zu tun. Also wenn ich ein nahes Verhältnis zu den Eltern habe, wo ich mich gut verstehe, dann finde ich es auf alle Fälle wichtig und wenn ich aber Eltern habe, zu denen ich sowieso kein enges Verhältnis habe und die auch nie großes Interesse an persönlichen Verhältnissen des Kindes gezeigt haben, dann finde ich es nicht unbedingt wichtig, wenn man das selber nicht will, dass man denen das unbedingt sagt. Also, ich hatte mal eine Freundin und die hat auch lange Jahre ihrer Mutter nichts gesagt und hatte auch nicht so einen guten Draht und der war das auch selber gar nicht so wichtig. In meinem Fall, mir war das schon wichtig, irgendwann, dass meine Eltern es erfahren.“

Die individuelle Definition des Coming-out-Begriffes ist scheinbar tatsächlich abhängig vom lesbischen Selbstverständnis der Person, die da definiert und demnach recht unterschiedlich und nicht ohne weiteres auf einen Nenner zu bringen? Deshalb werden in einem nächsten Schritt die Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen betrachtet, um hier Anhaltspunkte für eine Antwort auf die Frage, wie die Zeit des Coming out verlaufen ist, zu finden.

IV.2.1. Das erste Mal selbst bemerkt & erste Erfahrungen

Um herauszufinden wie meine Interviewpartnerinnen die Zeit erlebt haben, in der sie zum ersten Mal bemerkten, dass da etwas ist, was bei anderen Mädchen/Frauen anders ist, sie Frauen attraktiv und anziehend finden könnten bzw. erste Erfahrungen machten, habe ich allen Interviewten die gleiche Frage gestellt:

„Wie war das damals als du bemerkt hast, dass dich Frauen anziehen?“¹⁷⁹

Beantwortet wurde diese Frage mit längeren Erzählpassagen, bei denen die FrauenLesben ihre Erlebnisse und Erfahrungen schilderten. Als Ergebnisse zeigt sich folgendes Bild:

Bemerkt schon in der Kindheit – Aktiv geworden in der Pubertät

Einige Frauen, wie beispielsweise Heike (34), erzählen, dass sie sich schon als kleines Kind konträr zu den Geschlechtsstereotypen verhalten, sich „mit Jungs geprügelt und Mädchen angehimmelt“ haben. Als ganz kontinuierlich beschreibt Heike (34) ihre Entwicklung, ihr Kindergärtnerin „toll“ gefunden zu haben, mit zehn Jahren die Freundin des älteren Bruder bewundert zu haben und dann mit vierzehn und fünfzehn von Freun-

¹⁷⁹ Noch eine Anmerkung zum Sprachgebrauch: Als Interviewende habe ich an dieser Stelle weder den Begriff „lesbisch sein“ benutzt, noch den des Coming out. Beides sind Begriffe, bei denen die Vermutung sehr nahe liegt, dass sie erst im Laufe der Entwicklung und unter Umständen als ein Ergebnis, in jedem Fall also einige Zeit später, in den jeweiligen Sprachgebrauch aufgenommen wurden. Die Verwendung der Begriffe nimmt also womöglich eine Entwicklung bzw. Ergebnisse vorweg, die noch nicht oder gar nicht stattgefunden haben. Ausschließlich dort, wo Frauen die Begriffe selbst verwenden und einführen, wie es allerdings nur 3 Frauen taten, greife ich bei Nachfragen die von den Frauen verwendeten Begriffe auf. Hier zeigt sich allerdings ein sprachliches Dilemma: Die Vermeidung des Begriffes „lesbisch“ könnte auch den Eindruck erwecken, dass der Begriff „lesbisch“ nicht erwünscht ist. In Kombination mit dem Anzeigentext, der den Begriff enthält, wurde versucht, dieses Dilemma zu minimieren. Verhindert hätte es nur werden können, wenn die sprachliche Wahl selbst zum Thema gemacht worden wäre, was allerdings dem Interview einen völlig anderen, unbeabsichtigten Verlauf gegeben hätte, so dass darauf verzichtet wurde.

dinnen und Mannschaftskameradinnen im Sportclub zu schwärmen. Irgendwann wurden ihre Phantasien und Träume, so sagt sie, immer erotischer und mit sechzehn verliebt sie sich schließlich in eine Freundin.

„Sie hat mich zwar dann zwar abgewiesen, aber auch ganz nett und das war dann auch, also, das wurde dann quasi bereinigt. Es war allerdings für mich nicht irgendwie klar, also das Wort ‘lesbisch’ kannte ich sehr wohl, dass wurde auch im Freundinnenkreis so besprochen, wenn intensive Freundschaften oder Eifersucht auch da war. Es war bekannt für mich, dass es so etwas gibt, aber irgendwie, hm. Wo es mir dann so richtig klar wurde, war dann mit 17, als ich mich so richtig in eine Schulfreundin verliebt habe und da habe ich dann wirklich gewusst, jetzt bin ich so körperlich angezogen von ihr, also, ich wollte mich ihr nähern und dann war mir das auch völlig egal, dass ich jetzt lesbisch bin.“

Heike (34) erzählt dann auch, dass sie während ihrer ersten Beziehung weder verunsichert noch zweifelnd war. Lediglich die Tatsache, dass ihre Freundin größere Probleme damit hatte, mit einer Frau zusammen zu sein, verursachte einiges Unbehagen und die Auseinandersetzung mit der Frage, ob dies nun etwas Schlechtes oder Unrechtes ist.

„Für mich war das in dieser Phase nie eine Frage, so dieses: ‘Oh Gott, ich bin lesbisch. Was heißt das jetzt für mein Leben?’ Sondern ich war mir von meinen Emotionen her so sicher, dass ich das überhaupt nicht in Frage gestellt habe oder auch nicht die Auswirkungen dessen, was das bedeuten könnte, überlegt habe. Bei ihr hingegen war das anders. Sie hatte da mehr Zweifel oder auch so diese Bedenken. [...] Sie hatte zum Beispiel auch, wenn wir Sex miteinander hatten, dann hatte sie unheimliche Probleme damit, dass wir uns küssen. Also für sie hatte Küssen eine größere Intimität als Sex miteinander zu haben und da hat das dann einfach eine ganze Zeit gebraucht, bis sie sich damit anfreunden konnte, lesbisch zu sein. Für mich war das nicht so, einfach weil mein Gefühl so klar war, deshalb habe ich das auch nicht in Frage gestellt, sondern das war einfach das, was ich empfinde, das konnte dann auch nicht schlecht sein.“

Auch bei Nina (27) klingt ihre Erzählung wie eine sehr kontinuierliche, quasi „logische und folgerichtige“ Entwicklung. Allerdings beschreibt sie auch ihre diffusen Bedenken und ihre Verunsicherung, die sie über lange Zeit hatte, bevor sie sich „getraut“ hat, Kontakt mit anderen Frauen aufzunehmen.

„Ähm, also, ich fand das eigentlich im ersten Moment nicht so richtig klasse, weil ich nicht wusste, ich meine, da sitzt man dann so mit seiner Erkenntnis da und kann die aber irgendwie niemandem mitteilen, das ist so, hm. Ich meine, man merkt es dann, also bei mir war das so mit 16, als ich mich eben in die Tochter des Bäckers verliebt habe, bei dem ich gearbeitet habe, also, glaubte ich damals zumindest. Der konnte ich das aber nicht einfach so erzählen. [...] Also ich habe das daran gemerkt, dass ich, also ich hatte schon immer, mein ganzes Leben eigentlich, ein ganz anderes Verhältnis zu Frauen als Männern. Mit Männern war das halt immer so, Kumpel und irgendwie nett, vielleicht wollte ich auch ein bisschen so sein wie die, aber Frauen, dass war halt immer so etwas ganz spannendes, schon als ich ganz klein war, das ist schon immer da gewesen, dass ich zu Frauen ein ganz anderes Verhältnis hatte. Die wollte ich halt irgendwie beeindrucken oder irgendwie in der Grundschule, war man halt der totale Kaspar oder so. Man wollte halt immer irgendwie gefallen. Also im Nachhinein, würde ich vielleicht sogar sagen, es hatte etwas erotisches, aber wenn man so klein ist, da ist das ja auch immer ganz anders. Als ich dann

eben gemerkt habe, dass dieses Mädchen, also dass die mir schon eher so, also dass ich die schon ganz gerne mal küssen möchte oder so, da bin ich dann nach hause und habe so gedacht: 'Na ja, das ist ja schon eher furchtbar!', also im ersten Moment dachte ich das. Ja, und dann habe ich halt nicht mehr groß darüber nachgedacht, hm. Dann habe ich halt einfach mal versucht raus zu finden, wo man so hingehen kann und habe das dann auch so ein halbes Jahr lang gewusst, aber halt nichts gemacht, saß einfach so da und wusste nicht, was ich jetzt damit anfangen soll, mit dieser Erkenntnis.“

Später traut sie sich dann in eine Lesbendisco, findet die Frauen „recht interessant“ und lernt einige Monate später ihre erste Freundin kennen. Ähnlich wie Nina (27) greift auch Christina (30) in ihrer Erzählung lange in die Kindheit zurück und hat schon sehr früh wahrgenommen, dass sie ein spezielles Verhältnis zu Mädchen hat und sie sich quasi ganz zwangsläufig irgendwann in ein Mädchen verlieben wird. Christina (30) schildert dabei auch, dass sie sich anfangs wenig Gedanken gemacht hat und es ihr „recht gut“ ging. Elvira (38), meine älteste Interviewpartnerin, beschreibt ihre Wahrnehmung von der Zeit, als sie zum ersten Mal gemerkt hat, dass sie Frauen anziehend findet:

„Ich habe mich ein bisschen gewundert, weil ich zuerst mit Männern zusammen war und das lief eigentlich auch ganz gut, bloß im Bett immer nicht und da habe ich mir schon immer gedacht: 'Komisch, komisch. Was die Anderen mir da immer erzählen. Ich finde da eigentlich nicht so viel dran.' Und, na ja, da habe ich mir dann nicht viel dabei gedacht.“

Auffällig an der Schilderung von Elvira (38) ist, dass sie während der Zeit der ersten Ahnung wenige Ängste beschreibt. Erst später als es konkreter wurde, entstanden auch konkretere Ängste und massive Befürchtungen.

Bemerkt schon in der Kindheit – Aktiv geworden mit Anfang Zwanzig

Anders als die Frauen zuvor, erzählt Manuela (28) von sich, dass es vielleicht schon sein könnte, dass sie Frauen schon früher anziehend fand, es ihr aber erst auffiel und langsam klar wurde, als bei einem Besuch eines lesbisch-schwulen Lokales mit einem schwulen Freund die Gelegenheit einfach da war und sie ihre erste Freundin kennen gelernt hat.

„Also im nach hinein würde ich sagen, vielleicht schon immer, also, aber handfest in dem Sinne ist es erst mit 20 geworden. Ich würde fast sagen, ich hatte, also das hat sich so ergeben und dann haben wir uns halt kennen gelernt und ja, wie das eben auch zwischen Männlein und Weiblein abläuft, eigentlich genauso, das gleiche in Grün. Die Gelegenheit war einfach da, würde ich sagen, durch den Bekannten und das auf einmal dann schwule Umfeld, die schwulen Freunde, also einfach in dem Bereich, da ist es dann unheimlich leicht gefallen ohne groß darüber nachzudenken oder ohne, dass jetzt jemand groß geschaut hätte.“

Manuela (28) erlebt ihren schwulen Freund, der sie mitnimmt in ein schwul-lesbisches Lokal, als Türöffner in eine neue Welt, die ihr die Gelegenheit verschafft hat, Frauen

kennen zu lernen. Erst durch die konkrete Situation merkt sie, dass sie sich für Frauen interessieren könnte. Sie erlebt dies als „völlig normales“ kennen lernen, wie es eben bei Männer und Frauen auch der Fall ist, und setzt sich explizit mit Heterosexuellen gleich. Mögliche Unterschiede werden in ihren Erzählungen nicht thematisiert. Manuela (28) formuliert, dass es ihr leicht gefallen ist und sie sich keine Sorgen gemacht hat oder etwa Ängste aufkamen. So wie sie sich vorher keine Gedanken gemacht hat, warum sie Jungs nicht so „toll“ fand, macht sie sich später kaum Gedanken, dass sie sich in eine Frau verliebt hat.

„Ja, hm, ich habe mir da eigentlich überhaupt keine Gedanken gemacht, also auch gar nicht in die Richtung, ob es jetzt eine Frau ist oder was, das war eigentlich für mich in dem Moment normal, also, ich habe mir einfach keine Gedanken gemacht, ob das jetzt, ja, Hund, Katze oder Maus war.“

Die Tatsache ein schwul-lesbischen Lokal besuchen zu können, wird explizit als unterstützend benannt, wenn sie sagt, dass es ihr besonders leicht gefallen sei, weil auch niemand „groß geschaut hat“. Dies deutet allerdings auch darauf hin, dass Manuela (28) trotz der Tatsache, dass sie sich keine Gedanken gemacht habe, doch damit gerechnet hat, dass Leute außerhalb des Lokals „groß schauen“ könnten.

Dass die fehlenden Angebote in ländlicheren Gegenden dazu führen können, dass Mädchen/Frauen erst nach dem Wechsel in eine Großstadt von lesbischen Lebensweisen erfahren und eventuell erst durch Kontakte zu anderen Frauen merken, dass sie sich für Frauen interessieren könnten, zeigt die Geschichte von Erin (27).

„Also, ich habe ja, also, das erste Mal, dass ich verliebt war, da war ich 21, damals in eine Frau und vorher hatte ich eigentlich auch kein Interesse an Männern und dadurch, dass ich auf dem Land aufgewachsen bin und auch eigentlich abgewartet habe, weil da, wo ich aufgewachsen bin, gab es halt keine andere Alternative, also zu Männern, weil das ja ziemlich unbekannt ist, also auf dem Land, da sieht man und hört man so was ja nicht und kommt eigentlich so auch nicht drauf. Ja und irgendwann habe ich mich dann doch in eine Frau verliebt und das war dann eigentlich von Anfang an klar, das ist es. Ich wusste ja schon immer, dass ich mit dem, wie die Männer so sind, nicht klarkomme.“

Auch bei Maria (31) ist es so, dass sie erst mit Beginn ihres Studiums und dem Umzug in eine Großstadt die Gelegenheit zum Kontakt mit lesbischen Frauen findet und dann auch ihre erste Freundin kennen lernt. Sie allerdings war sich trotz fehlender Zugangsmöglichkeiten schon immer sicher, dass sie sich nicht für Männer interessiert. Hilfreich für Maria (31) war während ihrer Pubertät eine sie unterstützende Lehrerin, die ihr trotz fehlender Kontaktmöglichkeiten zur Szene half, ihre Interessen zu klären.

„Ja, das war für mich schon immer klar, also von daher, das war jetzt, also anfangs war das gar nicht so bewegend irgendwie, für mich war das am Anfang eigentlich ganz normal und erst später dann, na ja so in der Pubertätszeit irgendwie dann, da kam ich ins Grübeln, weil, da wird es einem ja erst bewusst, so dass andere immer ganz anders leben und denken als ich und da dachte ich

dann darüber nach. Da war das dann befremdend, dass die Anderen anders sind als ich, das war dann völlig verwirrend, wieso die so anders sind als ich, also da war nicht ich anders, sondern die Anderen waren anders. Und, mein gut, auf dem Dorf, du hast ja niemand, niemand als Vorbild, das war dann schon schwierig. Ich habe halt dann versucht an irgendwelche Literatur ranzukommen, jede Fernsehsendung, im Unterricht mit solchen Ohren, aber das gab dann auch keine großen Erklärungen und dann hatte ich halt Glück. Da auf dem Gymnasium, da war halt eine Lehrerin, zu der hatte ich wirklich einen guten Kontakt und die war halt auch, also lesbisch war sie wohl nicht, eher bisexuell irgendwie, mit der habe ich dann irgendwann Kontakt aufgenommen und mit der konnte man dann auch reden, das war dann ganz gut für mich und dann war das aber auch geklärt, dann gab es auch 'nimmer' große Schwierigkeiten, weil, irgendwann hatte ich das dann für mich geklärt, wieso die Anderen so anders sind als ich.“

Obwohl Maria (31) erst während des Studiums, mit Anfang Zwanzig, aus „Mangel an Gelegenheit“, wie sie sagt, lesbische Frauen kennen lernt, ist sie sehr klar mit ihrer sexuellen Orientierung und beschreibt sich sehr deutlich als eine Frau, die „ganz normal“ eine Beziehung eingeht. Sie lernt eine Studienkollegin kennen, findet sie sympathisch, verliebt sich später in sie und „das lief dann irgendwie so ganz normal“

Bemerkt erst später – Erste Erfahrungen und Zweifel, aktiv geworden mit Mitte Zwanzig

Alexandra (34) ist 22 Jahre alt, als sie eine lesbische Arbeitskollegin kennen lernt und ohne dass es vorher für sie wahrnehmbar war, verliebt sie sich „Hals über Kopf“ und hat eine Beziehung mit dieser Frau.

„Ich war 22 und bin gerade nach M. gezogen, habe vorher, also im nachhinein würde ich sagen, ich habe es einfach verdrängt, es war zwar, also ich bin zwar mit dem Thema 'lesbische Frauen' schon konfrontiert worden, weil ich mal eine Stationsleitung hatte, damals in der Ausbildung, die lesbisch war, aber ich habe das für mich überhaupt nicht, also wahrgenommen, das war gar kein Thema für mich, es war nicht schlimm, aber eben kein Thema. Als ich dann hierher zog, hatte ich dann eine lesbische Arbeitskollegin, in die ich mich verliebt habe und zuerst mal war es fast, ja wie kann ich das sagen, eigentlich war es ein ganz tolles Gefühl, wie so eine Erleichterung, weil ich für mich auf einmal die Antwort hatte, 'deswegen hast du vorher mit Männern oder auch in der Jugend, deswegen hast du also, also kamst du irgendwo nicht so weiter.' Ich hatte also erst mal so die Antwort darauf, was aber doch auch sehr oberflächlich war, denn das ist es ja nicht alleine und insofern war es erst mal eine ganz befreiende Sache.“

Erst nach dem Ende ihrer ersten Beziehung, die, wie sie sagt, auch sehr tragisch und dramatisch verlaufen ist und endete, beginnt Alexandra (34) darüber nachzudenken und für sich zu klären: „Wo stehe ich eigentlich und wer bin ich? Was ist das alles gewesen?“ In der darauf folgenden Zeit hat sie wieder eine Beziehung mit einem Mann und merkt erst jetzt, dass es das für sie nicht ist.

„... , da kam sehr viel Inneres hoch. Da habe ich, also zunächst mal kam dieses Gefühl: 'Nein, mit Frauen nie mehr!' Weil ich irgendwo dachte: 'Also du lässt das', obwohl, nein, so weit war

ich damals noch gar nicht, zu sagen: 'Ich lasse mich bei Frauen zu sehr ein und setze die Grenzen zu wenig.' Ich habe wohl nur noch gedacht: 'Oh Gott, wenn das eine Frauenbeziehung sein soll, dann ist das nicht meins.' Ich habe dann auch erst mal eine Beziehung zu einem Mann angefangen, weil ich irgendwo gespürt habe, schon damals gespürt habe, es ist einfach ungefährlicher für mich, ich kann es bis zu einem gewissen Level, mir geht es nicht schlecht, besonders gut jetzt auch nicht, aber ich muss keine Angst haben, mich zu verlieren dabei. Das war dann erst mal so, ja, ich bin also mit einem Mann zusammen gegangen ungefähr so drei Jahre und in dieser Zeit, also in diesen drei Jahren, da habe ich eigentlich zum ersten mal so richtig gespürt, ohne das ich überrumpelt werde, so wie vorher, dass es das für mich nicht ist. Und ja, dann habe ich mich sehr in eine damalige Klassenkameradin verliebt, [...]"

Alexandras (34) erste Wahrnehmungen mit Mitte Zwanzig und ihre erste Beziehung mit einer Frau führen nach Ende der Beziehung nicht zur Klärung ihrer Interessen. Vielmehr bringt sie erst eine weitere Exploration, die Beziehung mit einem Mann, zu der Erkenntnis und Selbstzuschreibung, dass es mit Männern für sie nicht das Richtige ist.

Das irritierende Gefühl „anders zu sein“ beschreibt Simone (35). Sie konnte dieses Gefühl trotz der großstädtischen Umgebung mit ihren zahlreichen schwul-lesbischen Veranstaltungsangeboten allerdings nicht früh klären und versuchte lange Zeit „normal zu leben“, wie sie es nennt. Erst als sie 23 Jahre alt ist, traut sie sich in eine lesbische Disco, um zu sehen, ob ihr das gefallen könnte.

„In der Pubertät habe ich dann irgendwann gemerkt, dass irgendwas anders ist oder dass irgendwas, was nicht den Normbedingungen oder den Rahmenbedingungen eigentlich entspricht und konnte damit eigentlich überhaupt nichts anfangen und habe eigentlich bis zu meinem 23. Lebensjahr, wie man so schön sagt, 'vollkommen normal gelebt'. Das Interesse für Jungs war nicht so da, wie bei den anderen, sondern mein Interesse ging da schon in die Richtung, dass ich da Mädchen in dem Alter wesentlich interessanter fand. Ich konnte aber damit nichts anfangen. [...] Ich habe das halt erst mal als Tatsache so hingenommen, bin, also habe den schönen Spruch 'Kleiner Spätzünder' benutzt und habe die Sachen eigentlich laufen lassen. Aber je älter ich wurde, um so mehr habe ich mich dann auch damit auseinandergesetzt und dann bin ich auch neugierig geworden und habe dann irgendwann mal bewusst an einer Frauendisco oder ein Frauenlokal einfach mal aufgesucht, um einfach auch mal zu sehen, wie es mir damit ging.“

Auch hier ist das Vorhandensein von lesbischen Veranstaltungen maßgeblich für die Klärung der Frage „was da so anders ist?“, allerdings erst viel später, als nach den ersten Ahnungen während der Pubertät. Vorher hatten scheinbar lange Zeit Vorurteile und Ressentiments die Oberhand.

Bemerkt in der Kindheit – Aktiv geworden im Erwachsenenalter

Ganz anders dagegen verläuft diese Zeit für Angelika (37). Sie sagt während ihrer ganzen Pubertät und auch in der Zeit danach, bis sie 30 Jahre alt war, habe sie das „Thema

total verdrängt“. Sie beschreibt sich in dieser Zeit als „eremitischen Single“, die auch sehr viele Vorurteile gegenüber lesbischen Frauen gehabt hat.

„Also, ich hatte auch irgendwie so Vorurteile, Lesbe, das war für mich so, da hatte ich so das Bild, so dieses Proletenhafte, solche hatte ich da vor Augen, was man halt irgendwo, im Fernsehen oder sonst wo gesehen hatte, so diese Kurzhaarigen mit der Bierflasche in der Hand und so, solche Proletentypen einfach, um mal das Wort zu nennen. Und ja, das waren für mich einfache Frauen, so wollte ich nicht sein und dann kam ich so, also habe so alle möglichen Bücher gelesen und dann kam ich so drauf über Virginia Woolf, die Geschichte von der Amrein oder dann kam ich auf dieses, wie hieß das doch gleich, dieses: Carol von Patricia High-Smith und solche Geschichten und da fing das so allmählich an zu dämmern, dass man das auch noch ein bisschen anders leben kann und dass das jetzt gar nicht so, ja, dass das prinzipiell einfach möglich ist.“

Nahezu als Auslöser, überhaupt nach Literatur o.ä. zu suchen, beschreibt sie eine im Fernsehen ausgestrahlte Sendung, in der die Kabarettistin Maren Kroymann mit ihrer Lebensgefährtin interviewt wurde.

„... und da hat die Maren Kroymann gesagt, also das hat mich sehr beeindruckt, die war ja früher verheiratet und die hat da gesagt: Ich bin angelemt worden! Und da hat es irgendwie bei mir klick gemacht, so dieses: Das geht auch noch, wenn man älter ist, dass man sich sozusagen noch anlernen lässt von einer. Das war irgendwie, also diese Sendung war ganz, ganz wichtig für mich.“

Angelika (37) beschreibt deutlich die große Bedeutung und den Einfluss von vermittelten negativen Vorurteilen oder eben positiven Bildern und Vorbildern. Sie erzählt, dass sie auf keinen Fall so sein wollte, wie die sehr „prollig“ dargestellten Lesben, die sie im Fernsehen gesehen hatte. Das Bild eines „femininen und kultivierten Frauenpaares“ war für Angelika (37) die entscheidende Möglichkeit, entgegen ihren negativen Vorurteilen nach Literatur zu suchen, einschlägige Kontaktanzeigen zu studieren und Kontakt mit lesbischen Frauen zu suchen und aufzunehmen. In der Erzählung von Angelika (37) wird auch deutlich, dass es für sie von großem Vorteil und sehr hilfreich war, dass sie Mitte der Neunziger auf ein großes Angebot an lesbischer Literatur und Veranstaltungen in der Großstadt, in der sie lebt, zurückgreifen konnte.

Zusammenfassung

Auffallend ist, dass es Mädchen gibt die bereits vor und während ihrer Pubertät wahrnehmen, dass sie sich nicht wie andere Mädchen zu Jungen hingezogen fühlen und im weiteren Verlauf ihrer Entwicklung früh erste Erfahrungen mit Frauen haben. Diese Frauen konnten i.d.R. auf ein vorhandenes lesbisches oder lesbisch-schwules Netzwerk zurückgreifen. Daneben gibt es Frauen, die über die Pubertät hinaus zwar das Gefühl mit sich tragen „irgendwie anders zu sein“, allerdings mit Selbstzuschreibungen wie „Kleiner Spätzünder“ oder „besser mal abwarten“ und ihre ersten Erfahrungen mit Frauen erst Anfang Zwanzig oder sogar, wie Angelika (37), erst Anfang Dreißig ma-

chen. Zudem gibt es einige Frauen, die aktiv versuchen, mit Jungen und Männern „klar zu kommen“, so wie Alexandra (34), Simone (35) oder anfangs Elvira (38), und erst sehr viel später im Nachhinein und meist nach ersten positiven Kontakten zu Frauen, verstehen, warum das „nicht recht funktioniert hat“.

Unterschiedlich ist auch, dass es Frauen gibt, die bei ihren Erzählungen sehr weit in ihre Kindheit zurückgreifen, um Episoden zu erzählen, mit Hilfe derer sie sich erklären können, dass das Anderssein schon immer da war. Auffällig ist, dass dies vor allem von den Frauen gemacht wird, die gleichzeitig davon erzählen, dass sie große Ängste und Befürchtungen hatten. So tauchen beispielsweise bei Nina (27), Miriam (22) oder Christina (30), Formulierung auf wie, „im unbewussten habe ich das schon immer gewusst“. Christina (30) erzählt dazu:

„Also, so richtig, dass ich mir definieren konnte, dass ich absolut auf Frauen stehe, mit vierzehn würde ich sagen, aber ich wusste es eigentlich schon seit meiner Kindheit, also, ich habe immer gemerkt, dass ich so eine ganz spezielle Anziehungskraft zu Mädchen hatte. Also, mir war das irgendwo, ich sag mal im Unbewussten, in unbewussten Gefühlen, immer schon klar, dass mit mir irgendetwas nicht stimmt. Ich kann mich da zurück erinnern, als ich sechs Jahre alt war, und ich hatte ein Nachbarmädchen und das hat mir wahnsinnig gut gefallen, das habe ich wahnsinnig gern gemocht. Und das habe ich immer verprügelt, dieses Mädchen. Weil irgendwie, dieses Gefühl, dass dieses Mädchen mir so gut gefällt, dass ich mir das dann auch selbst verbieten wollte, das mit diesem Gefühl, das hat sich da dann immer, also hat sich dadurch irgendwie ausgedrückt, ja. Also, ich habe schon als Kind gemerkt, dass ich zu Mädchen immer ganz besondere Beziehungen hatte und deswegen bin ich auch, so paradox das klingen mag, auch immer viel mehr mit Jungen zusammen rungezogen, weil, ich war auch ein sehr burschikoses Mädchen und hatte auch immer so ganz innige Freundschaften, so als richtig junges Mädchen. Aber so richtig gewusst habe ich das erst dann als ich 14 war und meine erste Erfahrung mit einer Frau hatte, also mit einem Mädchen aus meiner Klasse. Da war es mir dann schon klar, also, gerade als ich dann auch so verliebt war, da war klar: Dieses Gefühl hatte ich noch nie bei einem Jungen und das hatte ich auch noch nie zu einem anderen Menschen vorher, da wusste ich dann, dass es nur das sein kann.“

Andere Frauen dagegen beginnen ihre Erzählung einfach mit der ersten konkreten Erfahrung mit einer Frau, ohne davor liegende Erlebnisse oder Wahrnehmungen zu schildern und im Nachhinein neu zu interpretieren. Die Entwicklung der Frauen scheint entweder von einer tiefen inneren Normalitätswahrnehmung im Stil „es war einfach so“ gekennzeichnet zu sein, bei der erst später Ängste und Bedenken hinzutreten oder aber die Frauen tragen deutliche Vorbehalte und Ängsten mit sich, die bereits erste Wahrnehmungen ihres Interesses für Frauen überschatten. Auffällig ist, dass die Schilderungen von Normalitätswahrnehmungen überwiegend von den Interviewpartnerinnen unter 30 stammen, während die Frauen von Mitte 30 und älter eher von mit Sorgen und Ängsten überschatteten ersten Wahrnehmungen ihres Anderseins sprechen. Ob sich dieser Unterschied tatsächlich zu einem unterschiedlichen Verlauf der Lebensgeschichten von jüngeren Frauen verdichtet, wird im weiteren Verlauf beobachtet.

Unabhängig von der inneren Gefühlswelt der Frauen, werden aber alle Frauen sobald sie eine Frauenbeziehung eingehen und ihr Interesse ausleben mit der Frage konfrontiert: Wie reagieren nahe stehende Personen, ihre Freunde und die Familie.

IV.2.2. Reaktionen von Freunden und Familie

So wie die Frauen wahrnehmen, dass sie sich mehr für Frauen interessieren, können natürlich auch nahe Familienangehörige oder Freunde wahrnehmen, dass mehr von Mädchen/-Frauen gesprochen wird, die Tochter nur noch mit Freundinnen unterwegs ist, etc. Manche Eltern ahnen bereits etwas oder suchen ihrerseits nach Gewissheit, manchmal sogar lange bevor die Tochter dazu bereit ist.

Mutter und/oder Vater ahnen bzw. entdecken es

Die Situation, von den Eltern ausgefragt oder bedrängt und konfrontiert zu werden, ist für die Mädchen/Frauen oft sehr schwierig, vor allem, wenn sie sich selbst lange noch nicht klar oder sicher sind. Nachdem die insistierenden Nachforschungen der Eltern meiner Interviewpartnerinnen durchweg geprägt waren von elterlichen Ängsten, Abwehr und Ablehnung lesbischer Lebensweisen, führte dies bei den Frauen dazu, dass sie verleugnen und abstreiten, sich für Frauen zu interessieren. Infolgedessen ziehen sich die Frauen dann erst einmal deutlich zurück. Je nach dem wie sicher die Frauen sich selbst schon sind und wie heftig die Ablehnung der Eltern befürchtet oder erlebt wird, halten die Frauen an der nunmehr heimlichen Erkundung ihrer Orientierung fest oder verdrängen dies für das Erste. Bei manchen war das ablehnende Insistieren der Eltern sogar der Grund, doch noch mal zu versuchen, mit Männern „klar zukommen“.

Manuela (28) beispielsweise wird, lange bevor sie für sich selbst klar hatte, ob sie jetzt tatsächlich in eine Frau verliebt ist, von ihrer Mutter bedrängt und befragt, und war sich zwar keineswegs über ihre eigenen Gefühle klar und sicher, aber in jedem Fall darüber, dass ihre Mutter das nicht billigt oder gut findet. Dies bestätigt sich später auch, als Manuela (28) mit ihrer Freundin im Bett von ihrer Mutter überrascht wird.

„... , sie stand halt dann auf einmal in meinem Zimmer, ja, und da gab es eh nichts mehr zu leugnen. Meine Freundin hat Hausverbot bekommen. Heute kann ich darüber lachen, aber es war nicht lustig. Also ich hatte damals, was heißt Hausverbot, also nicht gleich, aber später schon. Wie sie dann gemerkt hat, dass ich nicht ablasse, also sie hat dann schon versucht, massiven Druck auszuüben. Ja, sie hat schon sehr heftig reagiert. Wir haben dann auch große Auseinandersetzungen gehabt deswegen, obwohl wir die vorher nie hatten, eigentlich. Aber ich habe eben auch nicht eingesehen, dass

ich mir vorschreiben lasse, mit wem ich ins Bett gehe und überhaupt, mit wem ich meine Zeit verbringe, also wirklich nicht.“

In der darauf folgenden Zeit verschlechterte sich das Verhältnis vor allem zur Mutter rapide und Manuela (28) zieht ganz schnell mit ihrer Freundin in eine andere Stadt und bricht den Kontakt zur Familie völlig ab. Über ein halbes Jahr ist „totale Funkstille“. Erst danach gibt es wieder ein paar Telefonate und schließlich auch mal an Ostern oder Weihnachten Besuche. Um das „Streitthema“ wird dabei ein großer Bogen gemacht. Es wird, wie Manuela (28) sagt, „totgeschwiegen“ und „stillschweigend toleriert“. Das was sie als „stillschweigende Toleranz“ formuliert, kann durchaus zweifelhaft erscheinen. Es ist so als hätte die Tochter einen Makel, über den man besser nicht spricht. Manuela (28) beschreibt das Verhältnis zum Vater, die Mutter ist inzwischen gestorben, als ganz gut, ist sich aber sicher, dass ihre Lebensweise nicht akzeptiert oder gar positiv goutiert wird. Von Normalität und gleichberechtigter Akzeptanz der sexuellen Orientierung der Lebensform kann also kaum gesprochen werden.

Eine andere Interviewpartnerin, Heike (34), wird von ihrer Mutter schon früh beobachtet und ausgefragt. Schließlich dementiert sie ihr Interesse an Frauen entschieden als sie direkt darauf angesprochen wird und erzählt die nächsten 2 Jahre überhaupt nichts mehr zu Hause. Vorausgegangen waren einige sehr verletzendende Bemerkungen ihrer Mutter, die ein im Fernsehen gezeigtes, sich küssendes Frauenpaar als „abnormal“ bezeichnet hatte. Nachdem Heike (34) mit den abfälligen Bemerkungen ihrer Mutter konfrontiert war, zieht sie sich zurück und erzählt lediglich den engsten Schulfreundinnen davon, dass sie sich in eine Frau verliebt hat. Die wenigen Freundinnen haben „durchweg positiv reagiert“, andere Klassenkameraden, Jungs oder Lehrer sollten es aber auf keinen Fall erfahren. Auch vor einer guten Freundin, von der sie aber glaubte, dass diese wegen ihrer kirchlichen Erziehung nicht damit umgehen könne, verschweigt sie es lieber.

Etwas anders verläuft es, wenn die Töchter selbst entscheiden können, wann sie wem, etwas von ihrer lesbischen Orientierung sagen wollen. Oft wird über einen längeren Zeitraum hinweg um die Entscheidung gerungen, in welcher Form, Art und Weise das Outing erfolgen soll. Dabei beschäftigen sich die Mädchen/Frauen intensiv mit der Frage, wie die Freunde oder die Familie bestenfalls oder aber schlimmstenfalls reagieren könnten, um so einen Weg zu finden, der die drohende Ablehnung möglichst gering ausfallen lässt. Keine der interviewten Frauen hat während dieser Überlegungen damit gerechnet, dass alle Freunde oder Familienangehörige positiv reagieren und sich freuen würden oder aber mit achselzuckendem Gleichmut reagieren im Sinne „so oder so, was soll’s“. Alle Frauen hatten Bedenken und Befürchtungen und machten sich Sorgen über die bevorstehenden Reaktionen.

Doch selbst wenn die Mädchen/Frauen den Zeitpunkt und die Form ihres Outings selbst bestimmen können, kann es zu krisenhaften Schwierigkeiten für die Mädchen/Frauen kommen.

Freunde werden „eingeweiht“ – Eltern und Familie nicht

Eine meiner Interviewpartnerinnen, Nina (27), entschließt sich, nachdem sie mehrere abfällige Bemerkungen von ihrer Mutter über Lesben gehört hat, ihre Beziehung zu einer Frau geheim zu halten und ihren Eltern nichts zu erzählen. Sie beschreibt diese Zeit in der sie sich mit ihrer Freundin immer verstecken musste als „belastend“ und „ganz grauenhaft“.

„Ja, das war halt die ganze Zeit, es gab halt immer nur Druck und so. Immer wenn ich bei ihr zu Hause war, habe ich mich im Keller versteckt, weil ich halt immer total Angst hatte, dass die Eltern bei mir zu Hause anrufen. [...] Es war absolut total schwierig, halt auch dann mit meiner Freundin, weil sie sagte dann immer: ‘Sag es ihnen doch!’ Und: ‘Geh doch einfach!’ Wo ich dann immer meinte: ‘Das kann ich doch nicht machen, ich muss ja auch wieder nach Hause kommen. Ich bin erst achtzehn und wohne nun mal zu Hause.’“

Nachdem Nina (27) in der folgenden Zeit in der Schule sehr schlecht wurde, schickten die Eltern sie auf ein Internat in ein anderes Bundesland, so dass sie ihre Freundin nur noch am Wochenende sehen konnte. Zu dieser Zeit hatte Nina (27) zwar einige Bekannte aus der Szene, aber sie hatte keine engen Freunde, die sie unterstützt hätten. So sagt sie: „Ich hatte halt überhaupt niemanden, dem ich das alles hätte sagen können.“ Das Verhältnis zu ihren Eltern bleibt auch in der Folgezeit lange Zeit schwierig und sehr angespannt.

Andere Frauen bauen sich im Schutz einer entfernten Großstadt ihr eigenes Leben auf, schaffen sich ein soziales und amicales Netzwerk und wollen, unter Umständen sehr lange mit ihren Eltern und der Familie nicht darüber reden. Ohne dass Elvira (38) beispielsweise, von abfälligen Bemerkungen der Eltern oder sonstigen Ängsten erzählt, hat sie doch offensichtlich so viele Bedenken und Befürchtungen, dass sie ihre Lebensweise sehr lange Zeit geheim hält.

„Ich hatte schwule Freunde, bei denen konnte ich mich ganz gut aussprechen. In der Familie habe ich aber erstmal gar nichts gesagt. Mein Vater ist gestorben vorher, der hat es nie erfahren. Die Mutter hat es lange nicht gewusst, die hat das erst vor 3 oder 4 Jahren [A.d.V.: 15 Jahre später] von mir erfahren. Ich habe halt versucht das zu vertuschen. Wir haben zwar zusammen gelebt in einer Wohnung, aber mei, wir haben es halt niemandem erzählt und auf die Nase gebunden. Ich weiß auch nicht, am Anfang wollte ich einfach nicht mir ihr darüber reden. Ich habe mich nicht getraut, ich war wohl feige.“

Auch ihre Geschwister und die übrige Familie von Elvira (38) sollten und durften keinesfalls wissen, dass sie mit der Frau, mit der sie in einer Wohnung lebt, auch eine Liebesbeziehung hat. Lediglich gegenüber einigen Freundinnen lebt sie offen und erlebt „eigentlich nur positive Reaktionen“. Trotzdem hat sie es aber sonst „schon eher vollständig geheim gehalten, über Jahre eigentlich“.

Freunde und Geschwister werden „eingeweiht“ – die Eltern nicht

Einige der befragten Frauen erzählen neben engen Freunden auch Geschwistern von ihrer Orientierung, ohne allerdings die Eltern „einweihen“ zu wollen. Dies wird damit begründet, dass der Kontakt zu den Eltern sowieso nicht gut ist oder eben überhaupt nicht über privates gesprochen wird. So ist es beispielsweise bei Angelika (37), die bereits 30 Jahre alt war, als sie „wirklich entdeckte, dass sie auf Frauen steht“. Dann allerdings geht sie sehr offensiv und selbstbewusst daran, es in ihrem amicalen und familiären Netzwerk zu veröffentlichen und macht damit auch durchweg positive Erfahrungen. Ihre Eltern allerdings spart sie kategorisch und entschieden aus.

„Also, ich habe keine negativen Erfahrungen gemacht, also, alle, also, meiner Schwester habe ich es, glaube ich, erst nach der Trennung erzählt und da hat sie aber auch irgendwie gesagt, das habe sie sich schon gedacht, also, so auch. Und die Freundinnen waren auch nicht sonderlich überrascht, würde ich mal sagen, also, es war kein Problem, also es hat keine irgendwie schlecht reagiert oder so. Das war schon recht gut. [...] Meine Eltern allerdings, nein, die wissen nichts davon und ich denke auch mal, es geht meine Eltern nichts an. Die haben sich ja eigentlich nie so recht interessiert, also im Grunde wissen sie gar nicht, wie ich lebe und wie es mir wirklich geht und ja, puh, ich meine, ich lüge sie jetzt nicht an und erzähle jetzt, ich hätte einen Freund, ich erzähle ja eigentlich nur von Frauen und entweder sie kommen von selber drauf oder es ergibt sich irgendwann mal, aber sonst.“

Ähnlich wie Angelika (37), erzählt auch Erin (27) ihren Eltern nichts von ihrer Lebensweise. Sie allerdings befürchtet massives Unverständnis und deutliche Ablehnung und deshalb möchte sie auf keinen Fall, dass ihre Eltern jemals davon erfahren.

„Also, kann sein, dass sie durchdrehen und hysterisch werden, also ich glaube mal nicht, dass sie es von Anfang an verstehen oder akzeptieren würden.“

Zudem reagieren ihre Geschwister, bedingt durch die traditionelle türkische Erziehung, wie sie sagt, eher mit „totalem Unverständnis“ und können nicht damit umgehen, was dazu führt, dass Erin (27) zu Hause überhaupt nichts persönliches mehr erzählt und ihr „Privatleben“, wie sie es nennt, „zu Hause völlig“ raus hält. Auch alten Freunden oder etwa Kommilitonen aus ihrem Studium gegenüber ist sie sehr zurückhaltend und beschreibt die Freundschaften als „meistens zu oberflächlich um über so private Dinge zu reden“. Nur ganz engen und wirklich vertrauensvollen Freunden, von denen sie sicher weiß, weil sie zum Beispiel selber schwul sind, dass sie kein Problem damit haben, erzählt sie, dass sie mit Frauen lebt.

I.d.R. werden langjährige enge Freunde am ehesten und schon zu einem Zeitpunkt, an dem die Frauen sich selbst noch gar nicht so sicher sind, eingeweiht. Allerdings nur dann, wenn zumindest überwiegend neutrale oder besser noch positive Reaktionen vermutet werden. Haben die Frauen ob der Reaktion ihrer Freunde Bedenken, vermeiden sie ein Offenlegen ihrer Orientierung. Ebenso werden Geschwister als Vertraute und Ratgeber relativ früh eingeweiht, wenn es eine grundsätzliche positive und verlässliche Beziehung

gibt und eine positive Reaktion vermutet wird. Bei den Eltern dagegen sind die Frauen zurückhaltend und abwartend. Ein Offenlegen wird von den Frauen häufig erst dann in Betracht gezogen, wenn sie sich ziemlich sicher sind, dass „es das jetzt ist“ und sie „auf Frauen stehen“.

Freunde und die Eltern werden „eingeweihet“ – Das Verhältnis zu den Eltern verschlechtert sich allerdings deutlich

Mehrere meiner Interviewpartnerinnen erzählen von ihrem outing bei ihren Eltern, die im ersten Moment „ganz gefasst und tolerant“ reagieren und in den darauf folgenden Wochen schwierige Auseinandersetzung herbeiführen, ihre Töchter zum „ablassen“ drängen, auf ein entferntes Internat schicken oder sogar zum Psychologen um „das Unnormale zu kurieren“. So extrem reagiert beispielsweise auch Simone's Mutter, als sie von ihrer Tochter erzählt bekommt, dass diese sich gerade in eine Frau verliebt hat.

„Und dann war das eigentlich, also meine Mutter war dann auch erst mal sehr ruhig und hat dann gesagt: 'Na, ja, ist ja auch nichts schlimmes.' Und dann habe ich mir schon gedacht: 'Hey super, das läuft wie immer.' Und dann haben wir so ein bisschen geredet und dann war damit eigentlich das Thema erst mal beendet und dann zwei Tage später ist meine Mutter wahnsinnig aggressiv geworden und dann gab es riesen große Auseinandersetzungen, dann kamen also auch von meiner Mutter irgendwelche Vorwürfe, ob ich überhaupt mal daran gedacht hätte, was die Verwandten sagen, was die Nachbarn sagen und dann kam dieser ganze Gesellschaftsklischee-Kram bei ihr in den Vordergrund und dann die Beschuldigung, sie hat nichts falsch gemacht bei meiner Erziehung und hin und her und dann ging es eigentlich ziemlich heiß her. Dann hatte sich die Situation so weit zu hause zugespitzt, dass meine Mutter also dann auch gesagt hat, ich möchte ausziehen, sie erträgt das nicht. Dann habe ich mir halt in kürzester Zeit eine Wohnung gesucht und bis dahin allerdings war das Verhältnis zu hause katastrophal. Wir haben also kaum noch miteinander gesprochen und dann hat meine Mutter halt gesagt, ich sollte überlegen, ob ich nicht zum Psychologen gehen sollte, weil, das wäre ja nicht normal, so was könne man heilen, das ist schließlich krank und dann bin ich halt ausgezogen und habe dann in meiner Wohnung mit meiner Freundin gelebt.“

In der folgenden Zeit lehnt Simone (35) jeden Kontakt mit der Mutter ab, weil die immer wieder fordert, dass sie endlich zum Psychologen gehen soll. Anders als Simone (35)s Mutter reagieren ihr Stiefvater und die übrige Familie. Sowohl Tanten und Onkel als auch ihr Stiefvater unterstützen Simone (35), geben ihr Rückhalt und versuchen, die Mutter zur Änderung ihrer Einstellung zu bewegen. Mit großer Erleichterung stellte Simone (35) fest, dass die ganze Familie „sehr hinter mir gestanden ist und sich meiner sehr angenommen hat“. Schließlich, 12 Monate später, bittet die Mutter, nachdem sie auch viel gelesen und sich mit der übrigen Familie über das Thema auseinander gesetzt hatte, um ein klärendes Gespräch, welches recht gut verläuft. Seit dem, sagt Simone (35), kann sie nach hause bringen, wen sie will und ihre jeweilige Partnerin wird genauso behandelt, „wie jedes andere Familienmitglied auch, da werden kein Unterschiede mehr gemacht“.

Aber nicht nur mit der Ablehnung der Eltern sondern auch mit, von den Eltern unterstellten, gesellschaftlichen Ressentiments werden die Frauen konfrontiert. Wie einige andere Interviewpartnerin auch, erzählt Christina (30) ihren Eltern während der Zeit als sie für eineinhalb Jahre in einer anderen Großstadt lebte, nichts von ihrer Lebensweise, weil sie selber für sich „erst mal klären wollte, was das eigentlich ist“. Auch ihren engen Freundinnen erzählt sie über Jahre nichts. Erst auf das immer stärker werdende, drängende Fragen ihrer Mutter, warum sie denn immer noch keinen Freund habe und ob sie „denn etwa auf Frauen stehe“, gibt sie schließlich zu: „Doch, so ist es:“

„Also, sie war dann im ersten Moment geschockt, dass hat man ihr ganz deutlich angesehen und dann hat sie gesagt, ja, eigentlich hat sie nicht viel dazu gesagt, sondern nur so: ‘ja, aber ich liebe dich trotzdem, du bist meine Tochter.’ Das war so die erste Reaktion und dann kam eine sehr lange Phase von fast einem Jahr, wo sie dann schon dagegen gekämpft hat und auch konkret gesagt hat: ‘Überleg es dir anders, du hast einen ganz anderen gesellschaftlichen Stand, du wirst es irgendwann mal viel schwieriger haben und mit Frauen, dass ist doch nix.’ Sie hat sich eigentlich am Anfang sehr tolerant gegeben und dann aber eigentlich ihre wahren Gefühle raus gelassen, die eigentlich ablehnend waren. Es kam dann auch ein paar mal richtig zu einem Eklat, also wir haben uns richtig gestritten, weil sie das dann auch auf so eine unverschämte Weise rübergebracht hat, wo ich dann einfach gesagt habe: ‘Wenn du dich so benimmst, dann lege ich keinen Wert mehr auf einen Kontakt mit Dir.’“

Christina (30) wird von ihrer Mutter mit einer Menge „böser Vorahnungen“ ihr zukünftiges Leben betreffend konfrontiert. So prophezeit sie ihrer Tochter, dass sie es mal viel schwieriger haben wird und ihr gesellschaftlicher Stand geringer sein wird. Unabhängig davon ob es sich um Vorurteile der Mutter oder tatsächlich zu befürchtende Beeinträchtigungen handelt, allerspätestens jetzt wird die Tochter damit konfrontiert, dass ihre Lebensweise nicht als gleichwertig zu anderen angesehen wird. Es liegt nahe, dass sich nach einer solchen elterlichen Prophezeiung nicht gerade Aufmunterung, Zuversicht oder gar Glücksgefühle im Stil „Oh, wie schön, das es so ist“ einstellen. Vielmehr, wie Christina (30) es ausdrückte, beginnt „man dann schon zu grübeln und denkt sich dann, dass kann ja heiter werden.“

Als besonders kritisch erleben die Frauen es, wenn Eltern oder elternähnliche Bezugspersonen ihre Unterstützung und Anerkennung auf einmal entziehen. So beschreibt Alexandra (34) beispielsweise eindringlich, wie sehr sie darunter gelitten hat und bis heute leidet, dass ihre Lebensweise zu Hause ein Tabu ist und sie in schwierigen Zeiten auch keine Unterstützung bekommt. Vor allem in der Anfangszeit hätte sie sich von ihrer Mutter, aber noch vielmehr von ihrer Oma, vor allem Verständnis erhofft.

„Also, meine Oma, die eigentlich eine sehr, sagen wir mal für ihr Alter, sie ist jetzt 78, die eigentlich eine sehr emanzipiert Frau ist, sehr emanzipiert für die damaligen Verhältnisse gelebt hat, von der ich eigentlich schon Verständnis erwartet hätte, die hat das völlig abgeblockt, das tut sie auch noch heute, also ich brauche mit dem Thema gar nicht kommen, sie ist heilfroh, dass ich mit dem Thema weiter bin, dass ich 700 Kilometer weiter wohne und hat immer noch Angst, dass es irgend jemand mitbekommen könnte, ja, ‘einfach krank’, denkt sie. Und meine Mutter, also wenn ich mit ihr rede,

dann versteht sie das schon und sagt: 'Ja, ja.' Aber letztendlich versteht sie das dann doch nicht, da kommen so Sachen durch wie auch letztes zu Weihnachten wo sie meinte: 'Na ja, du bist ja ein Außenseiter der Gesellschaft.' [...] Sie billigt das nicht, also tief in ihrem Herzen, sie verurteilt das zwar nicht deswegen, aber irgendwo so ganz nachvollziehen kann sie es nicht.“

Die Zuschreibungen „einfach krank“ oder „ein Außenseiter der Gesellschaft zu sein“ machen Alexandra (34) bis heute sehr zu schaffen und die Verletzung und Bitterkeit über diese Reaktion sind im Interview deutlich spürbar.

Bei einer anderen Interviewpartnerin, Miriam (22), führt die heftige Reaktion ihrer Mutter sogar dazu, dass sie erst noch einmal versucht, mit Männern klar zu kommen. Nachdem der Versuch mit Männern zusammen zu sein aber scheitert und sie wieder eine Freundin hat, versucht sie dies vor ihrer Mutter geheim zu halten, lügt ihre Mutter an, streitet alle Beschuldigungen ihrer Mutter ab und es kommt häufig zu heftigen Streitereien. Als ihre Mutter anfängt ihre „Sachen zu durchwühlen“ und ihre Schulfreunde anzu-rufen, und dabei „allen“ „auf die Nase bindet, dass ich was mit Frauen habe“, kommt es zum Eklat, in deren Folge sie Hals über Kopf von zu Hause auszieht und längere Zeit keinen Kontakt zu ihrer Mutter hat. Von den Schulfreunden, die alle von ihrer Mutter informiert wurden, zieht sie sich zurück und bricht fast alle Kontakte ab. Einerseits weil sie das Gefühl hatte, dass jetzt „jeder so was total privates von mir weiß“ und andererseits weil sie befürchtet, dass es „ewig weitererzählt wird und ich dann eh bloß schief angeguckt werde“.

„Ja, eine zeitlang, da war ich dann wirklich ziemlich alleine und hatte kaum jemanden, mit dem ich auch reden konnte. Bis auf eben eine Freundin, die K., die damals aus Frankreich kam und mir erzählte das sie auch was mit einer Frau gehabt hatte, [...]“

Hier erfährt die Interviewte nicht nur eine massive Ablehnung aufgrund ihrer Lebensweise, sondern das amicale Netzwerk wird von der Mutter stark beeinträchtigt, so dass Miriam (22) sich in Folge dessen, beinahe vollständig zurückzieht und dadurch beinahe jede freundschaftliche Unterstützung verliert bzw. aufgibt. Neben der offen ausgesprochenen Ablehnung der Orientierung der Töchter reagieren einige Eltern meiner interviewten Frauen eher mit indirekt ausagierter Missbilligung.

Freunde und die Eltern werden „eingeweihet“ – Das Verhältnis zu den Eltern verschlechtert sich kaum, Nachbarn oder die übrige Familie dürfen es aber auf keinen Fall erfahren

Einige meiner Interviewten erzählen, dass ihre Eltern entweder auffallend „sparsam“ reagieren, das Thema lieber umgehen und vermeiden, dafür aber um so entschiedener darum bitten, dass die Nachbarn oder die übrige Familie „bloß nichts“ davon erfahren. „Lieber nicht davon reden“, ist beispielsweise die Reaktion der Eltern von Maria (31). Sie weiht zuerst ihre beiden Schwestern ein. Die Jüngere war zwar am Anfang „etwas überfordert,

weil sie eben auch nicht genau wusste, ob das nun Recht oder Unrecht ist“, entscheidet sich aber ziemlich bald dafür, dass das was ihre Schwester macht, schließlich per se kein Unrecht sein kann. Alle drei Schwestern beschließen, dass Maria (31) ihren Eltern einen Brief schreiben soll, indem sie von ihrer Freundin erzählt. Ihre Eltern reagieren auf diesen Brief nicht und verwenden bis heute eine „Stillschweige-Taktik“, ohne dass sich das Verhältnis zwischen Maria (31) und ihren Eltern wesentlich verschlechtert hätte. Sie sagt, sie sei mittlerweile zufrieden damit, dass ihre Freundinnen höflich behandelt werden zu Hause und mehr sei „eben nicht drin“.

„Ja, wir reden da nicht drüber. Das ist ihr, dass will sie gar nicht so an sich ran lassen, auch wenn ich jetzt aktiv damit anfangen, findet sie mit Sicherheit einen Weg, das abzubrechen. Mein Gott, ich muss dass auch irgendwann mal akzeptieren, dass passt ihr nicht ganz so das Thema. Sie kann damit nicht umgehen, warum soll ich sie nötigen. Sie lehnt es nicht ab, aber sie hat Schwierigkeiten damit.“

Auch bei Nicole (21) reagieren die Eltern verhalten und bitten eindringlich darum, dass die Familie, vor allem aber auch die Nachbarn nichts davon mitbekommen.

„Ja und sie fanden es jetzt weder schlimm noch sonst was, aber eben dieses: ‘Was sollen die Leute denken’ und so und die Nachbarn und so, weil ich halt auch nicht in einer Stadt wohne, nur 5000 Einwohner hat unser Kaff. Ich sage mal, so ein Bauerndorf irgendwo noch und dann habe ich meinen Eltern halt versprochen: ‘Gut, ich muss das nicht daheim breittreten.’ Und das habe ich dann eigentlich meinen Eltern zuliebe gemacht, dass ich da jetzt mehr oder weniger ungeoutet lebe. [...] Ja gut, sicherlich wäre es ihnen anders herum lieber gewesen, ja klar, ich meine, du hast halt weniger Probleme in der Gesellschaft, sage ich jetzt einfach mal.“

Die Aufforderung der Eltern klingt, als hätte Nicole (21) etwas Schlimmes angestellt und die Nachbarn sollen nicht merken, dass sie vom rechten Weg abgekommen ist, dabei hat sich ihre Tochter lediglich in eine Frau verliebt und sagt von sich, recht glücklich zu sein. Auch sie wird von ihren Eltern zu einer Psychologin geschickt. Die allerdings bestärkt Nicole (21) sehr und wird zu einer wichtigen, sehr unterstützenden Person. Ebenso, wie auch ihre jüngere Schwester und ihre beste Schulfreundin, die beide ohne Abstriche zu ihr halten. Eindringlich formuliert Nicole (21), wie wichtig die Reaktion ihrer besten Freundin, der sie als erste überhaupt davon erzählt und ihrer Schwester für sie war, denn durch das ganze Hin und Her hatte sie zudem auch noch Schulprobleme bekommen und kann sich bis heute nicht vorstellen, wie sie „das alles verkraftet hätte“ ohne diese Hilfen.

Eine andere Interviewpartnerin, Heike (34), die die ersten beiden Jahre während sie schon mit Frauen liiert war, vor ihrer Mutter leugnet lesbisch zu sein, wird, als sie ihrer Mutter davon erzählt, sogar aufgefordert, es dem Vater „um Gottes willen“ nicht zu erzählen.

„Und dann hat sie eigentlich so reagiert, wie es wahrscheinlich 50 oder 80 % von sich sagen können, also dieses: ‘Das habe ich mir schon gedacht.’ Aber auch sehr verständnisvoll, also dieses: ‘Du wirst meine Tochter bleiben.’ Aber eben schon auch einschränkend: ‘Na ja, es könnte ja auch nur so eine Phase sein.’ [...] Sie war da aber schon sehr verständnisvoll, also hat auch nicht irgendwie gedroht, mir ihre Gefühle zu entziehen, was sie allerdings gleichzeitig auch gesagt hat, war: ‘Ja nicht mit dem

Papa darüber reden!’ Weil sie da geahnt hat, dass könnte zu einem Debakel führen. ‘Eine lesbische Tochter’, dass will sie dem Vater nicht antun.“

Auch beim Lesen dieser Passage fällt auf, dass die Mutter scheinbar die Vorstellung „lesbisch = Makel“ im Kopf hat. Warum sonst muss sie versichern, dass Heike (34) ihre Tochter bleibt und warum muss der Vater Jahre vor der Tatsache, dass seine Tochter mit Frauen lebt, „geschützt“ werden? Offensichtlich nur, weil die Mutter die Lebensweise ihrer Tochter nicht als gleichrangig und akzeptabel billigt bzw. Ablehnung von Seiten ihres Mannes fürchtet.

Zusammenfassung

Die Variante „**Freunde, Eltern und die Familie werden „eingeweiht“ ohne das es nennenswerte Besonderheiten oder Schwierigkeiten gab**“, von der vor der Auswertung der Interviews angenommen wurde, dass sie ebenfalls vorkommt, gab es bei den von mir interviewten Frauen nicht. Keine der Interviewten erzählte davon, dass sie sich über die bevorstehende Reaktion von Freunden oder Familienangehörigen keine Sorgen machte. Die Variante, dass sich eine Frau gar sicher war, dass ihre Freunde, ihre Eltern und die Familie ganz selbstverständlich und durchweg positive reagieren, ist in der Interviewreihe ebenfalls nicht vertreten. Bei keiner einzigen Frau entstand der Eindruck, dass die Lebensweise sowohl von den Frauen selbst als auch von ihren Freunden, Eltern und Familienangehörigen als etwas Selbstverständliches, Normales und Positives angesehen wird. Entweder die Frauen selbst fühlen sich „ganz okay“, werden aber mit schwierigen Reaktionen von Freunden, vor allem aber den Eltern oder der Familie konfrontiert oder aber die Frauen tragen sich bereits früh mit Ängsten, Vorurteilen und Bedenken und erleben selbst schon verunsichert, auch noch äußere soziale Ablehnungen durch ihre Freunde und/oder ihre Familie.

Ein auffälliger Unterschied in Bezug auf das Alter der Frauen konnte in Bezug auf die Reaktion von Freunden und der Familie in dieser Stichprobe nicht festgestellt werden. Zwar scheinen sich pathologische Fremdzuschreibungen von Freunden und Familienangehörigen, wie die Äußerung von Alexandras (34) Oma, sie sei krank, dahingehend verändert zu haben, dass eher von elterlichen Befürchtungen in Bezug auf die Reaktion von Nachbarn, o.ä. erzählt wird, aber eine tendenzielle Verringerung der Ablehnung konnte bei den Lebensgeschichten der hier interviewten Frauen nicht festgestellt werden.

Eine nicht unwesentliche Rolle für den weiteren Entwicklungsverlauf der FrauenLesben spielen auch Reaktionen aus dem weiteren sozialen Umfeld bzw. aus dem Arbeitsumfeld.

IV.2.3. Reaktionen im Arbeits- & weiteren sozialen Umfeld

Bei manchen meiner Interviewpartnerinnen führt die erste ablehnende Reaktion von Menschen aus dem weiteren sozialen Umfeld dazu, dass sie sich zunächst von diesem Thema zurückziehen und längere Zeit „abtauchen“. Christina (30) erzählt, dass sie als Teenager die Reaktionen der Schüler ihres Gymnasiums so sehr belastet haben, dass sie die Klasse gewechselt hat und den Kontakt zu ihrer Freundin abrupt und ohne Erklärung abgebrochen hat, damit die Hänseleien aufhören.

„Also, das war dann so, als es so die ersten paar Male so raus kam, also, das Mädchen war in meiner Klasse und es ist dann so ein bisschen durchgesickert allmählich, dass das zwischen uns wohl auch keine normale Freundschaft ist und da wurde dann auch ziemlich viel gehänselt und da hieß es dann immer: ‘Elena liebt Christina und so.’ Und da habe ich unheimlich darunter gelitten und das hat es mir dann auch so ein bisschen verbaut, eine ganze Zeit lang, glaube ich, dass ich da offen darüber sprechen konnte, weil ich unter der Scham, dass ich mich so bloßgestellt gefühlt habe, sehr gelitten habe, da habe ich das dann eigentlich sehr verborgen.“

Die Hänseleien ihrer Mitschüler bewirken, dass sie sich erst nach dem Abitur und dem Wechsel in eine andere Großstadt traut, auszuprobieren, ob ihr „das lesbische Leben, was immer das ist,“ liegt. Erst nachdem sie in der geschützten Anonymität der Großstadt feststellen konnte, „das ist meins“, kann sie vor sich selbst dazu stehen. Der Umgang mit Freunden oder Eltern bleibt allerdings für sie schwierig und kostet sie noch viel Kraft.

Bei einer anderen Interviewpartnerin führen zwei Erlebnisse und die dabei erfahrene Kränkung bzw. offene Ablehnung sogar dazu, dass sie über Jahre hinweg denkt: „Nie-mals, ich doch nicht. Ich bin nicht so eine!“ Als Teenager schwärmt sie für eine Lehrerin und wird, ohne dass sie selbst bereits gedacht hätte, dass sie Lesbischsein könnte, von dieser Lehrerin zur Rede gestellt. Die Lehrerin sagt ihr direkt, dass sie keinesfalls lesbisch sei und Angelika (37) erlebt dies als sehr kränkend.

„Ich habe da überhaupt keine sexuellen Phantasien gehabt und wollte das doch auch gar nicht. Da war ich dann total verstört und habe gedacht: ‘So eine bin ich doch nicht.’“

Anfang Zwanzig passiert ihr noch einmal etwas Ähnliches und in Folge dessen zieht sie sich von dem ganzen Thema absolut zurück.

„Und dann später ist mir noch mal was ganz ähnliches passiert. Da habe ich eine Frau kennen gelernt, eine Dozentin und da war es auch ganz ähnlich. Also die Frau war Alkoholikerin und die hat halt in ihrem Suff auch viele verletzende Dinge gesagt und unter anderem auch ich wäre ihr zu nahe gekommen. [...] Also ich hatte wirklich keinerlei, also ich glaube wirklich nicht, weil ich fand sie jetzt auch nicht sonderlich anziehend, so rein körperlich. Also, ich hatte da keinerlei sexuelle Hintergedanken, aber sie hat dann behauptet, ich wäre ihr zu nahe gekommen. [...] Und hat das dann auch in so einem ganz blöden Ton, in ihrem Suff auch, mir das dann gesagt und sehr verletzend eben. Also im Prinzip das gleiche Erlebnis noch mal, was mir vieles verbaut hat und eben wieder den Effekt hatte, dass ich gesagt habe: ‘Um Gottes Willen, nein, ich doch nicht.’“

Erst Jahre später, als sie bereits 30 Jahre ist, beschäftigt sie sich, ermuntert von einer Fernsehsendung, wieder mit dem Thema und gibt schließlich eine Kontaktanzeige auf, um andere Frauen kennen zu lernen.

In den frühen, die Zeit des Coming out betreffenden Erzählungen überwiegen in Bezug auf das Arbeits- bzw. weitere soziale Umfeld, mit Ausnahme von Angelika (37) und Christina (30) nicht konkrete Erlebnisse. Vielmehr wird von diffusen Befürchtungen und Ängsten vor Repressalien erzählt, wenn Menschen, „die einen nicht einmal kennen, davon erfahren“. Die Auseinandersetzung mit dem unmittelbaren amicalen und familiären Umfeld, steht bei den von mir befragten Frauen in der Zeit des Coming out eindeutig im Vordergrund. Dagegen wird das Finden einer Haltung und Umgangsstrategie mit dem Arbeits- und weiteren sozialen Umfeld erst später, im Verlauf der Lebensgeschichte, stärker zum Thema. Es ist ganz offensichtlich so, dass erst dann, wenn ein gewisses Maß an Klarheit und Sicherheit in Bezug auf das eigene Selbstverständnis, ein gewisses Selbstbewusstsein vorhanden ist und zudem die „Einweihung“ bzw. Auseinandersetzung mit dem amicalen und familiären Netzwerk stattgefunden hat, überhaupt die Frage gestellt wird, wie weit KollegInnen und Vorgesetzte aus dem beruflichen Umfeld oder etwa Menschen aus dem weiteren sozialen Umfeld informiert werden. Alle interviewten Frauen berichten, dass sie die erste Zeit mit sich und Freunden beschäftigt waren und erst sehr viel später, nachdem mit Freunden und Familienangehörigen einiges geklärt war, überhaupt zum ersten Mal daran gedacht haben, wie sie in ihrem beruflichen Umfeld damit umgehen wollen. Auf die Auseinandersetzungen mit dem beruflichen Umfeld, befürchteten Ablehnungen und Diskriminierungen, die in den Lebensgeschichten der Frauen erst zu einem späteren Zeitpunkt relevant werden, wird daher erst in Kapitel IV. 3. 2. 4. bzw. IV. 3. 3. 4. eingegangen.

IV.2.4. Kontakt in die Szene

Unterschiedlich gestalten die Frauen meiner Interviewreihe ihren ersten Kontakt mit anderen lesbischen Frauen. Oft taucht der Wunsch, andere Frauen kennen zu lernen, dann auf, wenn es eine erste und gleichzeitig unsichere Selbstgewissheit „ich könnte auf Frauen stehen“ gibt. Der Kontakt wird dann zu einer wichtigen Möglichkeit, um für sich selber Erkenntnisse, Erfahrungen und Gewissheit über die eigenen Vorlieben zu erlangen. Die regionale Umgebung, die Zugangsmöglichkeiten, die Präsenz und Häufigkeit lesbischer Veranstaltungen und Kontaktmöglichkeiten spielen für den weiteren Entwicklungsverlauf eine große Rolle.

Gezielt Kontakt zu lesbischen Frauen gesucht und diesen überwiegend positiv erlebt

Einige der von mir interviewten Frauen suchten die ersten Kontakte zu lesbischen Frauen und in die Szene, lange bevor sie sich selbst klar darüber waren, ob sie sich vielleicht für Frauen interessieren könnten und lange bevor sie erste Erfahrungen machten oder eine Freundin hatten. Erin (27) beispielsweise verliebt sich bei einem Türkeiurlaub nach ihrem Abitur in ein Mädchen, ohne dass sie etwas unternommen hätte, das Mädchen hat auch nichts davon mitbekommen. Nach diesem Urlaub denkt sie erst einmal, „na ja, vielleicht war es das ja doch nicht, warte mal ab.“ Als sie kurze Zeit später in der Klasse ihrer Massageausbildung zwei Lesben kennen lernt, die sie sehr interessant und nett findet und mit denen sie viel ausgegangen ist, merkt sie ziemlich schnell und lange bevor sie ihre erste Freundin kennen lernt: „Das ist meine Welt!“

„Ja, die ersten, wie gesagt, da haben wir uns in der Schule kennen gelernt und die haben mich dann auch mitgenommen zu irgendwelchen Festen oder so und da habe ich dann natürlich auch andere kennen gelernt, wo sich auch so eine Art Freundschaft entwickelt haben, wo sich das dann ausgeweitet hat, dass man auch einfach mal ins Café geht. Ja und Disco oder eben privat, die die man schon kennt, dass zieht einfach irgendwann Kreise, mei und viele Bekanntschaften ergeben sich dann auch zufällig.“

Eine andere Interviewpartnerin, Nina (27), recherchierte schon mit 16 und nachdem sie zum ersten Mal in ein Mädchen verliebt war, wo in der Großstadt man so hingehen könnte, traute sich aber lange nicht in eine Frauendisco hinein. Obwohl sie auch beim Lesben-Info-Telefon anrief und die Frau am Telefon sehr nett fand, dauert es einige Monate, ehe sie sich mit 17 zum ersten Mal „reintraut“.

„Und als ich dann endlich drin war, da waren die dann aber alle überraschend schön, weil ich mir ja auch immer dachte, Lesben wären alle ganz furchtbar hässlich und die hatten auch nicht alle Birkenstocks an. [...] Und dann habe ich halt natürlich, ich stand ja da schon ein paar Monate rum und habe so geguckt, also was schon sehr spannend war. Ich fand das also schon sehr aufregend, weil das halt auch sehr unterschiedliche Typen waren, von den Frauen, ja, teilweise unheimlich schöne Frauen. [...] Damals fand ich das super klasse da und das Beobachten, dass war mir am Anfang halt immer am Wichtigsten.“

Von da an geht Nina (27) sehr viel und regelmäßig aus und lernt schließlich ihre erste Freundin kennen.

Gezielt Kontakt zu lesbischen Frauen gesucht und diesen ambivalent erlebt

Einige meiner Interviewpartnerinnen, die ebenfalls sehr früh und lange bevor sie sich über ihre Interessen sicher waren, in die Szene gegangen sind, haben den Kontakt zu anderen lesbischen Frauen nicht nur positiv sondern zum Teil sehr ambivalent erlebt. Jeanette beispielsweise wird von einer Kollegin, ohne recht zu wissen, in was für eine Disco

sie gehen, in eine Frauendisco mitgenommen. Obwohl ihre ersten Erlebnisse sehr zwiespältig waren, überwiegt schließlich das Interesse und sie geht von da an regelmäßig in der Szene aus.

„Es war komisch. Es war ganz, ganz eigenartig. Ich bin eigentlich auch da ganz, also mehr durch einen Zufall, durch eine Freundin reingerutscht. [...] Und da war ich dann am Anfang schon erst mal ziemlich perplex, weil ich damit überhaupt nicht, also ich wollte es, dass ich immer gesagt habe: 'Hey, so was gibt es.' Und in dem Moment, wo ich drin war, habe ich gedacht: 'Das darf doch wohl alles nicht war sein.' Ich habe mich also überhaupt nicht getraut, mich auch nur ein Stück zu bewegen in diesem Laden, weil ich mir immer dachte: 'Dass gibt es doch nicht.' Und war immer hin und her gerissen zwischen 'eigentlich möchte ich gehen' und 'eigentlich möchte ich bleiben'. Es war, also bei manchen habe ich mich arg erschrocken, weil, die waren mir einfach zu maskulin, weil ich das einfach nicht unterscheiden konnte, ob es Frauen oder Männer waren, da war ich verwirrt gewesen. Ja, teilweise das Gehabe, was da drin abgelaufen ist, dass war für mich auch fremd, da konnte ich also auch nichts damit anfangen. Ich habe immer das Gefühl gehabt, die laufen alle irgendwo mit einer Maske rum und trotzdem war es eben auch sehr interessant.“

Einer anderen Interviewpartnerin, Christina (30), verhalten erst die räumliche Distanz zu ihren Eltern und die Studienmöglichkeit in einer Großstadt zu dem Freiraum, den sie brauchte, damit sie mit 19 Kontakt zur Frauenszene aufnehmen konnte.

„Da war das für mich so, das platzte da auch so richtig aus mir heraus. Vorher, da hatte ich das überhaupt nicht, aber dann, als ich von meinen Eltern und dem ganzen Umfeld befreit war, da habe ich dann eigentlich auch sehr schnell Kontakt bekommen. [...] Also, wie soll ich sagen, mir ging es eigentlich nicht sehr gut dabei. Ich konnte mich eigentlich auch nicht sehr öffnen, war da sehr verschlossen im Grunde genommen und wollte immer auch sehr cool rüberkommen und ich konnte auch zu meinen Gefühlen nicht sehr gut stehen, im Grunde genommen. Also, ich habe mit den Frauen schon, also, wie sie sich mir gegenüber verhalten haben, keine schlechten Erfahrungen gemacht, aber irgendwie eher so mit meinem Verhalten. Ich war da sehr, also ich habe da, auch wenn ich schon längst wusste, das ist jetzt so, habe ich meine Gefühle sehr lange unterdrückt, eigentlich. Ich habe mir dann auch immer, also die ersten Freundinnen, die ich hatte, das waren auch immer Frauen in die ich nicht verliebt war, also, das waren immer Frauen zu denen ich eine große Distanz hatte. Ich hatte dann auch so Angst vor Nähe, lange Zeit eigentlich. Also, ich habe mich eigentlich mit 23 dann das erste Mal so richtig auf eine Frau eingelassen, in die ich dann auch wirklich verliebt war.“

Nach den ersten Erfahrungen, von Klassenkameraden gehänselt zu werden und den abwertenden Bemerkungen über lesbische Frauen von ihrer Mutter, dauert es eine geraume Zeit, in der Christina (30) sehr zurückgenommen mit ihrer Vorliebe für Frauen umgeht. Sie erlebt ihren Kontakt zu anderen lesbischen Frauen sehr ambivalent und braucht einige Jahre, ehe sie sich auf die Nähe zu Frauen einlassen kann.

Bei meiner ältesten Interviewpartnerin, Elvira (38), ist die Bedeutung des Vorhandenseins lesbischer Veranstaltungen ebenfalls deutlich heraus zu hören. Sie geht ziemlich schnell mit ihrer ersten Freundin aus, allerdings gab es in der Großstadt Ende der Siebziger „gerade mal ein winziges Lokal. Alles andere ist ja erst später entstanden.“

„Ja und dieses eine Lokal, das war grauenhaft. Dieses P. fand ich dermaßen abgestürzt, dass es so etwas überhaupt gibt und mich hat das schockiert, dass die meisten Lesben da entweder getrunken haben oder sich auch überhaupt nicht irgendwie schön angezogen haben oder sonst wie etwas, das war für mich irgendwie so schmutzig, die Szene. Einzelne Frauen nicht, die ich dann so kennen gelernt habe, aber an sich die Szene, hat mich schon ziemlich abgestoßen, das war nicht so mein Ding damals.“

Immer wieder vergleicht Elvira (38) die Szeneangebote der siebziger Jahre mit denen von heute und stellt fest, dass es allein aufgrund der vielfältigeren Angebote „heute viel einfacher“ für junge Frauen ist, als damals. Immer wieder sagt sie, dass es für sie damals leichter gewesen wäre, wenn es nicht nur dieses eine Lokal gegeben hätte.

Lange keinen gezielten Kontakt zu lesbischen Frauen gesucht und/oder gefunden

Einige Frauen erzählen, so wie Heike (34), dass sie sich zuerst über ihre Vorliebe für Frauen bewusst wurden und sich in eine Frau verliebt haben und erst während bzw. am Ende der ersten Beziehung überhaupt nach Kontakt zu anderen Frauen gesucht haben. Dafür verantwortlich war unter anderem auch die Tatsache, dass es in der Kleinstadt, in der sie damals lebte, keinerlei Möglichkeiten gab. Auch hier verhalf erst die Möglichkeit zum Studieren und in eine Großstadt zu ziehen dazu, Kontakt zu anderen lesbischen Frauen zu finden.

„Wir waren zusammen und fühlten uns als alleiniges Lesbenpaar an der Schule und waren auch, was jetzt andere Lesben anbelangt, sehr isoliert, da gab es auch einfach nicht viel. Es gab zwar irgendwelche Frauengruppen in der nächsten Stadt, aber dass wir jetzt auf andere Lesben gestoßen wären, das war nicht so, das kam erst viel später.“

Bei einer anderen Interviewpartnerin, Maria (31), die auf einem Dorf aufgewachsen ist, gab es in der Kleinstadt, in der sie studierte, ebenfalls keine Möglichkeiten, andere Frauen kennen zu lernen. Nachdem sie, wie sie von sich sagt, auch recht verschlossen war, hat sie Kontakt in die Szene erst Jahre später, nach dem Wechsel in eine Großstadt gehabt.

„Also, es gab da niemanden, zumindest nicht offensichtlich. Ich bin jetzt auch nicht so nach außen getreten, irgendwie. Ich war jetzt auch da nicht so offen nach außen. Das hat sich dann erst später so zufällig ergeben.“

IV.2.5. Zusammenfassung

Anhand der Lebensgeschichten meiner Interviewpartnerinnen wird deutlich, dass es zahlreiche Unterschiede, aber auch einige übergreifende Elemente und Übereinstimmungen in den Erlebnissen der Frauen gibt. Deutlich geworden ist, dass es eine erste Phase der Wahrnehmung eines diffusen „irgendwas ist anders“ gibt, in folge dessen die Frauen für sich zu klären versuchen was „es“, dieses andere, ist. Diese Versuche, sich Klarheit zu verschaffen und sich mit sich selbst auszukennen, verlaufen denkbar unterschiedlich, je nach dem, welche inneren und äußeren Ressourcen den Frauen zu Verfügung stehen und wie konkret und manifest der Klärungswille oder aber der äußere Klärungsdruck ist. Die Bandbreite reicht hier von: ganz für sich alleine beobachten was kommt, über: recherchieren und Informationen sammeln, bis: zum Kontakt suchen, um im Kontakt herauszufinden, woran man mit sich ist.

In dieser Phase zeichnet sich ein tendenzieller Unterschied zwischen den jüngeren und älteren Interviewpartnerinnen ab. Während die ersten Wahrnehmungen der Älteren sehr häufig unmittelbar mit Ängsten und Bedenken verbunden sind, erzählen die Jüngeren davon, dass sie sich erstmal keine Gedanken und Sorgen gemacht hätten. Bei den jüngeren Frauen setzen Bedenken und Ängste erst mit der Frage ein, welche Freunde und Familienangehörige in welcher Art und Weise informiert werden könnten und wie wohl die Reaktionen sein werden. Sobald jedoch die ganz persönliche Klärung „ich könnte (vielleicht) auf Frauen stehen“ soweit vollzogen ist, dass es eine begriffliche Aneignung und Selbstetikettierung im Sinne „ja, ich interessiere mich für Frauen“ o.ä. gibt, müssen sich die Frauen entscheiden, wann und in welcher Form Freunde und die Familie, das soziale Umfeld, davon erfahren oder aber keinesfalls erfahren sollen.

Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass die sprachlichen Formen der Selbstetikettierung, welche in den Erzählungen dieses Zeitabschnittes verwendet werden, nahezu ausschließlich in der aktiven Verlaufsform, z.B. „ich interessiere mich für Frauen“, „ich stehe auf Frauen“, stattfinden. Bei den älteren Interviewpartnerinnen kommt häufiger eine Bezugnahme zur Heterosexualität, z.B. „Ich interessierte mich nicht für Männer.“ oder „Ich konnte mit Männern nicht so“, vor. Jüngere Frauen dagegen grenzen sich häufig nicht im negativen Sinne (nicht heterosexuell) ab, sondern benennen primär ihr Interesse an Frauen. Des Weiteren fällt auf, dass unabhängig vom Alter der Interviewten, keine Selbstetikettierung in Form von fixen Zustandbeschreibungen, z.B. „Ich bin lesbisch.“ oder „Ich bin homosexuell.“, stattfindet. Diese Tatsache könnte entweder ein Hinweis darauf sein, dass diese Formen der Selbstetikettierung, die möglicherweise doch deutlich mit der Orientierung an sozialen Praktiken und kulturellen Codes der lesbischen Community verbunden sind, erst zu einem späteren Zeitpunkt, im weiteren Lebensverlauf, übernommen werden. Denkbar ist aber auch, dass sich die postmodernen Selbstetikettierungen grundlegend zugunsten temporärer Verlaufsformen („heute interessiere ich mich dafür“, statt, „ich bin XY“) verändert haben.

Bei allen meinen Interviewpartnerinnen gab es sofort nach der ersten Selbstvergewisserung und Selbstetikettierung eine Phase der Entscheidung, welche Personen involviert werden. Bei manchen wurden nur enge Freunde eingeweiht, bei manchen Freunde und Eltern und manche, vor allem die älteren Frauen, entschieden sich aber auch dafür, vorerst niemandem davon zu erzählen. Auch wenn diese Phase Wochen und Monate dauern kann, scheint sie doch als erstes Einrichten in einer bestimmten Lebensweise, deutlich abgrenzbar zu sein.¹⁸⁰ Dieses erste Einrichten ist scheinbar eine außerordentliche Kraftanstrengung, denn ausnahmslos alle Frauen erzählen unabhängig von ihrem Alter, entweder von innerlichen Kämpfen oder von Auseinandersetzungen mit Eltern und in dessen Folge von einer massiven Verschlechterung der Beziehungen. Viele meiner Interviewpartnerinnen erzählen, dass sie diese Zeit als schwierig, krisenhaft und sehr anstrengend erlebt haben. Wie Nina (27) sagt:

„Also mir selbst, also so seelisch ging es mir wirklich ziemlich gut, aber das drum herum war also wirklich ganz grauenhaft.“

Keine meiner Interviewpartnerinnen erzählte davon, dass ihr Verhältnis zu den Eltern während ihres Coming out gleich geblieben wäre. Es hat sich immer deutlich verschlechtert. Unterschiedlich ist allein die Dauer der Verschlechterung. Einige Frauen unterscheiden ihre Probleme mit den Eltern ganz klar von „den normalen Schwierigkeiten während der Pubertät“. Und der Vollständigkeit halber: Keine der Frauen erzählte, dass ihr Verhältnis zu den Eltern während ihres Coming out besser geworden sei, etwa, weil die Eltern ihren Töchtern besonders den „Rücken stärken“ wollten. Die Möglichkeit lesbische Veranstaltungen und Treffs zu besuchen und Kontakt zu Frauen zu finden, beeinflussen Dauer und Verlauf der Selbsterkundung und -vergewisserung. Frauen, die auf ein breites Szeneangebot zurückgreifen konnten, beschreiben, wie wichtig es ihnen war, andere Frauen beobachten zu können, sich einen Kreis von Bekannten aufbauen zu können und einige oder viele Kontakte zu haben. Ganz oft begann die Entwicklung einer Gewissheit über die eigene Vorliebe für Frauen erst dann, wenn aufgrund des Wechsels in eine Großstadt der Zugang zur Szene und damit ein Erkunden und Explorieren überhaupt möglich war.

Mit diesen empirischen Erkenntnissen lässt sich nun auch eine definitorische Klärung zum Begriff des Coming out vornehmen, die am Anfang des Kapitels aufgeschoben wurde.

¹⁸⁰ Vgl. dazu die folgenden Ausführungen zum Becoming out.

Ganz allgemein kann Coming out als die Phase im Leben eines Menschen, bezeichnet werden, in der

- die Vorliebe für die eigene sexuelle Orientierung erahnt wird,
- in der die Menschen ihre sexuelle Orientierung in ganz unterschiedlicher Art und Intensität explorieren,
- dieser erahnten sexuellen Orientierung schließlich ein (vorläufiger) Name gegeben wird, d.h. eine erste Selbstetikettierung und Zuschreibung im Sinne „ich interessiere mich für XY“ stattfindet, unabhängig davon, ob es sich dabei um ein heterosexuelles oder bisexuelles, lesbisches oder schwules, transsexuelles oder anderssexuelles Interesse handelt und auch unabhängig unter Zuhilfenahme welcher Ressourcen dies geschieht,
- und sich im Austausch mit ihrer näheren und weiteren Umwelt mit ihrer sexuellen Orientierung ihnen nahe stehenden Personen zu erkennen geben und beginnen, sich in der momentan präferierten Lebensweise einrichten.

Der Verlauf des Coming out ist insofern unterschiedlich, je nach dem, auf wie viel Unterstützung, soziale Anerkennung oder Ablehnung die Frauen in ihrer näheren und weiteren Umwelt treffen. Während jungen Menschen das Bekenntnis zu ihrer heterosexuellen Orientierung relativ leicht fällt (Insofern postmoderne Lebensbedingungen prinzipiell als leicht bezeichnet werden können), weil sie der mehrheitlichen und unhinterfragten Vorannahme entspricht, ist ein Bekenntnis in Abweichung zur heterosexuellen Vorannahme ein immer noch schwieriges Unterfangen. Zwar wirkt sich das Vorhandensein zahlreicher subkultureller Angebote positiv auf den Verlauf aus, aber die ablehnenden Reaktionen von vor allem Familienangehörigen führen zu krisenhaften Auseinandersetzungen, welche die Einzelne stark in Bedrängnis bringen kann. An dieser Stelle lässt sich dazu auch festhalten: Solange es einen Unterschied macht, ob Jugendliche sich zu einer (vorläufigen oder dauerhafteren) heterosexuellen oder homosexuellen Orientierung in ihrem Coming out bekennen, solange muss davon ausgegangen werden, dass beide Lebensformen nicht gleichwertig nebeneinander existieren und dass es fehlende soziale Anerkennungs- und Achtungsformen gegenüber der homosexuellen, lesbischen, schwulen oder transgender Lebensweise gibt. Erst wenn die Information der Tochter, sie habe sich in eine Frau verliebt, keinerlei andere Reaktion bei Eltern, Familienangehörigen oder Bekannten hervorruft, wie die: „Ich habe mich in einen Mann verliebt.“, dann hat sich die gleichgeschlechtliche Orientierung als gleichwertige alternative Lebensform etabliert. Dies, so legen die Ergebnisse dieser Befragung nahe, ist allerdings (noch) nicht der Fall.

Der am Anfang dieses Kapitels von M. Dannecker zitierten These, dass sich an den Coming-out-Geschichten seit zwanzig Jahren kaum etwas verändert habe, kann den-

noch aus Sicht der Autorin nicht ganz zugestimmt werden. Die Ergebnisse dieser Stichprobe legen den Eindruck nahe, dass die Zeit des ersten Erkennens eines Interesses für Frauen heute weniger angstbesetzt ist als früher, dass es einen besseren und leichteren Zugang zu Informationen und auch direkten Vorbildern gibt und dass ein Interesse für Frauen durch zahlreiche Kontaktmöglichkeiten sehr viel früher als mögliche alternative Lebensform exploriert werden kann. Die Reaktionen von Freunden sind deutlich weniger ablehnend als die der Familie. In einem Punkt gibt es allerdings eine Übereinstimmung zur These Danneckers: Die Geschichten der Ablehnung und krisenhafter Auseinandersetzungen mit Eltern und Familienangehörigen unterscheiden sich kaum von früheren. Sie sind nach wie vor geprägt von Ablehnung, Kränkung, Ignoranz sowie elterlichen Ängsten und Befürchtungen.

Zusammenfassend lässt sich also feststellen, dass die Akzeptanz oder aber Ablehnung aus dem näheren und weiteren Umfeld der Frauen einen zentralen und wesentlichen Einfluss auf den Verlauf ihres Coming out haben. Im Vergleich der Aussagen der älteren und jüngeren Interviewpartnerinnen dieser Stichprobe entsteht insgesamt der Eindruck, dass der Zeitraum, über den sich das erste Bekenntnis zur sexuellen Orientierung/Lebensweise, erstreckt, deutlich kürzer wird als früher und insgesamt weniger krisenhaft verläuft. Zwar sind die Reaktionen der Eltern immer noch in hohem Masse ablehnend, aber die Unterstützung durch Freunden, Bekannten und den einfacheren Zugang zur Community wirkt sich positiv aus.

Die Auswirkungen erlebter sozialer Anerkennung oder Ablehnung auf die Entwicklung eines Selbstverständnis und die Selbstdefinitionen der Frauen wird im Kapitel VI. dieser Arbeit mit dem Titel: „... & was ist der Preis?“ eingehender beschrieben.

IV.3. Selbstverständlich lesbisch! – Becoming out¹⁸¹

Bisher konnte gezeigt werden, dass es bei den Frauen meiner Interviewreihe eine Zeit des Coming out gab, in der die Frauen wahrgenommen haben, dass sie sich für Frauen interessieren könnten und in der sie sich Gewissheit darüber verschafften. In der Regel verläuft parallel zu diesem Prozess der Selbsterkundung und -klärung ein Prozess, enge Freunde und/oder Eltern und Familie ganz oder teilweise einzuweihen. Die These der

¹⁸¹ Nach Kenntnis der Autorin wird der Begriff „becoming out“ von M. Blasius in Anlehnung an Foucaults Forderung „we must therefore insist on becoming gay, rather than persist in defining ourselves as such“ in den wissenschaftlichen Diskurs eingeführt. Vgl. dazu M. Blasius: *An Ethos of Lesbian and Gay Existence*. In: *Political Theory* 20/4 1992, S. 655 ff. sowie S. Hark: *Deviant Subjekte*. S. 174.

Eine genaue inhaltliche Klärung des Begriffes, wie er von der Autorin verwendet wird, folgt in diesem Kapitel.

folgenden Ausführung ist, dass auf die Zeit des Coming out eine zweite, diesmal lebenslang andauernde Phase folgt, die als Becoming out bezeichnet werden soll, ein Begriff, der im Verlauf dieses Kapitels genauer beschrieben und deren Definitive Abgrenzung im folgenden entwickelt werden soll. Im Zentrum dieser zweiten Phase steht offenbar die Entwicklung, Anpassung und Verwirklichung eines individuellen Selbst- und Lebenskonzeptes.

Im Sinne Foucaults, der die praktische Schaffung eines Selbst thematisiert, worin eingeschlossen ist, dass man an einem konkreten Aspekt dieses Selbst arbeitet, indem man sowohl externe Quellen von Autorität als Leitlinie für diese Arbeit an sich selbst nutzt, als auch spezifische Techniken und objektive Praktiken, durch die man sich selbst formt und für andere sichtbar macht, könnte die Gestaltung eines lesbischen Selbstkonzeptes verstanden werden.¹⁸² Sie soll im Folgenden als Becoming out bezeichnet werden. Trotz der Betonung darauf, dass die Formung eines Selbst in ein Netz von Beziehungen, welche die lesbische Kultur formen und gleichermaßen zur Formung heranziehen, keinen Endpunkt hat, scheint der Ausgangspunkt dieser Formung doch sehr verschieden zu sein. Anders jedoch als M. Blasius oder S. Hark hält die Autorin es für empirisch möglicherweise nicht zutreffend und daher wenig hilfreich, Coming out und Becoming out gleichzusetzen.

In den folgenden Ausführungen soll der Vermutung anhand der empirischen Befunde nachgegangen werden, dass es zwischen beiden Phasen deutliche Unterschiede gibt, die eine Abgrenzung sinnvoll erscheinen lassen. Entstanden ist diese Vermutung, weil der Autorin im Prozess der Sichtung und Auswertung des Interviewmaterials immer wieder aufgefallen ist, dass die interviewten Frauen in ihren Erzählungen auffällig oft Formulierungen verwenden wie „damals, als ich zum ersten Mal ...“, „damals, während meines Coming out“ sowie „später, als ich auch einiges in Frage gestellt habe ...“ oder „dann, im Laufe der Zeit ...“. Oft grenzen die Frauen dabei zwei unterschiedliche Episoden oder Phasen deutlich voneinander ab.

Die Unterschiede zwischen Coming out und Becoming out, so die vorläufige Hypothese der Autorin, ist in den Differenzen von Ausgangspunkt und Zielsetzung zu suchen sowie in der unterschiedlichen Bedeutung von Anerkennung oder Ablehnung des amicalen, subkulturellen und familiären Netzwerkes:

1. **Ziel des Coming out** ist die erstmalige Klärung und Exploration der eigenen Interessen sowie ein erstes Bekenntnis zu einer sexuellen Orientierung. Ausgangspunkt sind erste Selbstwahrnehmungen zu den eigenen potentiellen Vorlieben, welche im weiteren Verlauf erkundet und exploriert werden und schließlich zu einem Selbst-

¹⁸² Vgl. dazu auch M. Blasius: An Ethos of Lesbian and Gay Existence. In: Political Theory 20/4 1992, S. 655 ff.

und Fremdbekenntnis führen, unabhängig davon welche Form der Selbstetikettierung verwendet wird.

2. Dagegen ist das **Ziel des Becoming out** ein persönliches Selbst- und Lebenskonzept zu entwickeln und zu verwirklichen, sich in seiner jeweiligen ganz persönlichen Art z.B. „lesbisch zu leben“ einzurichten. Dies bedeutet die eigene Lebensweise auszugestalten und ein subjektiv stimmiges Verhältnis zum amicalen, subkulturellen, beruflichen und weiteren sozialen Umfeld zu finden. Zwar findet auch im Becoming out eine laufende und fortwährende Klärung und Exploration der eigenen Interessen sowie ein Bekenntnisses zu einer sexuellen Orientierung statt, allerdings ist hier der Ausgangspunkt eine bereits vorhandene Verortung, die entweder differenziert, verworfen oder aber bestätigt wird. Die Auseinandersetzung mit den sozialen Praktiken und kulturellen Codes führt zudem zu einer Selbstetikettierung in Abhängigkeit vom eigenen lebenszeitlich bedingten, gereiften Selbstverständnis und dem sich emanzipierenden Verhältnis zur Subkultur.

Kurz gesagt:

Coming out ist der Anfang (die erstmalige soziale Verortung in Bezug auf die sexuelle Orientierung/Lebensweise), während Becoming out die lebenslange Fortsetzung ist (die fortwährende Exploration, Überprüfung und Modifizierung dieser Verortung).

Diese Hypothese zieht die Vermutung nach sich, dass die Erfahrungen des Anfangs prägenden Einfluss auf den weiteren Verlauf und die Lebensgestaltung der Frauen haben. Die Auswirkungen sozialer Anerkennung oder aber Ablehnung könnten demnach gravierende Spuren hinterlassen, die sich in den Selbst und Lebenskonzepten der Frauen wieder finden lassen. Beide Hypothesen sollen in den nachstehenden Ausführungen überprüft werden.

IV.3.1 Was nach dem Coming Out kommt

Die meisten meiner Interviewpartnerinnen erzählen davon, dass sie viele Ideen und Verhaltensweisen erst später entwickelt haben und dass sich einiges an ihren Ansichten oder ihrem Verhältnis zur Subkultur deutlich verändert hat. Sie haben in der Zeit nach ihrem Coming out eine erste vorläufige Verortung entwickelt, die sie dann zu einem Selbst- und Lebenskonzept ausbauen und im Laufe ihres Lebens zu verwirklichen suchen, einzelne Elemente gegebenenfalls anpassen, modifizieren oder verwerfen. Dabei berichten die Frauen, dass es für sie eine zentrale Frage ist, immer wieder zu überlegen, wie offen vor allem im beruflichen und im weiteren sozialen Umfeld sie leben möchten. Diese Frage

zieht sich scheinbar wie ein roter Faden durch die weitere Lebensgeschichte der Frauen. Besonders deutlich wird dies in der Schilderung meiner ältesten Interviewpartnerin. Elvira (38) beschreibt die Entwicklung ihrer Haltung und Strategie im Umgang mit FreundInnen und ArbeitskollegInnen als langwierigen und teilweise auch sehr anstrengenden Prozess. Die ersten Jahre, Anfang der Achtziger, hat Ruht mit ihrer Freundin zusammengewohnt, ohne dass Eltern, Familie oder Arbeitskollegen davon erfahren durften. Vor allem im beruflichen Umfeld, hat sie oft „Geschichten“ erfunden, weil sie sich nicht getraut hat zu sagen, dass sie mit einer Frau zusammenlebt. Es dauert über 15 Jahre, bis sie mit ihrer Mutter über ihre Lebensweise spricht. Ihre drei Geschwister wissen es bis heute nicht, weil sie hier die größten Ablehnungen befürchtet.

„Ich werde es ihnen sagen, also, ich habe mir das jetzt vorgenommen, irgendwann. Ich weiß noch nicht wann, der Zeitpunkt muss reif sein. Also, mein einer Schwager, der Diplom Psychologe ist, der auch eine eigene Praxis hat, also, sehr prominent angesiedelt, also, der ist so ein ganz konservativer Mensch, ich glaube der erklärt mich für verrückt und hat Angst, dass sein Sohn das vielleicht in die Gene bekommen hat. Es wird sehr schwierig, auf alle Fälle.“

Im Laufe der letzten 20 Jahre hat sich Elvira (38), wie sie sagt, „deutlich verändert“, ist viel „freier und selbstbewusster“ geworden.

„Inzwischen habe ich mich halt langsam so entwickelt, dass ich immer freier werde. [...] Also bei mir in der Arbeit, also es ist bekannt, das wissen die und da wird auch sehr gut damit umgegangen und ich merke halt auch einfach, mir wird es immer wurschtiger, was andere Leute denken. Ich lebe mein Leben, ich bringe niemanden um und ich lüge niemanden an. Also ich bin eigentlich ein ganz ehrlicher, offener Mensch, der niemandem was böses will und ich tue ja auch nichts Böses, also insofern brauche ich mir deswegen keine Gedanken zu machen. Und wer mich nicht akzeptiert, der hat halt Pech gehabt.“

In dieser Äußerung und der Wortwahl von Elvira (38), wird ihr Ringen um eine positive Konnotation ihrer Lebensweise deutlich. Sie tut „nichts Böses“, ihre Art zu Leben, so ist sie heute überzeugt, ist nichts Unrechtes oder Schlechtes. Diese selbstbewusste und positive Haltung musste sie sich allerdings erst über einen langen Zeitraum erarbeiten. Es ist anzunehmen, dass sie früher sehr wohl negativere Zuschreibungen im Kopf hatte, die auch dazu führten, dass sie ihre Lebensweise früher keinesfalls offen zeigen wollte. Ihr beruflicher Weg als Freiberuflerin selbständig zu sein und mittlerweile nur noch an Stellen zu arbeiten, bei denen sie vollkommen out sein kann hat ihrer Ansicht nach sehr viel mit ihrer persönlichen Emanzipation gegenüber äußerlichen und teilweise auch verinnerlichten Homophobien zu tun.

„Ich halte es nicht mehr aus, mit so intoleranten Leuten zusammenzuarbeiten und die acht Stunden um mich zu haben, das möchte ich einfach nicht mehr. Das, denke ich, hat schon viel damit zu tun. Ich fühle mich jetzt relativ frei und kann machen und sagen, was ich will. Ich bin irgendwo, merke ich, auch ehrlicher und offener geworden.“

Ihren persönlichen Entwicklungsprozess in den letzten zwanzig Jahren, stellt Elvira (38) aber auch ganz klar in einen Zusammenhang mit gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen hin zu mehr Toleranz gegenüber gleichgeschlechtlichen Lebensweisen und vor allem mit der deutlichen Verbesserung der lesbisch-schwulen Infrastruktur.

„Wobei ich mir auch denke, das ist jetzt ja eine vollkommen andere Situation als früher. Das klingt jetzt zwar als wäre ich eine alte Oma, aber es ist tatsächlich so, denn damals 1978 oder 1977, da gab es hier genau zwei Lesbenlokale, das eine existiert heute noch und das andere, ein ganz kleines Lokal, wo maximal 25 Frauen reinpassten. Es war wirklich eine andere Situation, auch gesellschaftlich. Heutzutage gibt es Frauenfeste, Zeitschriften für Schwule und Lesben, die wunderbar florieren und sogar von großen Firmen unterstützt werden. Das wäre vor 20 Jahren undenkbar gewesen. Also ich denke mir, dass das auch mit der Emanzipation der Homosexuellen zutun hat.“

Mit ihrer heutigen Haltung, geht es Elvira (38) „viel, viel besser“ als früher. Auch wenn sie es manchmal etwas anstrengend findet, neu kennen gelernt Menschen, „immer wieder sagen zu müssen: Nein, ich habe keinen Freund.“, so erscheint es ihr doch deutlich einfacher als sich „in etwas rein zu reden und dann nicht mehr raus zu kommen“.

„Sicherlich ist das anstrengender, aber so anstrengend finde ich es nun auch wieder nicht. Anstrengender ist auf alle Fälle, das Ganze zu erdulden oder nichts zu sagen oder dauernd Lügegebäude aufrecht zu erhalten. Das ist wirklich wesentlich anstrengender und das kostet auch wirklich Energie, aber der Satz, dich einfach zu erklären und zu sagen: 'Du, pass auf, bei deinen Spiralenproblemen kann ich einfach nicht mitreden, weil ich das Problem nie haben werde.' Das ist doch wesentlich einfacher, zu erklären: 'Ich bin anders und ich habe manche Probleme nicht, die du jetzt hast als Hetero-Frau.'“

Andere Frauen aus meiner Interviewreihe haben keine so klare Haltung wie Elvira (38) und beschreiben eher, dass sie sich je nach Situation und Person neu überlegen, wie viele persönliche Dinge sie erzählen möchten. Manche sind dabei, so wie Erin (27), sehr zurückhaltend und abwartend.

„Das ist doch sehr unterschiedlich. Ich binde es ihnen jetzt nicht gerade auf die Nase, aber wenn ich merke, es ist mir wichtig, dann würde ich das mit Sicherheit tun. Also oft gab es solche Situationen einfach nicht, dass ich mich hätte outen müssen, das ändert sich vielleicht auch noch. Ich meine gut, dadurch dass ich Studentin bin, habe ich öfters verschiedene Jobs, wo ich neue Leute kennen lerne, aber das ist alles immer so oberflächlich, da ist es einfach nicht wichtig, aber ich erzähle auch keinem aus der Geschichte heraus, ich hätte einen Freund oder so was. Ich erzähle eigentlich nie etwas, so direkt von mir.“

Einige Frauen beschreiben so wie Miriam (22), eine meiner jüngsten Interviewpartnerinnen, dass sie es als deutliche Einschränkung erleben, sich immer wieder „erklären und abgrenzen“ zu müssen.

„In gewissen Situationen, also einfach deswegen, weil man nicht mit allen offen reden kann und weil man immer im Hinterkopf haben muss, kann ich es dort sagen oder nicht. Sobald man jemand neues

kennen lernt, sobald man im Beruf auf neue Leute trifft, ist das automatisch so, du musst immer aufpassen. Und das schränkt ein, weil es einfach nicht normal ist. [...] Also es ist schon eine massive Einschränkung, aber ich kann damit leben und ich denke für mich persönlich, ich mache einfach das, womit es mir gut geht und ich will ja auch, dass es anderen gut geht. Ich tue ja auch niemandem was Böses. Und wenn es andere nicht akzeptieren können, ist das im Endeffekt deren Defizit, nicht meins. Aber das ist im Endeffekt schon eine starke Einschränkung. Weil man immer automatisch denken muss.“

Die Frage, wie offen die eigene Lebensweise gegenüber Unbekannten, neuen Bekannten oder ArbeitskollegInnen gelebt wird, beschäftigt alle Frauen. Für Frauen, die ihre Lebensweise nur situations- und personenabhängig veröffentlichen möchten, stellt sich zwangsläufig permanent die Frage, wann sie es welchen Personen sagen oder zeigen können. Diese alltäglichen Outings werden von einigen Frauen als belastend und recht mühsam erlebt. Vor allem dann, wenn das Outing im beruflichen Kontext unbedingt vermieden werden soll, beginnt ein schwieriges und anstrengendes Sondieren, welche Personen als hinlänglich vertrauenswürdig gelten könnten. Miriam (22) erzählt dazu:

„Oh ja, das finde ich sehr anstrengend, weil man muss die Leute immer wieder sehr genau anschauen. Ich bin einfach nicht so jemand, der das voreilig jemandem sagt. Weil, das möchte ich nicht. Ich schaue mit die Leute ganz genau an und wenn ich das Gefühl habe, zu denen kann ich Vertrauen haben, dann sage ich denen das nach einiger Zeit. [...] Man muss immer erst schauen, ob die Leute sagen, das ist in Ordnung oder ob sie sagen, das ist scheiße. Und deswegen muss man immer erst sondieren und das ist anstrengend.“

Hier wird die Angst Miriams (22) vor Ablehnung und Diskriminierung im Arbeitsumfeld und die persönlichen Einschränkungen, die zur Vermeidung in Kauf genommen werden, sehr deutlich.

Auf dem Weg, ihr persönliches Selbst- und Lebenskonzept zu entwickeln, eine innere Haltungen und persönliche Strategien des Umgangs mit diversen Alltagssituationen zu entwickeln, sich „einzurichten in ihrer Lebensweise“, gibt es sowohl Ressourcen und unterstützende Netzwerke für die Frauen als auch zahlreiche alltägliche Schwierigkeiten und Probleme. Beide Aspekte sollen aus Gründen der einfacheren textlichen Darstellung vorerst getrennt voneinander, betrachtet werden. Durch die Verbindung beider Bereich am Schluss dieses Kapitels kann dann ein differenziertes Bild der Verlaufslinien des Becoming out der Frauen skizziert werden.

IV.3.2 Was als Ressourcen und unterstützende Netzwerke erlebt wird

Als hilfreiche Ressourcen und Unterstützungen werden von den Frauen ihr sozialen Netzwerke bestehend aus Freunden und Partnerin, Eltern und Familie, Szene und Subkultur, Arbeitsumfeld sowie weiteres soziales Umfeld erlebt. Auf alle diese Bereiche soll in den nächsten Kapiteln im Speziellen eingegangen werden.

IV.3.2.1. Partnerschaft und Freunde

Von zentraler Bedeutung für die interviewten Frauen ist ein stabiler und unterstützender Freundeskreis. Fasst alle beschreiben, so z.B. auch Simone (35), wie wichtig es ihnen ist, einen Kreis von Personen zu haben, welcher ihre Lebensweise voll und ganz akzeptiert und unterstützt.

„Alle anderen können ja von mir denken, was sie wollen, so lange ich meine Freunde habe, auf die ich mich verlassen kann und die mich vor allem so akzeptieren, wie ich bin, ist mir das ziemlich egal, dass macht mir dann gar nicht mehr so viel aus. Aber ohne meine Freunde, das könnte ich mir niemals vorstellen.“

Einige Frauen heben die große Bedeutung unterstützender Freunde sogar dadurch hervor, dass sie ihre Freunde im Stellenwert über ihre Beziehung stellt. Heike (34) sagt dazu beispielsweise:

„Gute Freunde zu haben, finde ich sogar wichtiger, als eine gute Beziehung. Beziehungen gehen manchmal schnell auseinander, gute Freundschaften nicht.“

Einige, so wie Alexandra (34), erzählen davon, dass sie im Laufe der Zeit ihren Freundeskreis daraufhin verändert haben, dass ausschließlich Menschen dazu gehören, die ihre Lebensweise tolerieren und akzeptieren.

„Mit Menschen, die mich nicht akzeptieren, wie ich bin, habe ich keinen Kontakt mehr. Da habe ich auch einige ja, aussortiert, sage ich jetzt mal. Jetzt ist es so, dass ich mich sehr aufgehoben oder geborgen fühle, wenn ich eben mit meinen Freunden zusammen bin, weil da geht es dann nicht darum, dass ich anders bin, sondern ich habe diese Freundschaften ja auch, weil da ganz viel gleiche Wellenlänge da ist und weil dann da auch so ein Tiefgang dann das ist.“

In der Zusammensetzung ihres Freundeskreises unterscheiden sich die Frauen deutlich. Es gibt einige, so wie Angelika (37) und Erin (27), deren Freundeskreis fast ausschließlich aus lesbischen Frauen besteht und die kaum schwule oder heterosexuelle Bekannte/Freunde haben. Andere Frauen haben einen überwiegend lesbisch-schwulen Freundes-

kreis, so wie auch Nina (27), und haben dabei relativ wenige Kontakte zu heterosexuellen Frauen und Männern.

„Also, mein Freundeskreis, der ist also eher, also, eher schwul-lesbisch. Also, jetzt durch die Uni oder so, da kommen natürlich auch noch so ein paar Heteros dazu, aber jetzt nicht zu eng, wo man sagt, das sind richtig gute Freunde, da sind die Interessen doch zu verschieden. Also, richtig gute Freunde, dass sind eigentlich fast nur Schwule und die Freundinnen, die ich so habe, die sind tatsächlich alle lesbisch, irgendwie.“

Einige Frauen haben mittlerweile einen völlig bunt durchmischten Freundeskreis, in dem auch Familien und Kinder präsent sind, so wie Elvira (38). Ihr ist es wichtig im Kontakt die Menschen kennen zu lernen und nicht mehr, wie früher, nach sexueller Orientierung oder Geschlecht auszuwählen. „Heute“, so sagt Elvira (38), „ist mir vor allem Vielseitigkeit und auch Vielschichtigkeit wichtig und das ich mich aufgehoben und geborgen fühlen kann.“ Auffallend ist, dass es auch Frauen gibt, die ganz wenige oder gar keine lesbischen Frauen in ihrem Freundeskreis haben. Maria (31) beispielsweise kennt keine schwulen Männer persönlich und auch sehr wenige lesbische Frauen. Sie hat nahezu ausschließlich heterosexuelle Freunde, was sie damit erklärt, dass sie sich „schließlich für die Menschen“ interessiert und Freunde, nicht nach ihrer sexuellen Orientierung auswählt. Auch Nicole (21) hat kaum lesbische Freundinnen.

„Eigentlich fast nur Männer, also viele Männer, Schwule, hm, und dann habe ich zwei gute Freundinnen, die hetero sind. Also die kenne ich schon Jahre, dass hat sich alles so mitgezogen jetzt auch. Ja, gut, in der Ausbildung jetzt, gut, die sind fast ausschließlich hetero, aber das ist eigentlich mehr gemischt, wobei, ich komme einfach mehr mit den Männern klar. Weil die Hetero-Frauen sind mir oftmals einfach zu zickig.“

Warum sie kaum lesbische Freundinnen hat, weiß sie nicht so genau, da vermutet sie „einfach nur Mangel an Gelegenheit“. Bei diesen Frauen, dass werden die weiteren Ausführungen in diesem Kapitel noch zeigen, gibt es eine auffällige Parallelität, nämlich in der Kombination zwischen der fehlenden Akzeptanz durch die Eltern, der Ablehnung einer Offenheit am Arbeitsplatz und dem Fehlen intensiver Kontakte zu anderen Frauen-Lesben.

Schließlich beschreiben viele meiner Interviewpartnerinnen, wie auch Heike (34), dass sich ihr Freundeskreis im Laufe der Zeit deutlich verändert hat, i.d.R. mittlerweile heterogener und bunter geworden ist, als noch am Anfang.

„Also, ich habe mittlerweile eigentlich sogar mehr schwule Freunde als lesbische Freundinnen. Das hat sich aber interessanterweise sehr gewandelt. Also, ich war früher, so von '85 bis '90 oder sogar bis '92, da hatte ich eigentlich fast ausschließlich lesbische Freundinnen und heterosexuelle Freundinnen von früher auch. Also, mein Bekanntenkreis war überwiegend weiblich dominiert und es waren dann auch so Cliques. [...] Wenn ich heute so durchzähle, also ich sage immer: 'Meine beste Freundin ist ein Mann.' Also das ist mein schwuler Freund und da hat es wirklich auch so eine Verlagerung gegeben, hin zu mehr schwulen Freunden.“

Neben dem Freundeskreis spielen die Partnerschaften und Beziehungen für die interviewten Frauen eine große Rolle. Den Stellenwert, den das Beziehungsleben einnimmt, beschreiben die Frauen recht unterschiedlich. Für einige dreht sich „eigentlich alles irgendwie um Beziehungen“. So ist es für Manuela (28) beispielsweise ganz wichtig eine Freundin zu haben. Sie sagt, dass ihre Freundin für sie überhaupt der wichtigste Mensch ist und sie sich wünscht, dass sie noch lange glücklich zusammen sind. Für Angelika (37), die ihr Coming out erst mit Anfang Dreißig hatte, ist es sogar das Wichtigste überhaupt.

„Ich möchte unbedingt wieder eine Freundin haben. Ich habe da auch wirklich so einen Nachholbedarf und möchte das jetzt ausleben und auch Erfahrungen sammeln und so.“

Einige, wie z.B. Heike (34), beschreiben, dass ihnen ihre Freundin sehr wichtig ist, dass aber Freunde ganz genauso wichtig sind.

„Da hat sich auch einiges verändert bei mir. Also, ich halte nichts mehr davon, wenn die Freundin für alles gut sein muss, alles nur zusammen gemacht wird und so. Ich bin da wirklich auch für Freiraum, man muss nicht alles zusammen machen. Manches interessiert meine Freundin eben nicht, na und. Wenn es mir wichtig ist, kann ich das genauso gut alleine oder mit anderen Freunden machen.“

Andere, wie Miriam (22), finden zwar auch, dass eine Beziehung zu haben, schon dazu gehört und ganz wichtig ist, sind aber auch davon genervt, dass sich „manchmal irgendwie immer alles um Beziehung dreht“. Einige Frauen, so wie Maria (31) oder Simone (35), formulieren, dass sie schon gerne wieder eine Freundin hätten, aber eigentlich auch nicht recht viel dafür tun, jemand neues kennen zu lernen. Nicole (21) drückt es so aus:

„Mei, suchen bringt ja eh nichts. Entweder man lernt jemanden kennen oder eben nicht. In der Szene geht das sowieso nicht so gut und überhaupt: Wenn man so verkrampt sucht, klappt es sowieso nicht. Und dann, wenn du gerade überhaupt keine willst, dann kommen andauernd welche.“

Auch Elvira (38) erzählt davon, dass sie die Suche nach einer neuen Freundin keinesfalls forcieren will.

„Eine Freundin habe ich gerade nicht und mir fehlt das auch irgendwo nicht. Ich lebe sehr gut mit mir alleine. Also, ich habe einen Hund, der macht mir sehr viel Freude und ich habe sehr viele Interessen, die mich halt ausfüllen, wie zum Beispiel Sport, Badminton und Modern Dance. Ich lese sehr viel, gehe of ins Theater und habe einen sehr großen Freundes- und Bekanntenkreis und bin auch permanent irgendwo eingeladen oder lade selber ein, weil ich ja auch sehr gerne koche. Ich kann wirklich nicht viel damit anfangen, wenn der ganze Lebensinhalt von Frauen nur darin besteht, in Beziehung zu sein und ganz schnell eine Neue kennen zu lernen.“

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich die Haltung gegenüber Freunden und dem Freundeskreis ebenso verändert wie sich auch die Bedeutung und der Stellenwert von Beziehung und Partnerschaft ausdifferenzieren und permanent den eigenen Bedürfnissen angepasst werden. I.d.R. befinden sich im engeren Freundeskreis nur Menschen, welche die gleichgeschlechtliche Lebensweise akzeptieren und unterstützen. Auffällig ist

die große Heterogenität in der Zusammenstellung des amicalen Netzwerkes. Zwischen älteren und jüngeren Interviewpartnerinnen sind im Verhalten bezüglich des Freundesnetzwerkes keine wesentlichen Unterschiede festzustellen. Einzig ein Trend lässt sich konstatieren, dergestalt, dass mit zunehmender Fortdauer die Zusammensetzung des Freundeskreises noch heterogener ausfällt als zu Beginn. Ein Trend, der allerdings mit Sicherheit verstärkt wird durch die generelle postmoderne Entwicklung unserer Gesellschaft hin zu mehr Differenzierung und Heterogenität der Lebensstile etc.

Anders als im Verhältnis zu Freunden wird im Verhältnis zu den Eltern und der Familie viel stärker nach Kompromissen gesucht. Wie Nina (27) es ausdrückt:

„Was soll man denn auch machen, ich kann sie mir ja nicht aussuchen.“

Wie im Kapitel IV.2.2. gezeigt wurde, reagierten die Eltern der von mir befragten Frauen im überwiegenden Masse ablehnend und keinesfalls sofort positiv. Manche reagieren im allerersten Moment auf die Nachricht, ihre Tochter liebt Frauen, nur verdeckt ablehnend, um dann, über eine längere Zeitdauer, die Tochter zum Wechsel ihrer Vorliebe zu bewegen. Nicht selten werden dabei gesellschaftliche und berufliche Schwierigkeiten, die „unweigerlich“ auf die Tochter zukommen, ins Feld geführt. Doch wie auch immer die Eltern und die Familie in der ersten Zeit reagieren, auch dieses Verhältnis verändert sich im Verlauf des Lebens, bei manchen mehr, bei anderen weniger.

IV.3.2.2. Eltern und Familie

Einige meiner Interviewpartnerinnen beschreiben, wie froh und erleichtert sie darüber waren, als sich das Verhältnis zu den Eltern, nach einer ersten Zeit krisenhafter Auseinandersetzungen oder einer Zeit, in der es keinen Kontakt gab, langsam wieder verbessert hat. Zustande kommt diese Verbesserung der Beziehung i.d.R., weil die Eltern die Lebensweise mindestens stillschweigend tolerieren oder aber ganz akzeptieren. In jedem Fall bleibt die Anerkennung oder aber die Ablehnung durch die Eltern ein ganz zentrales und sehr sensibles Thema für die Frauen. Manuela (28), die nach mehreren heftigen Auseinandersetzungen innerhalb von wenigen Wochen in eine andere Großstadt zieht und längere Zeit überhaupt keinen Kontakt zu ihren Eltern hat, beschreibt, wie wichtig ihr die sich langsam entwickelnde Akzeptanz ihrer Mutter war.

„Also, wirklich froh war ich natürlich, als meine Eltern, beziehungsweise meine Mutter begriffen hat, dass sie mich nicht ändert. Also, das war schon sehr wichtig für mich, ganz klar, weil, dass sie

es, ja, was heißt eingesehen hat, aber dass sie nach langem, wir haben ja auch viele Diskussionen gehabt. Ich weiß nicht wie es heute wäre, ob sie es wirklich ganz akzeptiert hätte, das wüsste ich jetzt nicht, aber immerhin der Wandel, dass sie eingesehen hat, dass mit ihren ersten Reaktionen, also dieses: 'Hey, Moment, da stimmt was nicht.' Ja, das war einfach toll.“

Auch Simone (35), deren Mutter sie am Anfang aus der Wohnung verwiesen hat und sie drängte, endlich zu einer Psychologin zu gehen, weil „das doch krank sei und behandelt werden könnte“, beschreibt, dass sie froh darum ist, dass sie die Auseinandersetzung mit ihrer Mutter „durch gestanden“ hat, wie sie es nennt. Damals war es sehr wichtig für sie, wenigstens vom Rest der Familie und ihrem Stiefvater unterstützt worden zu sein. Heute sagt Simone (35) von sich, dass es ihr wirklich wichtig ist, ihre Eltern und ihre Familie zu haben, auf deren Unterstützung sie bauen kann und auf die sie sich voll und ganz verlassen kann. Deutlich benennt sie, dass ihr die elterliche und familiäre Unterstützung in allen kritischen Lebenslagen Rückhalt gibt und auch die Zuversicht, mit Sorgen und Problemen nicht alleine zu sein.

„Es ist inzwischen auch so, also wenn ich irgendwelche Probleme habe, dann gehe ich auch bestimmt als erstes damit zu meiner Mutter. Und da muss ich sagen, ich finde in meiner Mutter wirklich einen hervorragenden Zuhörer und Gesprächspartner und was ich meiner Mutter wirklich auch sehr, sehr zugute halte, ist, dass sich meine Mutter in meine Beziehung nicht einmischt, selbst bei, also wenn es Stress und Streit in der Beziehung gibt, meine Mutter würde nie für eine Seite parteilich sein. Sie versucht das wirklich neutral zu sehen und gibt gute Hinweise und Ratschläge.“

Eine ganz ähnliche Entwicklung hin zu einer Verbesserung des Kontaktes gab es auch bei Christina (30). Sie ist allerdings bei aller Normalisierung bis heute der Überzeugung, dass sich ihre Eltern zwar tolerant geben, ihre Lebensweise aber nicht ganz akzeptieren können.

„Also, das hat sich dann, ich sage mal, über einen längeren Zeitraum normalisiert. Also, ich glaube nach wie vor, dass meine Mutter das in ihrem tiefsten Innern nicht akzeptiert, dass ich mit Frauen zusammen bin, aber sie kann inzwischen damit umgehen. Also, wenn ich eine Freundin mit nachhause bringe oder so, dann ist das in keinsten Weise ein Problem und sie verhält sich dann auch freundlich und aufgeschlossen meiner Freundin gegenüber und sagt dann auch: 'Ja, deine Freundin.' Also, akzeptiert das auch verbal und so. Und ich denke mir, dass auch wenn sie es nicht im tiefsten Innern akzeptiert hat, dass sie jetzt auf jeden Fall damit umgehen kann. [...] Meinem Bruder habe ich es später dann auch selber gesagt, der hat dann zwar erst gemeint: 'Ach, dass ist aber nicht schön.' Aber inzwischen, denke ich mal, hat mein Bruder auch überhaupt kein Problem mehr damit.“

Einige der Interviewpartnerinnen erzählen, dass sich ihr Verhältnis zu den Eltern dahingehend verändert, dass es keine Auseinandersetzungen und Streitereien mehr gibt, die Freundin auch manchmal mit nachhause gebracht wird, aber über das Thema keinesfalls gesprochen werden darf. Auch Marias Mutter toleriert die Lebensweise ihrer Tochter, akzeptiert sie dabei aber keineswegs:

„Das passt ihr einfach nicht, wenn ich damit anfangen. Damit kann sie nicht umgehen, da findet sie dann garantiert einen Grund, dass jetzt abzubiegen. Und warum soll ich sie jetzt auch nötigen. Sie akzeptiert es zwar, aber das Thema, dass passt ihr eben nicht.“

Heike (34) erzählt davon wie schade sie es findet, dass ihr Lesbischsein zwar toleriert wird in der Familie, aber einfach nicht darüber geredet wird, so dass der Eindruck entsteht, dass die Lebensweise nicht wirklich als gleichwertige alternative Lebensform akzeptiert wird. Das Tabu, nicht darüber sprechen zu dürfen, belastet diese Frauen, wenngleich sie meistens versichern, dass sie schon froh sind, dass es überhaupt toleriert wird.

„Ja, also, das Verhältnis zu meiner Mutter ist jetzt nach wie vor sehr gut und intensiv, wobei ich immer wieder bemängele, also, bei allem Austausch, den wir haben, [...], fällt mir schon auf, dass sie mein Lesbischsein, was ja mittlerweile mein halbes Leben sozusagen klar ist, dass sie das ignoriert, eigentlich immer wieder.“

Während es also Frauen gibt, deren elterliches Verhältnis sich verbessert weil Eltern und Familie mehr Toleranz oder auch Akzeptanz aufbringen, so erzählen auch einige Frauen, dass ihr Verhältnis über einen schon sehr langen Zeitraum kritisch und angespannt bleibt, weil die Lebensweise der Tochter konstant abgelehnt wird. So ist es beispielsweise bei Nina (27). Sie lebt zwar seit mehr als 12 Jahren mit Frauen, spricht aber mit ihren Eltern nicht darüber, weil sie das „nie verstehen“ würden und ihre Lebensweise massiv ablehnen. Auch für Alexandra (34) bleibt das Verhältnis zu ihrer Mutter und Oma angespannt und schwierig und in Folge dessen sehr distanziert. Und einige Frauen, bleiben nun schon über Jahre bei ihrer Entscheidung, ihren Eltern nichts von ihrer Vorliebe für Frauen zu erzählen, wie beispielsweise Angelika (37) und Erin (27).¹⁸³

Ein weiterer Bereich, der von den Frauen als wichtiges Element in ihrem Leben beschrieben wird, ist der Kontakt zur lesbischen oder lesbisch-schwulen Szene.

IV.3.2.3. Subkultur und lesbische Szene

Bereits in Kapitel IV.2.2. ist deutlich geworden, dass die Möglichkeit, andere Frauen zu treffen, schon während des Coming out eine entscheidende Rolle für die interviewten Frauen gespielt hat. Dort wo der Zugang zu lesbischen oder lesbisch-schwulen Veranstaltungen und Kontakten aufgrund regionaler Gegebenheit nicht oder nur sehr begrenzt möglich ist, verzögert sich die Klärung und Exploration eigener Interessen deutlich. So haben viele Frauen erzählt, dass sie zwar schon recht früh wahrgenommen haben, dass sie sich eigentlich mehr für Frauen interessieren, Klarheit darüber konnten sie meist erst

¹⁸³ Vgl. dazu Kap. IV.3.3.2.

dann erlangen, als sie Kontakt zur lesbischen Szene hatten und so erste Erfahrungen machen, Freundschaften und Beziehungen entwickeln konnten. Frauen, die diese Möglichkeit nicht haben, so wie beispielsweise Maria (31), die in einer Kleinstadt studierte, in der es kaum lesbische Veranstaltungen gab, machen ihre ersten Erfahrungen oft sehr spät, „einfach aus Mangel an Gelegenheit. Es gab einfach kaum Möglichkeiten, andere Frauen kennen zu lernen.“

Wie wichtig es für sie ist, Kontakt zu lesbischen Frauen zu haben beschreiben viele der interviewten Frauen. So sagt Elvira (38) beispielsweise:

„Es ist schon sehr beruhigend zu wissen, dass ich weggehen kann und dass ich selbst, wenn ich jetzt beispielsweise, also früher war das ja noch mal viel wichtiger als jetzt, also wenn ich auch ‘aufreißen’ will, dann kann ich, dann geh ich einfach weg und habe die Möglichkeit, jemanden kennen zu lernen, das war und ist schon wichtig.“

Heike (34) erzählt, dass sie die Möglichkeiten der Szene vor allem nach der Trennung von ihrer ersten Freundin intensiv genutzt hat und auch sehr froh war um die vielfältigen Angebote, die sie intensiv genutzt hat.

„Das war dann schlagartig so, wo die Beziehung zu Ende war, das war praktisch am Anfang vom Studium, da habe ich mich dann schon ziemlich mutterseelenalleine gefühlt. Dann bin ich auch ganz schnell aktiv in die Szene gegangen, sei es in den Wen-Do-Kurs, sei es in Frauendiscos, also, da bin ich schon aktiv reingesteuert und dann auch in der ersten WG, in der ich gewohnt habe, da war auch eine Freundin, die hat sich auch in Richtung Frauen orientiert und dann sind wir immer zusammen losgezogen. Ich war zum Beispiel auch im Frauenzentrum oder einfach auch in Frauenkneipen. Dann war ich auch in einer Literaturgruppe und in einer Filmgruppe, also es waren immer so Aufhänger, ja, das waren damals schon wichtige Anlaufstellen.“

Für viele Frauen, so auch für Angelika (37), spielt der Aspekt „unter sich zu sein“ eine besonders große Rolle.

„Ja, das ist so, also, ich denke mal, also, was sicher gut ist, auch so im Vergleich zu gemischten Veranstaltungen, dass man da halt unter sich ist und auch nicht so reduziert wird, da kann dann wirklich jede so rumlaufen, wie sie will, dass es auch einfach okay ist. Das ist für mich immer ganz schön, so von der Atmosphäre. Ich finde es schön, dass Frauen so tanzen können, dass es einfach die Gelegenheit gibt, auf jeden Fall. Also, ich kann jetzt nicht mal sagen, dass ich mich selber jetzt so wahnsinnig amüsiere, ich steh halt da und schau so ein bisschen rum, aber es ist eben auch immer ganz interessant so zu gucken und zu schauen, was es so für Frauen gibt und wie sie sich bewegen und so. [...] Also, meine lesbischen Kontakte, die lesbische Szene, die würde mir schon sehr fehlen, weil, ich glaube eher, dann würde ich mich wirklich wieder ganz zurückziehen, wie früher, weil ich glaube, mit der Hetero-Welt, da fühle ich mich nicht wohl, also überhaupt nicht.“

Zwar werden von einigen Frauen auch häufig Veranstaltungen außerhalb der Szene besucht, aber sie fühlen sich dann doch, wie beispielsweise Erin (27) sagt, recht schnell „unwohl und außen vor“.

„Ich muss nicht ausschließlich in die Szene oder dahin, wo nur Lesben sind, ausgehen, um mein Leben zu leben, sondern bin da durchaus so flexibel, um zu sagen: 'Ich kann auch, was weiß ich, in der Hetero-Welt spazieren gehen.' Das heißt aber nicht, dass ich mich da ausschließlich wohl fühle. Wenn ich in irgendeiner Hetero-Disco weggehe, dann fühle ich mich doch auch sehr schnell unwohl. Also, ich fühle mich dann doch auch recht wohl in der Szene und brauche das auch.“

Einige Frauen, besuchen bevorzugt rein lesbische Veranstaltungen, während andere auch recht gerne, so wie Elvira (38) oder Erin (27), auf schwul-lesbische Veranstaltungen gehen.

„Also, ich fühle mich schon wohl, also, ich muss dabei aber auch sagen, dass ich mich manchmal in schwul-lesbischen Kreisen wohler fühle als jetzt nur in Frauenkreisen, weil ich finde, dass die Frauen meistens alles so komplizieren und immer gleich ein großes Thema daraus machen, aus Kleinigkeiten. Außerdem ist die Stimmung besser, einfach lockerer.“

Mit der Zeit verändern sich aber nicht nur die bevorzugten Veranstaltung sondern auch die Häufigkeit der Kontakte. Viele Frauen beschreiben, dass sie am Anfang ihres Lesbischseins sehr viel mehr in der Szene unterwegs waren als später. So erzählt Nina (27) beispielsweise:

„Also, früher, so vor ein paar Jahren, bin ich tatsächlich so echt jedes Wochenende jeden Abend ausgegangen und dann vielleicht sogar noch mit irgendwelchen schwulen Freunden unter der Woche irgendwo hin. Zurzeit gehe ich, wenn es hoch kommt 5 oder 6-mal im Jahr auf ein Frauenfest und dann auch eher so mit den Leuten von früher, einfach an die Bar stellen und so ein bisschen rumschauen und ablästern.“

Eine andere Befragte, Christina (30), findet zudem, dass es eine grundsätzliche Entwicklung bei lesbischen Frauen gibt, sich nach einer gewissen Zeit nicht mehr ausschließlich auf Szeneveranstaltungen zu beschränken. Sie glaubt, dass bei Frauen, „wenn sie sich ihrer Sache einfach sicherer sind“, eine gewisse Öffnung hin zu allen möglichen Orten und Kontakten stattfindet.

„Ich habe sogar ein bisschen den Eindruck, dass mittlerweile die Frauen, die so in meinem Alter sind, so um die dreißig, dass da auf einmal wieder eine Öffnung stattfindet, dass erst eine total lange Zeit eine Verleugnung von Männern da ist und dass dann so um die Dreißig Frauen auch wieder sagen: 'Vielleicht klammere ich da etwas aus, was gar nicht so fremd sein müsste?' Also, was ich jetzt so erlebe in meinem Freundeskreis, ist da teilweise eine ziemliche Offenheit da. Es geht nicht mehr so sehr um 'politisch korrekt' und ja niemals in einen Typen verlieben, nein, eigentlich überhaupt nicht. Ich erlebe da mittlerweile wirklich eine sehr große Offenheit.“

Zudem entwickeln die von mir interviewten Frauen nach einer gewissen Zeit eine sehr selektive und stärker den individuellen Bedürfnissen als Gruppennormen angepasste Nutzung und Frequentierung lesbischer oder schwul-lesbischer Veranstaltungen. Während der Zeit des Coming out steht die Anpassung und das Finden eines Platzes innerhalb der Gruppe lesbischer Frauen und die soziale Anerkennung sicherstellende Verortung eindeutig im Vordergrund. Später, während ihres Becoming out können es sich die Frauen

eher leisten, Normen und Werte in Frage zu stellen und den eigenen Standpunkt auch gegenüber Normabweichungen innerhalb der sozialen Gruppe „der lesbischen Frauen“ durchzusetzen. Die differenzierte Ausgestaltung eigener Selbst- und Lebenskonzepte ist scheinbar erst dann möglich, wenn die Frauen sich einen sicheren (im Sinne: Unterstützung und Anerkennung garantierend) Platz innerhalb ihres sozialen Netzwerkes erarbeitet haben. Darüber hinaus gibt es auch situative Unterschiede, beispielsweise bei beruflichem Stress oder nach Trennungen. Christina (30) erzählt davon, dass sich ihr Kontakt innerhalb der Szene andauernd verändert, insgesamt aber doch deutlich weniger geworden ist als am Anfang.

„Mit der Amüsier-Szene bin ich eigentlich von Anfang an sehr gut zurecht gekommen, habe da eigentlich auch immer recht viel Spaß gehabt, habe mich dann zwar auch immer wieder distanziert, als ich feste Freundinnen hatte, bin auch phasenweise gar nicht mehr in die Szene gegangen. Aber eigentlich habe ich immer einen sehr guten Draht gehabt, zu diesem Teil der Szene. Ich mein, ich sehe natürlich jetzt, dass viele Frauen sehr viel jünger sind, sehe das auch amüsiert, weil ich jetzt auch mehr Distanz für mich dazu habe und mich auch nicht mehr so abhängig fühle von der Szene. Ich fand ja, die ersten Jahre, war das ja auch so ein richtiges Abhängigkeitsverhältnis, also man will ein spezielles Auftreten haben, man will von speziellen Leuten gemocht und anerkannt werden, ich denke, da fühle ich mich jetzt doch deutlich unabhängiger.“

Daneben formuliert sie auch, dass sie sich im Verlauf der letzten Jahre von den Erwartungen anderer Frauen deutlich distanziert hat und sich mittlerweile auch optisch nicht mehr so anpasst und es ihr nicht mehr so wichtig ist, von vielen in der Szene toll gefunden zu werden.

„Also, ich denke, ich habe da in den letzten Jahren einfach eine sehr lässige Haltung dazu entwickelt, das war mir eigentlich auch nicht mehr so wichtig, dass ich mich jetzt auch optisch so anpasse. Ich habe dann einen sehr eigenen Stil entwickelt und insofern glaube ich, durch diesen eigenen Stil, der mir auch wichtig war, habe ich mich auch von diversen Erwartungen distanziert.“

Auffällig ist, dass die Frauen selbst dann, wenn sie selten in die Szene gehen, beschreiben, dass es für sie ganz wichtig ist, dass sie „theoretisch“ die Möglichkeit haben, lesbische oder lesbisch-schwule Veranstaltungen und Orte zu besuchen. Im gleichen Atemzug sprechen sie allerdings auch davon, dass sie unterschiedlichste Schwierigkeiten mit „der Szene“ haben. Hier zeigt sich immer wieder eine hohe Ambivalenz zwischen dem Bedürfnis lesbische Frauen zu treffen und Szeneveranstaltungen aufsuchen zu können und gleichzeitig einer Ablehnung und Schwierigkeiten mit der Szene. Darauf wird im Kapitel IV.3.3.3. näher eingegangen.

IV.3.2.4. Arbeits- & weiteres soziales Umfeld

Der offene Umgang mit der eigenen Lebensweise im beruflichen Kontext ist eindeutig das schwierigste Feld für die Frauen. In Bezug auf das Arbeitsumfeld werden die meisten Ängste und Befürchtungen genannt. Es überwiegen Erzählungen, in denen die Frauen sehr vorsichtig und verhalten an ihrem Arbeitsplatz vorgehen und sich sehr oft zurücknehmen, distanzieren und zum Beispiel überhaupt nichts Privates erzählen, wie die Beispiele unter Kapitel IV. 3. 3. 4. zeigen werden. Dennoch gibt es auch Beispiele, wo es Frauen gelungen ist, offen und akzeptiert an ihrem Arbeitsplatz zu sein, dies jedoch meist erst nach einer längeren Zeit des Ausprobierens oder, wie Elvira (38) sagt, nach einem Schlusstrich:

„Für mich ist mittlerweile auch einfach Schluss mit faulen Kompromissen.“

Manuela (28) beispielsweise hat ihren engsten Kollegen, nachdem sie diese einige Zeit und näher kannte, davon erzählt, dass sie mit einer Frau zusammenlebt. Ihr Vorgesetzter weiß es allerdings nicht, was, wie sie vermutet, „sicher besser so ist.“ Auch Nina (27) ist vorsichtig und wählt die Personen, denen sie von ihrer Freundin erzählt danach aus, ob es wahrscheinlich ist, dass sie gut darauf reagieren.

„Ich bin da schon vorsichtig, aber ein paar schon. Also, ein paar habe ich es erzählt und der Rest denkt es sich vielleicht. Denen, mit denen ich länger arbeite, also, wenn man länger zusammen im Zimmer sitzt, da haben dann einige gesagt: ‘Habe ich mir eh schon gedacht.’ Und andere, denen ich das erzählt habe, die waren total von den Socken: ‘Ach ehrlich, hätte ich überhaupt nicht gedacht.’ Aber ich dränge das jetzt auch niemandem auf, also, es ist nicht so, dass ich jetzt damit, weil ich ja auch nur einen Aushilfe bin, da renne ich jetzt nicht durch die Abteilung und sage: ‘Ich möchte mal ganz kurz klarstellen, dass ich Lesbe bin.’ Wenn es sich zufällig ergibt, dann erzähle ich das und ansonsten finde ich das jetzt in der Arbeit auch nicht so, also solange ich da so da bin, nicht wirklich so nötig, dass ich das jetzt allen erzähle.“

Simone (35) sagt von sich, dass sie ziemlich bald nachdem sie die Konflikte mit ihrer Mutter ausgestanden hatte, auch sehr offensiv mit ihrer Lebensweise in ihrem Arbeitsumfeld umgegangen ist, wobei sie einschränkend vermutet, dass es im Krankenhaus, in einem sozialen Umfeld mit höherem Frauenanteil vielleicht leichter ist, als anderswo.

„Nachdem mir das dann klar war und auch meine Mutter dann damit umgehen konnte, dann ist das für mich eigentlich nie ein Thema gewesen, dass ich, egal wo ich gearbeitet habe, habe ich auch nie ein Hehl daraus gemacht. Ich bin damit nicht hausieren gegangen, wenn mich jemand gefragt hat, dann habe ich das gesagt und bei uns, in unserem Beruf ist es eigentlich auch Gang und Gebe, dass man eigentlich auch viel privat miteinander macht und wenn es dann hieß ‘mit Anhang’, war das für mich auch selbstverständlich, meine Freundin halt mitzunehmen. Und das ist, also ich habe da, in der Beziehung auch noch nie, selbst von Patienten nicht, negative Erfahrungen gemacht.“

Elvira (38) schließlich erzählt eindrücklich, wie sehr sie sich am Anfang ihres Berufslebens „versteckt“ hat und wie sie ihre Arbeitsstelle explizit gewechselt hat, um offen mit ihrem Lesbischsein leben zu können. Heute ist sie vollkommen offen und hat auch bei

Kunden nur gute Erfahrungen gemacht. Einen deutlichen Zusammenhang zwischen ihrem eigenen selbstbewussten Auftreten und der Reaktion ihres Arbeitsumfeldes vermutet Heike (34).

„Also, ich habe die Erfahrung gemacht, wenn ich selbstbewusst und offen nach außen gehe, also, da kam eigentlich nie Ablehnung. Ich habe auch bei der Arbeit, ich meine gut, der Bereich Kultur, da ist man eh ein bisschen lockerer und ich habe da nie, also es war mir schon immer wichtig, dass die Leute das auch wissen, mit denen ich zu tun hatte, weil irgendwelche ‘Geschichten vom Pferd’ wollte ich auch nicht erzählen, also da gab es eigentlich überhaupt nie Anfeindungen, also so im unmittelbaren Umfeld.“

Der größere Teil der von mir interviewten Frauen, erzählt allerdings nicht wie Elvira (38) oder Heike (34) von einem offenen Umgang in ihrem Arbeitsumfeld, sondern vielmehr davon, dass sie Anfeindungen und Diskriminierungen, bis hin zu Kündigungsandrohungen, befürchten, so dass sie alles Möglich tun, um zu verhindern, dass Kollegen oder Vorgesetzte von ihrer Lebensweise erfahren. Die Beweggründe und Erlebnisse der Frauen werden in Kapitel IV. 3. 3. 4. näher dargestellt.

Auch der Umgang mit ihrem weiteren sozialen Umfeld ist für die interviewten Frauen nicht oder nicht von Anfang an leicht. Viele betonen, dass es für sie sehr wichtig war, ihren eigen Standpunkt zu dem Thema zu entwickeln und selbstbewusst zu verteidigen. So sagt Heike (34) beispielsweise von sich:

„Also, ich muss schon sagen, ich meine, sagen wir mal so, ich selber habe sicher eine Phase gehabt, also, ich habe schon ein ganzes Weilchen gebraucht, bis ich so weit war und ja, also, auch so mein standing zu finden, wobei ich denke, das hatte ich dann doch auch ziemlich bald und habe dann die Erfahrung gemacht, wenn ich offen und selbstbewusst nach außen gehe, dass es dann ganz gut läuft.“

Und auch Simone (35) erzählt, dass sie sich entwickelt hat und sich am Anfang ja „nicht einmal in eine Frauendisco“ getraut hat, auch weil das gesellschaftliche Klima viel schlechter war als jetzt und sie am Anfang „ihres Weges“ einige Vorurteile im Kopf hatte.

„Das waren ja im ersten Moment auch so diese Gesellschaftsprobleme, dass halt auch noch damals, zu der Zeit über Lesben oder überhaupt über Homosexualität wenig bekannt war. Also, ich habe, also, mich hat ja das Thema auch vorher nicht interessiert. Ich habe mich damit nie auseinandergesetzt und dann aber, da habe ich mir dann gedacht: ‘Wenn es also nicht bekannt ist, dann muss es einfach etwas sein, was nicht ganz der Norm entspricht.’ Da hatte ich also am Anfang schon so meine inneren Kämpfe und zum Glück waren dann meine Neugierde und mein Interesse daran viel zu groß, als dass ich hätte den Weg nicht weiter gehen wollen.“

Inzwischen ist Simone (35) nicht nur in der Familie und im Beruf sondern auch im weiteren sozialen Umfeld recht offensiv und macht i.d.R. sehr gute Erfahrungen damit. Trotz

ihrer vielen positiven Erfahrungen erzählt sie allerdings auch, dass sie glaubt, dass es immer Menschen geben wird, die damit nicht umgehen können, womit sie dann einfach leben müsse.

„Es wird, auch heutzutage, immer Menschen geben, die es ablehnen, das ist einfach so. Vielleicht, weil sich die Gesellschaft bis dato zu wenig damit beschäftigt hat. Vielleicht werden auch durch die Medien einige viel intensiver damit konfrontiert und machen sich vielleicht auch Gedanken, bloß, der eine macht sie sich und der andere macht sie sich nicht und dem wird man wahrscheinlich seine Meinung dann auch nicht, also der wird die nicht ändern, es sei denn, er hat wirklich mal direkten Kontakt.“

Bei der Betrachtung von Ressourcen und unterstützenden Netzwerken wird deutlich, dass vor allem die Frauen, die auf positiven Rückhalt von Eltern und Freunden zurückgreifen können, auch davon erzählen, dass sie sich sehr oder relativ offen im beruflichen und auch weiteren sozialen Umfeld bewegen. Dies betrifft allerdings die kleinere Gruppe der Interviewten. Der größere Teil der Frauen erzählt von einer ganzen Reihe von Situationen und Konstellationen, die als alltägliche Schwierigkeiten oder Probleme erlebt werden. Viele dieser Probleme, das werden die Ausführungen im kommenden Kapitel zeigen, haben mit einer fehlenden sozialen und gesellschaftlichen Akzeptanz und Anerkennung der lesbischen Lebensweise zu tun.

IV.3.3 Was als Schwierigkeiten und Problem erlebt wird

Auch die von den Frauen erlebten Schwierigkeiten und Problem kreisen in der Hauptsache um die Bereich Freunde und Partnerin, Eltern und Familie, Szene und Subkultur, Arbeitsumfeld sowie weiteres soziales Umfeld.

IV.3.3.1 Partnerschaft und Freunde

Keine der von mir interviewten Frauen, hat von nennenswerten Schwierigkeiten oder Problemen mit ihren FreundInnen erzählt. Darin zeigt sich ganz offensichtlich, dass die Frauen nur mit den Menschen engere Freundschaften eingehen und pflegen, die ihre Lebensweise akzeptieren und von denen sie anerkannt und unterstützt werden, zumindest lässt das Interviewmaterial keinen anderen Schluss zu.

Anders verhält es sich dagegen in Sachen Partnerschaft und Beziehung. Sehr häufig erzählen die interviewten Frauen, dass sie es trotz der vorhandenen Veranstaltungsangebote immer wieder schwierig finden, Frauen kennen zu lernen. Einige der von mir interviewten Frauen sagen explizit, so wie Simone (35), dass sie es schade finden, dass es neben Disco und Bar eigentlich kaum andere Orte gibt, an denen man vor allem auch etwas ältere lesbische Frauen treffen kann.

„Neue Frauen kennen zu lernen, finde ich schon schwierig, also gerade auch so ab Mitte Dreißig, wenn man jetzt auch nicht so auf Disco steht. Wirklich lesbische Cafés oder Restaurants gibt es ja nicht und was bleibt dir dann noch, wenn du jetzt auch nicht gerade eine Kontaktanzeige aufgeben willst? Ich meine, ich habe einige meiner Partnerinnen in der Arbeit kennen gelernt, aber das ist auch nicht immer das Wahre. Ja, also das finde ich schon sehr schwierig. Vor allem, weil man in der Öffentlichkeit, also, so im ganz normalen Leben auch so wenig Lesben sieht. Also, ich denke mir das schon oft, dass ich mich frage, wo sind die denn alle?“

Von entstehenden Problemen in ihrer Partnerschaft erzählen die Frauen auch dann, wenn ihre jeweilige Freundin Schwierigkeiten mit dem offenen Leben ihrer Beziehung hat. So erzählt beispielsweise Simone (35), dass sie zweimal hintereinander mit Frauen zusammen war, die auf gar keinen Fall offen leben wollten, dass darüber, so Simone (35), letztlich immer auch die Beziehung zerbrochen ist.

„Das war eigentlich eine recht komplizierte Beziehung, so im Nachhinein, also meine Freundin war sieben Jahre jünger als ich gewesen und hatte massive Probleme mit ihrer Homosexualität und auch mit dem Elternhaus, hat aber noch zu Hause gewohnt, also, wohnt auch immer noch zu Hause, muss man sagen, und durch diese Auseinandersetzungen, die sie zu Hause hatte, gab es bei uns also auch ständig Streit, bis ich dann irgendwann mal gesagt habe, also, das ist für mich keine Beziehung. Meine Freundin war um Gottes Willen sehr darauf bedacht, nicht der Nachbar darf es wissen und keiner sonst und dann war ziemlich viel Alkohol auch mit im Spiel, bis ich dann irgendwann gesagt habe: 'Das packe ich nicht.' Und da habe ich eigentlich, also da war ich eigentlich überhaupt noch nicht frustriert, habe dann nach ein paar Monaten eine neue Beziehung gehabt, auch mit einer Arbeitskollegin. Das Problem bei ihr war genau das Gleiche zu Hause: 'Es durfte ja keiner wissen.' Also, die hat ein ganz, ganz extremes Doppelleben geführt und auch da gab es irgendwann Auseinandersetzungen und, weil sie eigentlich überhaupt nicht damit fertig geworden ist, also das auch überhaupt nicht übers Herz gebracht hat, ihrer Mutter oder ihren Eltern was zu sagen. Wir haben uns dann auch getrennt, weil sie lieber anonym und alleine leben wollte, bis heute eigentlich, bevor sie es zu Hause erzählt.“

Über ihre Gefühle in diesen Situationen „immer wieder etwas vorspielen und sich verstecken zu müssen“, erzählt Simone (35).

„Also, ich habe festgestellt, dass hat mich selber sehr verunsichert und mit zu ihnen nach Hause durfte ich ja nicht, also, das war für mich wirklich frustrierend und eine sehr, sehr unbefriedigende Angelegenheit. Ich habe dann auch, also, vielleicht liegt es auch einfach an der Größe und Art, wie sie aufgewachsen sind, also, sehr ländlich eben. Also, da habe ich mir das erste Mal Gedanken darüber gemacht, weil das wahrscheinlich doch nicht so normal ist, wie ich das immer empfunden habe, nachdem die Sache für mich geklärt war. Und da doch feststellen musste einfach, wie konservativ das Denken ist. Wahrscheinlich gar nicht mal von der Gesellschaft her, sondern von den Frauen ein-

fach, die es halt betrifft und die sich mehr Gedanken gemacht haben um ihre Nachbarn, als eigentlich um ihr eigenes Leben und in so einen Kreislauf rein gekommen sind, wo ich sage, dass sie damit eigentlich gar nicht beziehungsfähig sind, oder es zumindest sehr schwierig ist.“

Simone (35), die nach erfolgreich verlaufener Auseinandersetzung mit ihrer Mutter und viel Unterstützung durch ihre übrige Familie mittlerweile sehr offensiv mit ihrem Lesbischessein umgeht, sucht nach diesen Erfahrungen nach einer Erklärung, warum es für ihre jeweilige Partnerin nicht möglich war, offen und selbstbewusst mit ihrer Lebensweise umzugehen. Dabei beschreibt sie auch, wie sehr ihre Freundinnen die Ablehnung homosexuellen Lebens verinnerlicht haben und sich selbst lieber „kasteien“, statt die Meinung der Nachbarn zu ignorieren. Ebenso wird hier die Bedeutung der vermuteten sozialen Anerkennung oder Ablehnung deutlich. Die Ablehnungs- und Ausgrenzungsbefürchtungen der Freundinnen von Simone (35) sind so groß, dass auf das Ausleben der eigenen Vorliebe lieber teilweise oder ganz verzichtet wird, statt sich der möglichen Ablehnung auszusetzen. Auch Nicole (21), erzählte davon, dass eine ihrer Beziehungen auseinander ging, weil ihre damalige Freundin auf keinen Fall wollte, dass irgendwer davon erfährt, dass sie ein Paar sind, was sie „ziemlich ätzend“ fand.

„Ich meine, ich verlange nicht, dass sie sich hinstellt und mit einem Schild rumrennt: ‘Hey, ich bin lesbisch!’ Aber, ja, also, ich konnte einfach nicht zu ihr kommen, weil ihre Eltern da waren und sie Angst hatte, das die was merken. Sie meinte immer: ‘Ja, aber die denken sich das doch, wo ich noch nie einen Freund hatte.’ Ja, und das Thema habe ich dann nicht lange mitmachen können, weil wir uns einfach nicht gesehen haben. Ja und dann hat sie es endlich ihren Eltern erzählt, aber hat dann ganz schnell gesagt, dass das nur eine Phase gewesen wäre und sie wäre jetzt wieder hetero und dann war das für mich klar. Da war dann für mich der Ofen aus, weil das Spielchen noch mal mitmachen, da hatte ich keinen Bock drauf.“

Diese Probleme kennt auch Angelika (37). Sie hat erlebt, wie schwierig es für sie sein kann, wenn die Freundin, die man hat, sehr viele Ängste davor hat, dass irgendwer entdecken könnte, dass sie ein Paar sind.

„Ich glaube schon, dass es eine Menge Frauen gibt, die sich verstecken und die gar keinen Kontakt zu anderen haben und dadurch sehr isoliert sind, eben auch, weil es einfach gar nicht so viele Gelegenheiten gibt, also, wenn die gerade nicht gerne auf Frauenfeste gehen. Zum Beispiel eine Frau, mit der ich so drei Monate zusammen war, die war zum Beispiel eine davon, die wirklich sehr zurückgezogen gelebt hat, es mit Mühe und Not ihrer Schwester und Mutter gesagt hat und die das aus reiner Angst auch kaum gelebt hat. Die hat auch immer Schiss gehabt, dass das irgendwelche Kunden mitbekommen und sie dann keine Aufträge mehr bekommt und so, die also wirklich richtig massiv Angst hatte. Es durfte auf gar keinen Fall irgendwer wissen und wir haben da oft auch richtig Krach bekommen, weil ich zum Beispiel mal von ihrem Faxgerät ein Fax losgeschickt habe und dann hat sie wunder was gemeint, dass jetzt jemand was erfährt von dem Faxkopf oder so. Das war total schwierig, die hatte da wirklich so massive Ängste, dass sie da Probleme bekommt und das war eben auch so eine, die deshalb auch nicht weggeht und die man eigentlich nie irgendwo sieht.“

An diesen Schilderungen wird deutlich, dass selbst dann, wenn die Frauen für sich persönlich einen selbstbewussten und offeneren Umgang mit ihrer gleichgeschlechtlichen

Lebensweise gefunden haben, sie mit den virulenten Ängsten und Befürchtungen vor Diskriminierungen über die Nähe zu ihren nicht offen lebenden Partnerinnen oder Freundinnen konfrontiert werden. Selbst dann also, wenn den Frauen die eigene Familie und das eigene berufliche und soziale Umfeld anerkennend und unterstützend zur Seite stehen, kommt es zu Beeinträchtigungen. Die Auseinandersetzung damit, dass Teile der Bevölkerung gleichgeschlechtliche Lebensweisen skeptisch betrachten oder ablehnen, dass Frauen Ausgrenzungs- und Diskriminierungsbefürchtungen mit sich tragen, lässt sich nicht umgehen und hat daher Einfluss auf Lebensgefühl und Lebenssituation der Frauen.

Eine andere von mir interviewte Frau, Alexandra (34), erzählt davon, wie sich Stress und Probleme in einer Beziehung, die sie mit einer „schwierigen Frau mit vielen Gewalterfahrungen“ hatte, zu einer „handfesten Lebenskrise“ für sie entwickelt hat, auch, weil sie kaum Freunde in der Großstadt hatte und ihre Familie sie nicht unterstützte.

„Also, acht Monate waren wir richtig in einer Beziehung zusammen, wie gesagt, sie hat das auch sehr forciert, dass wir ganz eng zusammen waren, sie ist also auch direkt zu mir gezogen, also sie stand halt einfach mit ihren Sachen in meinem Appartement so: ‘Ja, wir sind eh’ immer zusammen.’ Und ich habe mich da irgendwo auch nicht abgrenzen können und sagen können: Das ist es eigentlich noch gar nicht, ich brauche da noch die Zeit, um das für mich raus zu finden. Das habe ich mir auch selber nicht gegeben damals. Und ja, dann ging es halt, wie gesagt, sehr tragisch auseinander, deswegen, weil sie ja überhaupt kein Selbstvertrauen hatte und auch mir überhaupt nicht getraut hat und, ja, Eifersuchtsszenen, aber auch nicht nur Eifersuchtsszenen, sondern sie hat auch versucht, mich abzuschotten von meiner kompletten Umwelt, mich bedroht und all so was, also das war schon ziemlich, ja, wie soll, wie kann ich sagen, also einfach sehr dramatisch. Das endete auch sehr dramatisch. Ich habe sie nachher einweisen lassen müssen, nach einem Suizidversuch und dann kam sie raus und dann hat sie versucht sich zu rächen. Es war einfach eine ganz dramatische Sache, auch für mich ganz schlimm, weil ich einfach auch noch keine Freundschaften hatte und auch keine Partnerin hier hatte, die Familie weit weg war und die, also ich hatte das zwar allen erzählt, also meiner Mutter und meiner Oma, aber eben null Verständnis, also, da konnte ich mich auch nicht hinwenden zu der Zeit. Da ging es mir bei den äußeren Umständen eben schlimm. Natürlich war ich da einfach damit beschäftigt mein Leben zu organisieren oder auch einigermaßen stabil zu bleiben, also, da ging es mir sehr schlecht.“

Da lesbische Frauen nicht nur wegen ihrer sexuellen Orientierung sondern auch aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit diskriminierungsgefährdet sind und häufiger Opfer von Gewalterfahrungen werden¹⁸⁴, werden zwangsläufig erlittene Verletzungen und Traumata aus diesen Gewalterfahrungen in Beziehungsdynamiken ausagiert, wenn zwei Frauen eine Beziehung eingehen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich zwei Menschen mit Gewalterfahrungen begegnen, steigt allein dadurch, dass es sich bei diesen Menschen um zwei Frauen handelt. Die Überforderung damit schildert Alexandra (34) deutlich. Vor allem auch das Fehlen eines unterstützenden amicalen und familiären Netzwerkes wird von Alexandra (34) als besonders nachhaltiges Problem geschildert, welches sie, wie sie sagt, „in den Grundfesten erschüttert hat“.

¹⁸⁴ Vgl. dazu Constance Ohms: Gewalt gegen Lesben, 2000, S. 53-104.

IV.3.3.2. Eltern und Familie

Von den Frauen, die davon erzählen dass sie ein angespanntes oder schwieriges Verhältnis zu ihren Eltern und/oder ihrer Familie haben, wird klar formuliert, dass sie sich mehr Akzeptanz und Anerkennung ihrer Lebensweise bzw. auch mehr Unterstützung gewünscht haben bzw. teilweise immer noch wünschen. So gibt es einige Frauen, die davon erzählen, dass ihre Eltern zwar davon wissen, dass sie mit Frauen zusammenleben, dass darüber aber, einem Tabu gleich, nicht gesprochen wird. Nicole (21) erzählt von der Haltung ihrer Eltern beispielsweise:

„Sicherlich wäre es ihnen andersherum lieber gewesen, ja klar ich meine, du hast halt weniger Probleme in der Gesellschaft, sage ich jetzt einfach mal, aber ein Problem war es jetzt nie. [...] Gut mit meinen Eltern, das wird irgendwo totgeschwiegen, das Thema, dass ist aber auch okay.“

Diese Frauen entwickeln in der Regel eine Strategie, sich mit dem Tabu, zu arrangieren und trotzdem eine Beziehung zu den Eltern zu pflegen. So beschreibt auch Maria (31), dass sie sich schon mehr Verständnis gewünscht hätte, ihre Mutter allerdings auch nicht, wie sie es ausdrückt, nötigen will.

„Meine Mutter negiert das, das macht sie immer noch. Ich finde das schon schade, klar. Und jetzt, ich will da jetzt auch gar nicht mehr groß damit anfangen, mein Gott, ich muss das auch irgendwann mal akzeptieren, das passt ihr nicht ganz so das Thema. Sie kann damit nicht umgehen, warum soll ich sie nötigen. Sie lehnt es nicht ab, aber sie hat Schwierigkeiten damit. Und wenn ich Fragen oder Probleme habe, dann geh ich eh' zu meinen Schwestern.“

Ihre letzte Freundin hat Maria (31) „hartnäckig und einfach“ mit nach Hause gebracht, obwohl sie wusste, dass ihrer Mutter das nicht recht ist.

„Sie hat sie dann auch nicht vollkommen ignoriert. Also, sie hat schon so das Nötigste gesprochen, so ist es nicht. Sie hat sie nicht schlecht behandelt oder sonst etwas, aber sie hat sie jetzt auch nicht groß hofiert. [...] Und Verständnis, ach klar, das wünscht man sich immer von einer Mutter, dass ist doch normal, wenn man quasi seinen Lebenspartner, oder eben derzeitigen Lebenspartner mit nachhause bringt, dass der dann auch gemocht wird, klar will man das. Mein Vater war ja da auch ganz anders. Der war sehr wohlwollend, hat so Späße gemacht und so, eben ganz normal, aber meine Mutter hat das nicht gemacht. Klar, hätte ich mir das gewünscht, logisch.“

Deutlich wird hier die Strategie, sich kleine Zugeständnisse zu „erobern“, damit die eigene Lebensweise im familiären Umfeld nicht vollständig ausgeblendet werden muss. Verbunden ist damit allerdings auch ein Wissen um die anhaltende Ablehnung durch Eltern oder Elternteile, die als dauerhafte Belastungen und Einschränkungen erlebt werden. Andere Frauen haben sich auf die Strategie verlegt, sich ihren Eltern zuliebe ungeoutet zu verhalten, mindestens im direkten Umfeld der Eltern. Eltern dieser Frauen haben immer noch Angst vor der Entdeckung durch „die Nachbarn“, so dass sie immer wieder eindringlich bitten, ihre Töchter mögen doch „Rücksicht“ nehmen und ihr Lesbischsein bei Besuchen nicht offen zeigen. Die Aufforderung sich zu verstecken wird von den Frauen

nicht immer bewusst wahrgenommen bzw. als solche thematisiert. So erzählt Nicole (21), dass sie es einfach ihrer Eltern zuliebe macht.

„Also, meine Mutter hat halt immer noch, auch heute noch Angst, wegen der Nachbarn und so. Und da sage ich halt zu ihr: ‘Ich habe selber keinen Bock, da in meinem kleinen Kuhdorf, das irgendwie breit zu treten.’ Da habe ich ja selber keine Lust darauf. Ich renne eben nicht knutschend rum, das nicht. Gut, das mache ich einfach für meine Eltern. Ich habe damit auch kein Problem und nach der Ausbildung, da bin ich eh’ nicht mehr zu Hause, dann hat sich das eh’ erledigt.“

Dass diese Strategie nicht ohne Einschränkung und Belastung funktioniert, wird auch an der unvermittelten Erleichterung erkennbar, die sich zeigt, wenn Nicole (21) davon spricht, dass sie es ja mit Ende der Ausbildung geschafft habe. Denn dort, wo sie arbeiten wird, so glaubt sie, wird alles anders und einfacher.

Alexandra (34) dagegen nimmt die elterliche Aufforderung, ungeoutet zu leben und unerkannt zu bleiben, sehr wohl als persönliche Einschränkung und Zumutung wahr.

„Wir haben auch ein distanziertes Verhältnis, also ich fahre auch nicht so oft hin, weil es dann doch auch immer recht anstrengend ist und meine Oma das dann auch immer so abblockt. [...] Also, ich brauche mit dem Thema gar nicht kommen, sie ist heilfroh, dass ich mit dem Thema weiter bin, dass ich 700 Kilometer weiter wohne und hat immer noch Angst, dass es irgendjemand mitbekommen könnte.“

Alexandra (34) hat die Strategie entwickelt, weit weg von zu Hause, ihr Leben zu leben und sich auf persönliches zu besinnen, wie sie es nennt. Allerdings formuliert sie auch, dass das schwierige und ablehnende Verhältnis ihrer Mutter und Großmutter sie belastet, kränkt und ärgert.

Wenn Eltern die Lebensweise ihrer Töchter auch über einen längeren Zeitraum ablehnen und die Töchter nicht bereit sind, sich damit zu arrangieren, dann bleibt das Verhältnis bzw. die Beziehung nachhaltig eingeschränkt und wird zwangsläufig distanziert. Verloren geht den Frauen der wichtige supportive Rückhalt von Eltern und der Familie, der insbesondere bei krisenhaften Lebensereignissen, wie schwierigen Trennungen, dem Verlust des Arbeitsplatzes oder Krankheit, zum Tragen kommt und die Situation der Frauen zusätzlich verschlechtert. Zudem beeinflussen die Erfahrungen in der Familie den späteren Umgang mit dem beruflichen und sozialen Umfeld, denn Erfahrungen und erworbene Handlungsstrategien, die man als Kind und als Jugendliche/r in der Familie macht, sind Basis und Ausgangspunkt des späteren Umgangs mit der Außenwelt.

M. Erdheim, ein Ethnopsychoanalytiker beschreibt insbesondere die Parallelen zwischen dem Arbeitsleben und früheren Situationen aus der Familie:

„Ich vertrete die These, dass die Institution diejenigen Ängste weckt, für die das Individuum aufgrund seiner Lebensgeschichte prädisponiert ist und jedes Individuum ist für irgendwelche Ängste prädisponiert. [...] Die Vorgesetzten werden zu Vätern und Müttern, die Untergebenen zu Kindern,

die Kollegen zu Geschwistern, zu denen man in die uralten Solidaritäts-, Neid- und Rivalitätsverhältnisse eintritt.“¹⁸⁵

Es ist also nicht verwunderlich, dass es insbesondere den Frauen sehr schwer fällt in ihrem beruflichen Umfeld offen zu leben und selbstbewusst zu agieren, die von ihren Eltern aufgrund ihrer lesbischen Lebensweise abgelehnt oder aber aufgefordert werden, sich zu verstecken, so dass niemand mitbekommt, dass sie lesbisch leben.

IV.3.3.3. Subkultur und lesbische Szene

In Kapitel IV. 3. 2. 3. wurde bereits dargestellt, welche große Rolle und Bedeutung die Chance für die interviewten Frauen spielt, andere Frauen zu treffen. So formulierten alle Frauen, dass es ihnen sehr wichtig ist, zumindest die Möglichkeit zu haben, lesbische bzw. schwul-lesbische Veranstaltungen zu besuchen, auch wenn sie ganz unterschiedlich davon Gebrauch machen.

Doch die lesbische Szene mit ihren Angeboten wird keineswegs ausschließlich als positiv und unterstützend erlebt. Erstaunlich viele Frauen berichten von einem sehr ambivalenten Verhältnis zur lesbischen Szene und auch von Schwierigkeiten. Besonders auffällig ist die Tatsache, dass keine einzige Frau sagt, dass sie die subkulturellen Angebote und die Szene einfach „gut“ findet. Stattdessen werden zahlreiche Einschränkungen gemacht und zum Teil sehr widersprüchliche Erlebnisse und Empfindungen geschildert. Viele Frauen erzählen, dass ihnen die Szene, die auffällig oft ausschließlich mit lesbischen Discos, Frauenfesten und Lokalen gleichgesetzt wird, viel zu klein und einseitig ist. Es fällt auf, dass sich nur drei der interviewten Frauen in lesbisch-feministischen Projekten bewegt haben. Die anderen berichten von keinerlei Kontakt und engagieren sich offenbar wenig oder überhaupt nicht. Als Grund hierfür beschreibt Christina (30):

„Also, ich finde, also ich hatte eigentlich immer größere Schwierigkeiten mit der politischen lesbischen Szene, also, mit allem, was jenseits des Amüsier-Bereiches liegt, weil ich oft das Gefühl hatte, die Frauen haben eigentlich gar nicht meiner Lebensart entsprochen, waren wenig amüsierfreudig, waren immer sehr, wie soll ich sagen, eher verschlossen, eher schwierig, eher nicht sehr lebensfreudig, wenig lustvoll auch. Mit dieser Szene habe ich von Anfang an meine Schwierigkeiten gehabt und habe sie dann irgendwann auch nicht mehr gesucht, die Kontakte. Also, ich war am Anfang auch auf Lesbenwochen und Pfingsttreffen und das habe ich dann eigentlich ziemlich bald abgelegt, weil ich gemerkt habe, da fühle ich mich nicht wohl, da finde ich auch für mich keine richtige Geborgenheit, die Stimmung habe ich auch öfters so krampfhaft und verbittert, ja richtig als krampfhaft erlebt. Deswegen kann ich nicht sagen, dass ich mich da wohl gefühlt habe.“

¹⁸⁵ Vgl. M. Erdheim: Die Psychoanalyse und das Unbewusste in der Kultur. Frankfurt a.M. 1988, S. 276/277.

Die Spaltung innerhalb der lesbischen Szene findet Christina (30) trotzdem schade.

„Ja, es regt mich schon auf, dass es eigentlich in meinen Augen so eine Zweispaltung gibt, einerseits, dass es so eine politische Frauenszene gibt und andererseits so eine, wie ich sie nenne, Amüsierszene, dass es da eigentlich wenige Zwischenwege gibt, dass es da eigentlich so ein Zweifrontensystem innerhalb einer Szene gibt, in meinen Augen. Das regt mich eigentlich auf, dass es da so wenig Annäherung gibt und wenig Möglichkeit, finde ich, beides miteinander zu verbinden. Das regt mich schon auf. Auch dass die Zugehörigkeit innerhalb einer Szene auch schon wieder mit Stigmatisierungen behaftet ist, dass man so sagt: ‘Das sind die Öko-Lesben aus den Frauenbuchläden und das sind die, die nur weggehen und gar nichts machen.’ Dass es innerhalb der eigenen Reihen Diskriminierungen gibt, das finde ich schwach und ich finde auch, dazu sind Homosexuelle und jetzt Lesben auch eine zu kleine Gruppe, da fehlt mir der Zusammenhalt dann oft.“

Viele Frauen äußern sich zu Größe und Vielfalt der subkulturellen Angebote. Viel zu klein ist die lesbische Szene beispielsweise in den Augen von Nina (27), die findet, dass es viel zu wenige schöne Lokale gibt, die ihr wirklich gut gefallen:

„Was gibt es denn schon groß an Lokalen? Gerade mal eine feste Disco und ich mag die Musik da nicht, die Frauen, die da rumspringen sind nicht mein Typ, weil ich keine Frauen mag, die sich Shirts in die Hose stecken oder die irgendwie, ja, das ist einfach nicht mein Schlag von Frau, ich weiß auch nicht. Also ich habe da auch noch nie jemanden kennen gelernt. Und die Frauenfeste sind so selten, die verpasse ich dann tatsächlich meistens irgendwie. Und so Cafés, mein Gott, was gibt es da? Die finde ich eine Zumutung, wo ich im Leben nicht reingehen würde, wenn es nicht lesbisch wäre, also, wenn es nicht Lesben für Lesben machen würden, total unsympathisch eben. Und das Publikum, also, irgendwie so diese Sorte, also, so ein bisschen in die Jahre gekommene Lesben, was ja an sich nicht schlimm ist, aber dann so komisch angezogen und mit komischer Frisur, weiß nicht. Einfach nicht so, dass ich jetzt da reingehe und mir denke: ‘Das ist jetzt mal so ein richtig schöner Laden.’ Das fehlt halt total.“

Ähnlich äußert sich auch Nicole (21). Sie erzählt davon, dass sie die erste Zeit zwar noch recht viel ausgegangen ist, dann aber den ganzen „Beziehungsklüngel zu doof“ fand.

„Ja, es ist doch im Endeffekt so, dass jeder mit jedem was hat oder hatte, weil, da kennst du dann eine und dann heißt es gleich: ‘Ach ja, das ist meine Ex, auch ja, und die auch noch.’ Na ja, das finde ich dann nicht so den Hit. Gut, das ist vielleicht auch so, jeder sammelt so seine Erfahrungen und hat nicht gleich fünf Jahre lang eine Freundin, aber dass es sich da so breit tritt, das finde ich schrecklich.“

In der Konsequenz führt es dazu, dass Nicole (21) selten innerhalb der Szene ausgeht und kaum neue Frauen kennen lernt, was sie wiederum sehr bedauert, weil sie schon gerne wieder eine Freundin hätte. Für Nina (27), die sagt, dass sie manchmal den Eindruck hat, als wäre jede mit jeder schon mal im Bett gewesen, weil die Szene so klein ist, hat es zwar nicht die Konsequenz, dass sie nicht mehr hin geht, sondern, dass „man wahnsinnig aufpassen muss, was man macht“. Auch Simone (35) erzählt davon, dass ihr die Szene zu klein ist und dadurch, wie sie es nennt, auch mittlerweile zu anstrengend geworden ist.

„Also, ich habe einen Bekanntenkreis, aber wir sind alle keine Szenegänger. Wir gehen zwar ab und zu, also, alle Jubeljahre mal auf ein Frauenfest, aber als Dauereinrichtung in die Szene, da hat auch von meinen Bekannten keine Interesse, da haben wir alle festgestellt, das ist nicht besonders stressfrei. Also stressfrei, also, ich meine, die Szene ist sehr klein im Prinzip. Du kannst kaum irgend etwas tun oder machen, dass man nicht ständig auch irgendwo mit rein gezogen wird in irgendwelche Beziehungsprobleme und jeder von uns dann eigentlich gesagt hat, da haben wir keinen Bock darauf.“

Das Kennen lernen, welches außerhalb der Szene als „oft nicht einfach“ beschrieben wird, weil lesbische Frauen kaum sichtbar sind oder „versteckt leben“, wird allerdings auch innerhalb der Szene als schwierig erlebt. So erzählt Heike (34) beispielsweise, dass sie immer wieder irritiert ist vom Verhalten der Frauen untereinander.

„Also, innerhalb der Szene habe ich bis heute niemand kennen gelernt, also, sei es in einer Kneipe oder Disco, dann schon eher in der Literatur- oder Filmgruppe, da schon, aber in eine Disco zu gehen und da eine Frau kennen zu lernen, das ist mir bis zum heutigen Tag nicht gelungen. Ich bin auch jemand, also, auch früher schon, einfach vom Typ her, dass ich eher ob des harschen Umgangstones und auch dem teilweise doch sehr martialischen Auftretens, das hat mich doch eher sehr irritiert. Ich habe da immer ein bisschen Wärme und Herzlichkeit vermisst.“

Ihren Eindruck von dem teilweise „rauen“ Auftreten erläutert Heike (34) so:

„Also, ich finde das Verhalten, also, jetzt auch im Unterschied zu schwulen Kneipen und Discos oder auch gemischten Veranstaltungen, es ist, also, ich finde die Szene, also Lesben, irgendwie, wenn sie nach draußen gehen und rausgehen in eine Disco oder Kneipe, die meinen sich so verhalten zu müssen, dass sie unheimlich auf cool machen, so dieses: ‘Sprich mich ja nicht an!’ Irgendwo, das ist so ein bisschen, also, ich weiß nicht, also jede baut so ein bisschen eine Mauer um sich rum. Jetzt bin ich auch nicht so die Szenegängerin, das mag ja heute vielleicht etwas aufgeweicht sein, aber ich finde, irgendwie ist das so. Einerseits gehen die meisten Lesben weg, um jemand kennen zu lernen, aber sie verhalten sich nicht unbedingt so, oder auch so nach dem Motto, wenn man jemanden anspricht, das ist gerade so, als würde man einen Tabuverstoß begehen. Ich meine, ich bin mir halt auch bewusst, wie unterschiedlich die soziale Gruppe der Lesben einfach auch ist. Es ist halt wirklich von der gestandenen Alkoholikerin, der Arbeiterin bis zur, keine Ahnung, Professorentante. Ja, es ist eigentlich schade, dass gerade, was die Örtlichkeit anbelangt, dass da, wo eine Frau eine andere Frau kennen lernen könnte, dass da eher eine so seltsame Atmosphäre herrscht.“

Besonders auffällig ist, dass die Frauen allerdings die Gründe für die „kühle und unnahbare Atmosphäre“ kaum benennen können. Völlig ratlos konstatiert auch Simone (35):

„Ja, ich verstehe es ja auch nicht, weil einfach so das Thema verfehlt ist, weil ich gehe da hin, um Frauen kennen zu lernen, deswegen habe ich ja die Möglichkeit bzw. deswegen haben sich ja welche die Gedanken gemacht und gesagt, sie machen Lokale für Frauen auf, und die Frauen, die gehen da rein und benehmen sich wirklich so cool und unnahbar. Ich weiß es nicht, also, dahinter gestiegen bin ich auch noch nicht.“

Aus dem gleichen Grund, dass sie sich nicht so gut amüsiert und sie es als ganz schwierig erlebt, neue Frauen kennen zu lernen, geht Elvira (38) viel lieber in lesbisch-schwule oder überwiegend schwule Lokale, weil da „die Stimmung ausgelassener ist“ und „flippiger getanzt“ wird. Zudem finden einige Frauen, dass Lesben ihre eigene kleine Welt aufbauen und sich abschotten. Erin (27) beispielsweise findet, dass Frauen sich untereinander in ihrer Vielfalt auch wenig tolerieren und viel Anpassungsdruck aufeinander ausübt wird.

„Ja, ich meine die Lesbenwelt oder die lesbische Szene oder eben die Schwulen schieben sich ja auch selber in so eine Art Ghetto, sagen zwar es wäre nicht so, aber im Grunde haben sie sich doch ihre kleine Welt aufgebaut, die genauso aussieht, wie die, die drum herum eh schon läuft. So meine ich das. Da macht man eigentlich die gleichen Sachen, dass man die Frauen nicht so lässt, wie sie eben sind oder sie so leben lässt wie sie wollen, sondern sofort, wenn sie irgend etwas machen, was nicht in diese Strukturen passt, sie beschimpfen oder als schwarzes Schaf behandeln und sagen: ‘Guck mal, die macht das so und so.’ So meine ich das. Das ist einfach in dem Fall Intoleranz, die Frauen nicht so zu lassen, wie sie sind. Das ist dann, wie dann immer sofort Gerüchte rum gehen und wie dann immer getratscht wird, die macht dieses und jenes und so und so, das ist im Grunde wirklich das Selbe. Dann denke ich immer, wenn man von anderen Toleranz erwartet, dann muss man sie in erster Linie selber zeigen und vor allem auch untereinander.“

So sagt Erin (27) von sich, dass sie versucht, sich in gewisser Weise raus zu halten und sich dem Szenedruck zu entziehen, glaubt allerdings gleichzeitig, dass es für viele sehr schwer ist, sich nicht danach zu richten. Auch Alexandra (34) fühlt sich oft unwohl und empfindet einen Anpassungsdruck, wenn sie sich in der Szene aufhält:

„Tja unterschiedlich, geht mir eigentlich bis heute noch so, also, was mich wahnsinnig stört, muss ich wirklich sagen, wenn es Frauen sind, die versuchen in irgendeiner Form ihre männliche Identität zu leben oder zu finden und insofern wahnsinnig maskulin auftreten, also das stört mich, weil ich irgendwo denke, ich verstehe es eigentlich nicht so. Gut, ich habe das jetzt nicht in der Biographie oder in der Pubertät mitbekommen, dass ich da vielleicht so schwankend war, aber ich denke einfach, mein Gott, ich muss doch als Frau nicht versuchen zu vertuschen, dass ich eine Frau bin, da mache ich mich doch lächerlich und außerdem steht es einem doch gar nicht, wenn die dann da irgendwo so ankommen mit ihren Hosen und Karohemden und nur auf maskulin, das kann ich irgendwo nicht nachvollziehen. Das ist das eine. Das zweite ist, was mich auch stört, dass ich ständig, oder dass es mir immer wieder passiert, dass ich erst mal gefragt werde: ‘Bist du eigentlich auch lesbisch, dass glaube ich nicht.’ Also dass es einfach angezweifelt wird und ich dadurch das Gefühl bekomme, ich müsste mich jetzt hier rechtfertigen und muss das jetzt großartig erklären, das stört mich dann auch.“

Sie beschreibt dabei auch deutlich ihre Verunsicherung bzw. ihre Bemühungen, sich nicht irgendwelchen Äußerlichkeiten anzupassen und sich etwas „aufzumalen“ oder sich ganz klar und eindeutig zu definieren.

„Also tja, es gibt ja viele Frauen auch, die es überhaupt nicht akzeptieren, wenn du erzählst, dass du auch mit Männern zusammen warst, die das dann direkt in irgendeine Schublade reinpressen und sagen oder eben unheimlich große Vorbehalte und Ängste bekommen, da kann ich dann zehn Mal sagen, Moment mal. Gut, ich denke Lesbischsein, also, ich kann es auch gar nicht so definieren, also,

Lesbischsein heißt doch nicht, ich kann mit überhaupt keinem Mann in meinem ganzen Leben in irgend einer Form einen inneren oder intimeren Kontakt haben, sondern ich definiere das eigentlich für mich so, dass ich weiß, rein gefühlsmäßig kann ich mich nicht arg einlassen, rein von der Sexualität bedingt, da war jetzt so viel auch nicht, aber deswegen muss ich Männer jetzt nicht hassen oder sie alle abqualifizieren und deswegen kann ich auch Freundschaften zu Männern haben, solange ich nicht irgendwie blöd angemacht werde, also jetzt von Männern. Und ich finde das dann immer sehr traurig, also ich für mich, wenn ich dann das Gefühl habe, ich muss das jetzt großartig erklären. Und, tja, ich fühle mich da teilweise auch schon unsicher, ja schon. Ja, dann denke ich mir auch wieder, vielleicht strahle ich auch so etwas aus, dass es überhaupt auf dich zurück oder eben an dich herangetragen wird. Aber sehr oft wird es auch einfach auf das Äußere bezogen, dass mir gesagt wird, ja, ich bin dann oft die einzige, die im Rock rum läuft oder die Haare, jetzt habe ich die Haare etwas kürzer, früher waren die ja noch länger, wo dann auch gesagt wurde, mit so langen Haaren. Ich passe da wohl einfach nicht so in dieses Bild rein, habe ich das Gefühl, so dieses Schubladen-denken: Haare kurz schneiden, nur Jeans und Hemden tragen und Turnschuhe, nicht schminken und ein bisschen männlich auftreten und gehen und Zigarette natürlich. Ich weiß es nicht, da kommt einfach so dieses: Du siehst gar nicht so aus. Oder: Wenn man dich auf der Straße sieht, das würde man ja nie denken. Da sage ich dann immer: Ja, und? Ich meine, ich sehe es auch nicht ein, mir da jetzt irgendetwas aufzumalen oder so.“

Neben Alexandras Bemühungen, sich nicht zu sehr anzupassen, wird auch ihre Verunsicherung und ihr Suchen nach Erklärungen deutlich. Während bei einigen Frauen die Verunsicherung und das ambivalente Verhältnis zur Szene andauern, können sich andere Frauen von dem Anpassungsdruck emanzipieren. So hat Miriam (22) beispielsweise vor allem in der Anfangszeit einen großen Anpassungsdruck bezüglich ihres Äußeren erlebt, dem sie sich später langsam entziehen konnte.

„Ich denke halt, wenn man in die Szene kommt, dann hat man einfach ein Problem damit, wenn man lange Haare hat und sehr feminin ist. Einfach, was den Attraktivitätswert anbetrifft. Weil die meisten Frauen halt doch so sind, dass sie jemand möchten, der relativ maskulin aussieht, denke ich zumindest. Früher hatte ich schon das Gefühl, also, als ich neu in die Szene kam, hatte ich einen unglaublichen Druck, da dachte ich mir, oh Gott, also, ich hatte noch lange Haare und lange Fingernägel und so, ich meine, ich sah einfach wie eine Tussi aus. Und da habe ich mir schon gedacht, so wie du jetzt ausschaust, akzeptieren sie dich nie. Und dann habe ich mich auch relativ schnell verändert. Aber heute, heute könnte ich auch im Kleid dahin gehen und hätte damit kein Problem.“

Die persönliche Entwicklung einer positiven Haltung gegenüber lesbischen Frauen und einer Strategie des Umgangs mit den Frauen innerhalb der Szene gelingt allerdings nur, wenn die Frauen sich nicht sofort zurückziehen bzw. eigentlich nur alle 1-2 Jahre mal auf ein Frauenfest gehen. Alexandra (34) geht beispielsweise so selten aus, dass eine neue positive Erfahrung kaum entstehen kann und die früheren negativen Eindrücke dadurch sehr lange Bestand haben. Insbesondere jüngere gesellschaftliche Entwicklungen zu mehr Toleranz, die sich auch im Innenverhältnis der Subkultur zwischen den Frauen widerspiegeln könnten, werden nicht erfahrbar, weil sie aufgrund des Fernbleibens von der Szene nicht korrigiert werden können. Der Besuch reiner Frauenveranstaltungen ist für

einige Frauen auch aus anderen Gründen ambivalent. Maria (31) bezeichnet den Rückzug auf reine Frauenveranstaltung als „einseitig“ und „wenig normal“ und hält sich deshalb nur manchmal auf Frauenfesten auf.

„Anfangs fand ich das ja alles auch sehr spannend aber mittlerweile finde ich es befremdend, muss ich ganz ehrlich sagen, mir fehlt ein bisschen die Normalität des Lebens, das ist zu einseitig. Es fehlen einfach Männer auf den Festen.“

Mit der Normalität, die Maria (31) fehlt, meint sie folgendes:

„Ja, wie soll ich das formulieren? Ich will mich nicht irgendwie freiwillig in eine Randgruppe begeben, das will ich nicht. Da kritisiere ich aber die Gesellschaft, also das ist mir schon klar, dass das notwendig ist, das ist mir schon klar, weil, wie soll man sich denn irgendwie dann groß kennen lernen, außer man outet sich brutal, malt sich irgend, was weiß ich, auf die Stirn, aber ansonsten bleibt einem fast nichts anderes übrig. Aber das kreide ich der Gesellschaft an und dass man sich da, also, für mich ist das irgendwie wie verstecken, irgendwie so ein bisschen ausgrenzen, das mag ich nicht, das sehe ich generell, also, das ist für mich immer ein bisschen befremdend, also, derzeit irgendwie. Das ist dann immer so ein seltsames Gefühl. Also, jetzt war ja mal wieder ein Frauenfest und ich dachte mir: ‘Was mache ich hier eigentlich, was tue ich hier eigentlich?’“

Auch Alexandra (34) versteht nicht, warum Frauen sich „so separieren müssen“ und will stattdessen, dass lesbische Frauen in der Gesellschaft präsent sind, statt ausschließlich in rein lesbische Lokale zu gehen.

„Ich verstehe nicht, warum es so ist, dass du dich so separieren musst, so separat irgendwo in so einem Café oder einer Kneipe. Ich meine, das ist es doch auch nicht, das macht doch nicht das Leben aus, wenn ich mich so eng mache und eigentlich nur noch in diese Lokale gehe, nur noch mit lesbischen Frauen zusammen bin. Ich meine, keine Hetero-Frau ist nur noch mit Männern zusammen und deswegen denke ich mir, das war auch damals mit meiner Freundin so, also, die geht überwiegend, also fast, also mindestens zu 99 % nur in Frauenlokale und ich habe oft gesagt: ‘Mensch, lass uns doch mal irgendwo hingehen.’ Weil, ich fühlte mich dann auch irgendwo ziemlich eng, so auf die Dauer, weil ich dann das Gefühl habe, so ganz am Leben nehme ich nicht mehr teil, sondern ich nehme dann, wie meine Mutter auch sagte, ich nehme dann so diese Außenseiterrolle, die nehme ich ja dann selber und zwar freiwillig ein. [...] Ich habe das einmal auf einem CSD, da ging es um so eine Rede, da hat dann ein schwuler Mann gesagt: ‘Wir brauchen noch mehr Veranstaltungen und noch mehr schwule Lokale!’ Wo ich dann gesagt habe, dass das doch überhaupt nicht der Punkt ist, denn je mehr wir in diesen Lokalitäten sind, um so weniger ist das präsent in der Gesellschaft und desto weniger müssen sich die Anderen damit auseinandersetzen.“

Andere Frauen, so wie Nicole (21) und Manuela (28), finden, dass sich die wenigsten Frauen überhaupt in der Szene aufhalten und dass dadurch das breite Spektrum und die Vielfalt auch fehlen, was sie sehr bedauern. Die Einseitigkeit innerhalb der Szene ist für Erin (27) der Grund dafür, dass viele Frauen nicht in die Szene gehen. Sie beschreibt diesen sich verstärkenden „Teufelskreis“ so:

„Es ist ja so, dass genau aus dem Grund, weil es wenig vielfältig ist, viele gar nicht so rausgehen, auch in die Szene. Da ist ja eigentlich nur ein kleiner Teil, der in die Szene oder eben die Discos geht

und die siehst du dann auch immer wieder, aber die interessanteren Frauen, sage ich jetzt mal, die gehen da nie hin. Ich kenne auch eine ganze Menge Frauen, die sagen, sie gehen da nicht hin, genau aus diesem Grund.“

Einige Frauen kritisieren zudem, dass ihnen das Nachahmen gängiger Rollenmuster und der „heilen Welt der Hetero’s“ nicht gefällt. So erzählt Erin (27):

„Also, alleine die Art und Weise, wie manche eine Beziehung leben, ich finde da ist kein Unterschied. Sei es, dass sie sich jetzt eine gemeinsame Wohnung nehmen mit Schlafzimmer, Küche, Bad, also, alleine diese Muster. Ich denke mir halt, da fühlen die sich wohl und es ist auch okay, wenn sie das so machen wollen, aber dann sollen sie auch den Anderen nicht vorwerfen, dass die das so machen, diese heile Welt. Wenn jetzt eine Frau sagt, alle Männer sind Scheiße und alle über einen Kamm schert und sagt, ich will keine Männer um mich herum haben und auf der anderen Seite schimpfen wir Lesben aber, wir Frauen werden nicht akzeptiert und werden diskriminiert, das ist ja im Grunde das Gleiche. Ich meine, wenn ich lesbisch oder schwul bin, bin ich ja von vornherein gegen diese ganzen Muster in der Gesellschaft, sei es die Rollenverteilung, wie jetzt Mädchen oder Jungen erzogen werden, dass, wenn ich schon mal sage, ich lebe lesbisch, dann heißt das doch, ich habe erstens mal eine andere Sexualität und zweitens möchte ich auch eine gleichberechtigte Beziehung, wenn ich eine habe.“

Wie diese anderen Rollenmuster allerdings aussehen könnten und was das Andere an der gleichberechtigten Beziehung sein kann, fällt Erin (27) schwer, zu beschreiben. Deutlich wird in dieser Passage, dass das Fehlen von als adäquat oder passend erlebten Rollen- und Verhaltensmuster für die Frauen eine zusätzliche Belastung darstellt. Es wird als „ganz schöne Zumutung“ erlebt, wie Nina (27) es nennt, dass man nur wählen kann zwischen „den Heteros nachmachen“ oder „selber erfinden“.

Die Größe der Gruppe lesbischer Frauen mit ihren subkulturellen Angeboten gehört zu den zentralen Rahmenbedingungen für die Lebensgestaltung der Frauen. Es scheint vor allem in kleineren Städten so zu sein, dass das Angebot an lesbischen oder schwul-lesbischen Veranstaltungen bzw. Lokalen so gering ist, dass sich nur wenige Frauen an den immer gleichen Stelle treffen, was dann als so einseitig erlebt wird, dass die Frauen sich noch mehr zurückziehen und schließlich überhaupt nicht mehr ausgehen. So erzählt Manuela (28), dass sie in ihrer Kleinstadt ganz selten weggeht, weil es eigentlich nur ein Café gibt, in das sie ab und zu geht.

„Ich muss sagen, so viel Kontakt in Anführungszeichen, haben wir eigentlich weniger, weil, das was bei uns rum läuft, das finde ich wirklich weniger ansprechend, muss ich sagen. Also ich kann mich auch mit den wenigsten irgendwie identifizieren. Also, das, was bei uns rum läuft, das ist also wirklich herb. Da würde ich auch ganz gerne, also, da möchte ich auch nicht über einen Kamm gezogen werden, weiß nicht. Also, so Kaugummi kauende, Bierglas haltende, rauchende, ich meine, ich habe jetzt auch kurze Haare, ja, aber, kanadische Holzfällerhemden tragende weibliche Wesen, würde ich jetzt mal sagen, also eigentlich mehr erschreckend, also eigentlich genau das, was man auch gerne mal im Fernsehen sieht, ja, das finde ich nicht gerade ansprechend, gar nicht eigentlich. [...] Ich finde auch die Lokale nicht, also, es gibt sehr wenige Lesbenlokale, also, ein spezielles, eigentlich gar nicht und wenn, dann ist es meistens eben in die Richtung gehend und das finde ich also sehr un-

schön. Einfach nicht so dieses, ja dieses, ich weiß nicht, ich finde es einfach abtunend, muss ich ganz ehrlich sagen, also, nicht schön, wenn ringsherum nur diese Kategorie sitzt. Also, ich bin der Meinung, ich stehe jetzt auf eine Frau, oder eben auf Frauen, wie auch immer und ja eben nicht auf einen halben Kerl oder auf 80 % Mann und das ist genau der Eindruck, den die Damen da vermitteln. Also ich finde es furchtbar.“

In dieser Schilderung von Manuela (28) wird viel Ablehnung und Angst, mit „denen gleichgesetzt zu werden“ sichtbar, obwohl sie eigentlich dabei war, zu erklären, dass sie für Vielfalt und mehr sichtbare FrauenLesben plädiert. Auffällig ist auch, dass Manuela (28) in ihren ablehnenden Äußerungen selbst Teile der lesbischen Frauen ausgrenzt, statt sich mit ihnen zu solidarisieren. Statt Akzeptanz und gegenseitige Unterstützung entsteht zu dem bereits vorhandenen Druck durch die teilweise Ablehnung der heterosexuellen Umwelt auch noch zusätzlicher Druck durch die teilweise Ablehnung aus den „eigenen Reihen“.

Zusammenfassung

In den Schilderungen der interviewten Frauen wird immer wieder ein hohes Maß an Ambivalenz im Verhältnis der Frauen und der lesbischen Subkultur deutlich. Immer wieder zeigt sich in den Gesprächen:

- Einerseits wollen die Frauen sich keine typischen Merkmale „aufmalen“ oder ihre äußere Erscheinung und ihren Kleidungsstil anpassen, nur um sichtbar zu sein, andererseits ist das Kennen lernen außerhalb der Szene sehr schwierig, weil so wenige Frauen sichtbar sind und man lesbische Frauen kaum erkennt.
- Einerseits halten sich die Frauen lieber innerhalb der Szene unter Gleichgesinnten auf, weil sie dort Akzeptanz erhoffen, andererseits empfinden sie den Anpassungsdruck innerhalb der Szene als schwierig, so dass sie zuweilen genau aus diesem Grund nicht mehr in die Szene gehen.
- Einerseits möchten die Frauen einen Ort haben, an dem sie bevorzugt und unkompliziert Frauen treffen können und andererseits werden die Veranstaltungen dann als separierend und ghettohaft erlebt.
- Einerseits wird von den Frauen bedauert, dass es zu wenige Veranstaltungen gibt, andererseits werden explizit lesbische Veranstaltungen nicht aufgesucht, weil die Zahl interessanten Frauen dort sehr klein ist und der „Beziehungsklüngel“ als zu anstrengend erlebt wird.
- Einerseits wollen die Frauen die üblichen Rollen- und Beziehungsmuster nicht nachahmen, andererseits fehlen geeignete Vorbilder und das Erfinden anderer Beziehungsmuster wird als sehr anstrengend erlebt. Zudem formulieren die Frauen einen großen Wunsch nach Normalität und Selbstverständlichkeit.

Und schließlich:

- Einerseits formulieren die Frauen den Wunsch nach Akzeptanz, Normalität und Toleranz und andererseits grenzen sie Teile der Subkultur aus und werten bestimmte Erscheinungs- und Lebensformen in den „eigenen Reihen“ ab.

Wie lässt sich dieses höchst ambivalente Verhältnis der Frauen untereinander und innerhalb der lesbischen Subkultur verstehen und deuten?

Es gibt ganz offensichtlich ein großes Bedürfnis der Frauen, sich unter Gleichgesinnten aufzuhalten, einerseits weil man so einfacher eine Partnerin mit gleicher Präferenz findet und andererseits, weil man auf Verständnis, Anerkennung und Akzeptanz hofft, welche den Frauen von der heterosexuellen Umwelt nur teilweise oder spärlich entgegen gebracht wird. Das Bedürfnis nach Kontakt zu Gleichgesinnten führt aber auch dazu, dass Frauen sich aus dem heterosexuellen Umfeld teilweise oder weitestgehend zurückziehen und sich ihre „eigene Welt“ aufbauen. Die ganze Heterogenität der sozialen Gruppe der frauenliebenden Frauen wird verdeckt von einem großen Bedürfnis nach Anerkennung und Zugehörigkeit, die zu einem inneren Anpassungsdruck innerhalb der Szene wird, der die Frauen wiederum einengt.

Ein zentraler Mechanismus im Verhältnis der Frauen und ihrer Subkultur wird hier sichtbar:

Frauen, die aufgrund ihres äußerlichen Auftretens als Lesbe besonders schnell identifizierbar sind, lösen offenbar nicht nur Ablehnung in ihrem heterosexuellen Umfeld aus, sondern auch bei anderen lesbischen Frauen, die sich vor der Ablehnung durch ihre heterosexuelle Umwelt insbesondere dann fürchten, wenn sie als zu der stigmatisierten Gruppe (hier: der Lesben) zugehörig erkannt werden. Hier verschiebt sich die Ausgrenzungsangst. Bevor sich Frauen mit der Ablehnung und mit den Quellen der Stigmatisierung auseinandersetzen und sich mit ihrem heterosexuellen Umfeld direkt konfrontieren, ist es scheinbar entlastender und einfacher, Teile der eigenen Subkultur abzulehnen und beispielsweise besonders maskulin auftretende, „herbe“ Frauen auszugrenzen. Offensichtlich handelt es sich dabei um Angstreduktion nach dem Motto: „Mir kann das nicht passieren, schließlich bin ich ja nicht so wie die da, die ich ja eh auch unmöglich finde.“ Statt zu einer Solidarisierung mit den Mitgliedern der stigmatisierten Gruppe, kommt es zu Ausgrenzungen der Frauen untereinander.

Oder mit anderen Worten: Die Ablehnung und Ausgrenzung, welche den Frauen von ihrer heterosexuellen Umwelt entgegen gebracht wird, wird innerhalb der Minderheiten-Gruppe von den Frauen als Intoleranz und Ablehnung einzelner lesbischer Frauen ausagiert. Nur so lässt sich das auffallend häufig geäußerte ambivalente Verhältnis der Frauen untereinander und zur lesbischen Szene verstehen. Aus dem kollektiven Phänomen der

stigmatisierenden Ausgrenzung einer sozialen Minderheitengruppe werden aufgrund verinnerlichter Homophobien individuelle Phänomene der Intoleranz zwischen den Frauen-Lesben. Zwangsläufig entsteht durch die Verlagerung des Aussendrucks (Ablehnung durch die heterosexuelle Umwelt) ein Innendruck innerhalb der stigmatisierten Gruppe. Diese Kombination aus Außen- und Innendruck erzeugt für die Frauen-Lesben ein Dilemma. Aufgrund vorhandener tagtäglicher Ausgrenzung und Ungleichbehandlung durch die heterosexuelle Umwelt, müssen sich die Frauen mit dem Aussendruck auseinandersetzen ohne ihm entgehen zu können. Der Rückzug auf die eigenen Reihen und die dortige Suche nach Anerkennung und Akzeptanz ist allerdings ebenso riskant, weil die Verlagerung des Außendrucks teilweise statt zu Solidarität untereinander, zu Intoleranz und Ausgrenzungen in den eigenen Reihen führt. Dieser Befund deckt sich mit den Ausführungen von B. Rommelspacher, welche die Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz ebenfalls beschrieben hat.¹⁸⁶ Auch mit den Ausführungen von B. Woltereck¹⁸⁷ zu Mechanismen der Verinnerlichung gesellschaftlicher Diskriminierung stimmt dieser Befund überein. Die Notwendigkeit, mit anderen Frauen in Kontakt zu treten, kann in der Tat für die Einzelne zu einer paradoxen Situation führen:

„Aufgrund ihrer verinnerlichten Lesbenfeindlichkeit und -angst, kann sie [A.d.V.: die einzelne Frauen-Lesbe] weder ihr eigenes Lesbisch-Sein, noch andere Lesben wertschätzen; um jedoch ihre von gesellschaftlichem Heterosexismus und Homophobie geprägten Annahmen ablegen zu können, muss sie andere Lesben treffen und diese Begegnungen mit den vormals unakzeptablen Frauen als positiv erfahren und bewerten.“¹⁸⁸

Interessant erscheint die Frage, warum die Frauen immer wieder vergleichend schildern, dass sie den Eindruck haben, unter schwulen Männern und in der schwulen Szene wäre der Umgangston und das miteinander ganz anders, „viel toleranter“ und „unkompliziert“.

Aufgrund fehlender Detailkenntnis von Seiten der Autorin, können an dieser Stelle hierzu nur einige Vermutungen angestellt werden:

- So könnte es sein, dass der gleiche Mechanismus verinnerlichter Homophobien auch unter Schwulen zum Tragen kommt, allerdings von anderen Phänomenen, wie z.B. ausgeprägte Kontaktorientierung o.ä. überlagert und abgeschwächt wird.
- Es könnte sich auch einfach um zugeschriebene Phantasie handeln, die in geringer Kenntnis der schwulen Szene übersehen, dass auch unter Schwulen zuweilen ein „rauer Ton“ oder ein hoher Anpassungsdruck in Bezug auf Körper- und Jugendkult herrscht.

¹⁸⁶ Vgl. dazu auch die Ausführungen in Kap. II.1.1.

¹⁸⁷ Vgl. dazu Kap. II.1.1.

¹⁸⁸ B. Woltereck: Zu den schmerzhaften Auswirkungen der Diskriminierung in/unter lesbischen Frauen. S. 4.

- Vielleicht handelt es sich aber auch um tatsächlich deutliche Unterschiede, deren Hintergründe im Zusammenhang mit der Tatsache, dass Schwule als Männer nicht ebenso der Geschlechterdiskriminierung unterliegen wie Lesben als Frauen. Es könnte also sein, dass sich aufgrund dieser Tatsache eine andere Gruppendynamik innerhalb der schwulen Subkultur entwickelt.

Zur Überprüfung der Hypothesen wäre eine dezidierte Auseinandersetzung mit empirischen Befunden in jedem Falle notwendig.

Mit der paradoxen Situation und dem Dilemma, wie es auch von B. Woltereck geschildert wird, gehen die interviewten Frauen unterschiedlich um. Die einen, so wie Christina (30) oder Miriam (22) wählen den Weg der Emanzipation und „befreien“ sich über einen längeren Entwicklungsprozess von Erwartungsdruck innerhalb der Szene und von ihrem anfangs benutzten „Korsett“. Sie suchen trotz Irritationen den Kontakt zu anderen Frauen und bauen sich über viele Jahre ein stabiles, sie unterstützendes Netzwerk auf. Bei diesen Frauen finden sich in den Interviews wenig Hinweise auf verinnerlichte Lesbenfeindlichkeit. Andere Frauen, so wie Elvira (38), Angelika (37), Nina (27) und Erin (27), wählen eine Strategie der Selektion. Sie halten sich oft in gemischten Lokalen auf, besuchen schwul-lesbische Veranstaltungen und gehen nur ab und an, sehr selektiv und innerlich distanziert auf Frauenfeste oder zu rein lesbischen Veranstaltungen. Diese Frauen verfügen ebenfalls über ein tragfähiges Netz freundschaftlicher Beziehungen, allerdings finden sich in den Interviews auch immer wieder Anzeichen für teilweise verinnerlichte Lesbenfeindlichkeit und intolerant erscheinende Äußerungen zu anderen Frauen der Szene.

Bei einigen Frauen hat sich die Negativspirale aus verinnerlichter Homophobie und fehlendem Kontakt zu anderen Frauen, was zu noch mehr Ressentiments und schließlich noch mehr Rückzug aus der Szene führt, offenbar zu ihren Ungunsten entwickelt. So entsteht beispielsweise bei Alexandra (34), Maria (31) oder Manuela (28) der Eindruck, dass ihre Aversion gegen als separatistisch und ghettoähnlich wahrgenommenen Szene-Veranstaltungen dazu führen, dass sie sich fast ausschließlich außerhalb der Szene bewegen, allerdings nicht ohne den Mangel an Möglichkeiten zum Kennen lernen zu bedauern. Diese Frauen verfügen kaum oder nur über sporadische Kontakte zu anderen lesbischen Frauen und die Möglichkeiten fehlt, durch positive Kontakte vormalig als unakzeptable angesehene Frauen oder negative Erfahrungen mit anderen lesbischen Frauen korrigieren zu können. In den Gesprächen mit diesen Frauen finden sich dann auch die meisten Hinweise auf verinnerlichte Lesbenfeindlichkeit.

Egal jedoch mit welcher Strategie die Frauen versuchen, das beschriebene Dilemma aufzulösen, in den Erzählungen ihrer Lebensgeschichte wird eines sehr deutlich: **Es kostet**

die Frauen viele Anstrengungen und bleibt ein zuweilen riskantes und schmerzhaftes Unterfangen, sich in diesem Spannungsfeld zu bewegen.

Ein Bereich in dem die interviewten Frauen von noch schwierigeren Problemen berichten, ist der des Arbeitsumfeldes. Im beruflichen Kontext ist es für die Frauen am schwierigsten, eine Strategie zu finden, mit ihrer Lebensweise zu leben, weil hier die befürchteten Ressentiments besonders hoch sind.

IV.3.3.4. Arbeitsumfeld

Die Vorsicht und Zurückhaltung, aber auch die Ängste und Befürchtungen der Frauen machen sich in vielerlei Hinsicht bemerkbar. So gibt es beispielsweise Frauen, wie Angelika (37) oder Erin (27), die ein sehr distanziertes Verhältnis zu Kollegen haben, so dass sie nicht in die Verlegenheit kommen, über Privates erzählen zu müssen. Zwar sagen sie gleichzeitig, dass sie kein Problem damit hätten, es „zuzugeben“, wenn sie gefragt würden, aber praktisch kommt es nicht dazu, so dass tatsächlich keiner der Kollegen weiß, dass sie mit Frauen zusammen sind. Andere Frauen, lassen das Ganze so laufen und warten darauf, dass es sich irgendwie ergibt, dass KollegInnen davon erfahren. So sagt Maria (31), dass ihre KollegInnen das einfach irgendwann mitbekommen haben, spätestens, als sie sich nach fünf Jahren von ihrer Freundin getrennt hat.

„Ich habe es gesagt. Aber jetzt nicht so direkt, sondern die haben einfach mitbekommen, dass ich mit einer Frau zusammen in einer Wohnung lebe und haben sich wahrscheinlich ihren Teil dabei gedacht und manchen habe ich das dann einfach so erzählt und manche haben es dann mitbekommen durch die Trennung, weil es mir da nicht gut ging, die haben das dann auch mitbekommen. Ja, das hat sich einfach so ergeben, weil, es wird ja auch viel geredet dann, aber das war mir dann auch egal, dass die da jetzt reden und das hat sich dann einfach so verbreitet.“

Die meisten direkten Reaktionen hat Maria (31) als positiv erlebt. Den Grund für die überwiegend positiven Reaktionen sieht sie darin, dass die KollegInnen sie längere Zeit kannten und so schon eine stabile Beziehung vorhanden war. Lediglich eine Kollegin reagiert mit deutlicher Ablehnung.

„Die Reaktionen waren von ‘Ja ist okay’ bis ‘Ach, du doch nicht’. Wo man quasi in die Verpflichtung kam: ‘Muss ich das jetzt beweisen, dass ich auf Frauen stehe? Was willst du eigentlich von mir?’ Also, Ablehnung war es bei den meisten nicht. Außer vielleicht bei diesem: ‘Nein, du doch nicht!’ Das war schon sehr viel Ablehnung, aber das war auch eine Kollegin, die hat damit Schwierigkeiten. [...] Na, dass sie halt manchmal so blöde Witze reißt, vielleicht gerade nicht in meiner Anwesenheit, oder doch in meiner Anwesenheit, aber das hat sich dann auch irgendwann gelegt.“

Ähnlich wie bei Maria (31), hat auch Nicole (21) sich zurückgenommen und abgewartet. Sie hat allerdings bei Erzählungen von Freizeit- und Wochenendaktivitäten ganz aktiv

aus ihrer Freundin „Stephanie“ einen „Stephan“ gemacht und sich dann schließlich irgendwann „verplappert“. Obwohl sie, wie sie sagt, keine Nachteile hatte, ist sie sich sicher, dass dies anders gewesen wäre, wenn auch die Ausbilder ihrer Polizei-Schulklasse davon gewusst hätten.

„Ja, es kam raus, weil ich so blöd war. Also da hatte ich eine Freundin, die Stephanie hieß und da habe ich immer gesagt: ‘Der Stephan ...’ Und dann rede ich halt so und sage prompt: ‘Und die Stephanie, meine Freundin, ...’ Und dann plötzlich schauten mich halt alle an. Ja, und dann war das halt raus. Ja, gut am Anfang ging das dann noch als Gerücht so rum und dann haben mich einige Leute angesprochen und da habe ich dann gesagt: ‘Ja, das stimmt, dass ich auf Frauen stehe.’ Und die, die mich nicht angesprochen haben, zu denen habe ich auch nichts gesagt, weil das ist dann denen ihr Problem. Aber ich habe jetzt auch nicht dadurch, also, habe keine Nachteile gehabt, gut, wobei die Ausbilder, die wissen das ja nicht. Ich denke, dass das dann schon noch mal ein viel schwerer Brocken gewesen wäre. [...] Ja gut, jetzt bin ich eh’ fertig, jetzt können sie mich eh’ nicht mehr rausschmeißen, aber ich denke mal, die hätten mir die Ausbildung schon zur Hölle gemacht, dass ich selber gegangen wäre.“

Zudem erlebt sie mit, wie einem schwulen Kollegen, der sich in einer TV-Show geoutet hat, das, wie sie sagt, „Leben zur Hölle“ gemacht wurde.

„Ich meine, ja, also, einer, der unter mir war ein Jahr, der ist bei ARABELLA aufgetreten und hat gesagt: ‘Ich bin schwul und ich bin bei der Polizei!’ Und dem haben sie dann echt das Leben zur Hölle gemacht. [...] Ja, einfach indem sie ihn blöd angeredet haben oder teilweise haben sie ihn ignoriert. Also, er hat einfach keine Freunde mehr gehabt, auf die er sich hätte verlassen können. Wenn da einfach so und so viele Leute gegen dich sind, da hast du einfach gar keine Chance, keinen Bock mehr. Das wäre mir sicher auch so gegangen, schätze ich mal. [...] Der hat dann gekündigt und ist gegangen. Ja gut, ich denke halt mal, damit muss ich rechnen, wenn ich mich bei ARABELLA hinstelle, ich meine, ja, es ist zwar traurig, aber es ist so, von der Gesellschaft noch, gerade bei den Beamten und bei der Polizei, wo es so spießig ist. Hm, und da denke ich mir halt, gut, ich erzähle ja auch nicht, wenn ich mit meinem Freund ins Bett gehe, also wenn ich hetero wäre, dann bräuchte ich das auch nicht breit treten. So denke ich halt. Ich meine gut, du bist halt schon in deiner Freiheit eingeschränkt, aber mei, draußen in der freien Wirtschaft, wenn du da an den falschen Chef kommst, da bist du dann auch weg.“

Auch in ihrem Ausbildungsalltag versucht Nicole (21) explizit zu vermeiden, dass ihr Lesbischsein bei älteren Kollegen oder Ausbildern bekannt wird, weil sie Benachteiligungen und Ausgrenzungen befürchtet.

„Im Streifeneinsatz ist es dann schon mal schwierig, wenn wir zum Beispiel Schwule antreffen. Ja, weil ich ja eine von denen bin und für mich ist das jetzt ja kein Problem, mit den Leuten umzugehen, aber die Ausbilder, die wollen halt dann ein bestimmtes Schema haben, das du dann durchziehst und damit komme ich halt irgendwie nicht so klar. Gerade bei den älteren Polizisten, da ist das halt immer noch so ein Vorurteil ‘Schwule sind einfach ätzend’ oder so, und wenn ich dann einfach mehr darauf eingehe und mich mehr verständnisvoll zeige, dann habe ich halt mehr die Angst, dass die es dann von mir vermuten könnten. [...] Ich glaube schon, dass das dann nicht so toll für mich wäre. Ja, gut bei den älteren Kollegen, ja, denke ich schon. Auch wenn sie es dir nie ins Gesicht sagen würden, die würden bestimmt nicht sagen: ‘Hey, ich finde das ätzend.’ Aber im Hinterkopf haben die das bestimmt, denke ich mir, gut, genauso, wie wenn ich jetzt weiß von einem, der ist rechtsradikal,

dann ist das bei mir ja auch im Hinterkopf drin, weil ich das nicht gut finde, so ist das bei denen wahrscheinlich genau so. Ich meine, da kann man wahrscheinlich nicht viel daran ändern, denke ich mir mal. In einem anderen Beruf, da ist das vielleicht einfacher, dazu zu stehen, aber gerade in diesem Spießertum, da ist es halt nicht einfach.“

Ähnlich konservativ wie Nicole (21) empfindet auch Christina (30) ihren Arbeitsplatz und bedauert, dass sie sich oft nicht traut, offen mit ihrer Lebensweise umzugehen.

„Also, was mich oft nervt ist, wenn ich jetzt in konservativen Firmen arbeite, dass ich dann selber zu feige bin auch richtig dazu zu stehen und oft auch, wenn gefragt wird, ob ich einen Freund habe, dass ich das dann als problematisch empfinde und vor allem wenn Firmenkontakte sich dann auch allmählich zu engeren privaten Kontakten entwickeln, dann ist es für mich schon oft ein Problem, diesen Sprung zu machen, das ist das einzige, wo ich sage, da kann ich eigentlich nicht so leben, wie ich möchte, einfach nicht so locker.“

Andere Frauen, so wie Miriam (22) oder Alexandra (34) versuchen alles zu tun, damit in ihrem Arbeitsumfeld auf gar keinen Fall bekannt wird, dass sie mit Frauen zusammenleben. So beschreibt Alexandra (34) ihre Situation als bedrückend und manchmal sehr anstrengend, wenn sie im Unterricht aufpassen muss, dass sie sich nicht verspricht und es aus Versehen rauskommt.

„Nein, da muss ich ehrlich sagen, da würde ich mich nicht trauen, das zu äußern. Einmal arbeite ich bei einem kirchlichen Verband und musste da also, selbst in der heutigen Zeit, unterschreiben, dass ich gemäß der katholischen Kirche lebe, ansonsten besteht sofortige Kündigung. Das Zweite ist, also, ich arbeite ja als Lehrerin und natürlich, auch abgesehen von der Kirche, könnte ich mir vorstellen, dass ich da absolute Schwierigkeiten bekäme und Schüler mich wahrscheinlich auch nicht mehr, also, auch reduzieren würden darauf, auch wenn jetzt, also ich sage zwar Schüler, aber die sind natürlich schon erwachsen. Also, ich habe totale Probleme damit. Im Moment gerade, weil ich eine Schülerin habe, die selber lesbisch ist und wo das, ja, ich habe es halt relativ schnell erkannt und die also auch ziemliche Probleme damit hat, aber eben auch mit ihrem Umfeld, weil sie lebt mit ihrer Freundin zusammen und, und, und. Ja, wo ich einfach unwahrscheinlich aufpassen muss, mich da jetzt nicht selber zu uten. Ich meine, ich sage natürlich immer: ‘Man kann es verstehen’ und gebe gute Ratschläge, wie sie jetzt damit umgehen könnte und versuche gleichzeitig, sie soweit auf Distanz zu halten, um ihr das nicht rüberzubringen.“

Nachdem Alexandra (34) sich auf gar keinen Fall uten will, versucht sie auf indirektem Weg etwas mehr Toleranz „rein zu bringen“, in dem sie ihre lesbische Schülerin im Lehrerkollegium verteidigt oder sich engagiert, dass das Thema Aids ausführlich unterrichtet wird. Von ihren KollegInnen und Vorgesetzten erwartet sie überwiegend ablehnende Reaktionen, sollten diese von ihrer Vorliebe für Frauen erfahren.

„Tja, ich denke, es gäbe einige dabei, die hätten nichts besseres zu tun, als es dem höchsten Direktor zu erzählen, es gäbe einige, denen wäre es völlig wurscht und egal und einem Teil, dadurch, dass diese ganze Klamotte nun mal an die Kirche gebunden ist und ich bin eh schon die einzige, die ganz öffentlich sagt, dass sie nicht hinter der Kirche steht und auch zum Thema ‘Hexen’ zum Beispiel

unterrichtet und auch immer wieder einfließen lässt, wie beschissen das ganze System eigentlich ist, immer so hintenrum, also die hätten wohl massive Probleme mit mir, die sind zum Teil halt alle ganz streng gläubig und spießig. [...] Es ist schon schwierig, also gerade wenn jetzt auch diese eine Schülerin zu mir kommt, da werde ich ja ganz hart damit konfrontiert. Ich kann natürlich jetzt keine eigenen Erfahrungen einbringen, aber dadurch, dass ich sage, dass ich selber lesbische Freundinnen habe, dadurch versuche ich das auszugleichen, dass ich nicht totales Theater spielen muss. Ja, aber schwer ist es trotzdem. Was ein bisschen hilft ist, dass ich ja hier wohne und A. doch eine Stunde entfernt ist, wo ich arbeite, das ist der einzige Vorteil den die weite Strecke bringt. Ja, da ist es also schon schwer, da habe ich auch teilweise das Gefühl, ich bin so wahnsinnig verlogen, andererseits denke ich mir auch, ich kann es dieser Schülerin ja auch immer noch sagen, wenn die Ausbildung zu Ende ist, wenn es mir so wichtig ist. Das werde ich vielleicht auch tun, aber im Moment wäre es einfach nicht drin, ich würde erpressbar werden und wenn ich den Job wechsle, dann will ich das selber tun.“

Ihre Situation beschreibt Alexandra (34) als „verfahren und kompliziert“, da fast alle Altenpflegeschulen in kirchlicher Trägerschaft betrieben werden und sie überzeugt davon ist, dass sie ihre Existenzängste einfach dazu „zwingen“, nicht offen zu sein.

„Ich müsste einfach einen vollkommen neuen Beruf lernen.“

Auch Miriam (22) erzählt davon, dass sie vor Beginn ihres Studiums keinesfalls gewollt hätte, dass irgendwer an ihrem Arbeitsplatz auch nur ahnt, dass sie mit Frauen lebt.

„Also nein, in der Bank, um Gottes willen. Nein. Nein, auf gar keinen Fall. Also, wenn du in einer Bank dich hinstellst: ‘Hallo Leute, ich bin lesbisch.’ Dann kommst du doch über Ablage nicht hinaus. Das kannst du dir nicht erlauben, das geht einfach nicht. Also, die Bank ist, glaube ich, der konservativste und spießigste Arbeitsplatz, den man sich vorstellen kann. Und im Endeffekt, finde ich, geht die das auch wirklich gar nichts an. [...] Also, ich würde das niemals sagen, weil das nur schaden kann, also, das ist ja nichts förderliches, denke ich mir. Ich würde es einfach nur Freunden sagen und Arbeitskollegen sind keine Freunde. Also wenn ich mal einen Kollegen besser kennen würde, dass der dann mein Freund wäre, dann würde ich es ihm vielleicht sagen. Ich müsste mich halt auf denjenigen verlassen können.“

Die Erzählungen der interviewten Frauen darüber, wie sie mit ihrer Lebensweise im beruflichen Kontext umgehen, stimmen überein mit den Forschungsergebnissen der Studie „Grenzgänge – Lesben und Schwule in der Arbeitswelt“¹⁸⁹. Es ist für Lesben nach wie vor sehr schwierig, an ihrem Arbeitsplatz offen mit ihrer Vorliebe für Frauen umzugehen.

Zu den Strategien, welche die interviewten Frauen entwickelt haben, gehören Folgende:

- Einige Frauen versuchen über einen längeren Zeitraum eine stabile Arbeitsbeziehung aufzubauen, bevor es publik wird, weil sie hoffen, dann mehr über ihre Arbeits- und Beziehungsqualität zu den KollegInnen definiert zu werden als über ihre sexuelle Orientierung und damit auf weniger Ablehnung zu stoßen.

¹⁸⁹ Vgl. dazu Kap. III.3.

- Andere halten ArbeitskollegInnen bewusst so weit auf Distanz, dass es keine Gelegenheit gibt, über Privates zu sprechen und glauben, damit keinen Anlass für Ablehnung und Diskriminierung zu geben.
- Einige Frauen suchen offensiv und explizit nach Arbeitgebern oder selbständigen Arbeitsmöglichkeiten, bei denen sie größere persönliche Freiheit und mehr Toleranz vermuten.
- Es gibt allerdings auch drei befragten Frauen, die mit aller Kraft dafür sorgen, dass von ihrer Vorliebe für Frauen keinesfalls etwas bekannt wird, weil sie sich sicher sind, dass ihre KollegInnen und Vorgesetzten mit Ablehnung, Diskriminierung bis hin zu Kündigung reagieren würden.

Ganz ähnlich wie schon in Bezug auf die Reaktion der Eltern, ist das Ergebnis der vorliegenden Arbeit, dass es auch im Bereich „Reaktion im beruflichen Umfeld“ keine einzige Frau gibt, die davon erzählt, dass es von Beginn an keine Schwierigkeiten oder Befürchtungen für sie gab, sich zu outen und sie von Anfang an sehr offen mit ihrem Lesbischsein am Arbeitsplatz umgegangen wären. Allen tatsächlich wahrgenommen oder lediglich vermuteten, positiven Veränderungen im gesellschaftlichen Klima zum Trotz, scheint die Tatsache, dass am Arbeitsplatz die größten Ablehnungen und Diskriminierungen befürchtet und/oder erlebt werden, sich nicht so schnell zu verändern. Eine deutlich positive Veränderung im Umgang der Frauen mit ihrer Lebensweise am Arbeitsplatz konnte auch im Vergleich zur Münchner Studie zur Situation von Lesben und Schwulen in der Arbeitswelt, deren Datenerhebung von 1995 stammt, nicht festgestellt werden. Obwohl die Frauen mehrheitlich von einem schwierigen Erleben ihrer Situation am Arbeitsplatz berichten, erzählen sie auffallend häufig davon, dass sich in ihrem weiteren sozialen Umfeld und vor allem im gesellschaftlichen Klima vieles positiv entwickelt habe.

IV.3.3.5 Weiteres soziales Umfeld & gesellschaftliches Klima

Viele der von mir befragten Frauen sind überzeugt, dass sich das gesellschaftliche Klima für Lesben in den letzten Jahren deutlich verbessert hat im Vergleich zu dem vor zwanzig oder gar fünfzig Jahren. Elvira (38), meine älteste Interviewpartnerin, die die letzten zwanzig Jahre auch innerhalb der lesbischen Szene miterlebt hat, äußert ihre Überzeugung, dass heute doch einiges einfacher ist und Lesben sich nicht mehr so sehr verstecken müssen. Allerdings, und das ist ebenso auffällig, sprechen ausnahmslos alle Frauen in dem gleichen Atemzug, in dem sie von positiven Veränderungen erzählen auch davon, dass sie noch viel Ablehnung und Vorurteile in „der Öffentlichkeit und Gesellschaft“

vermuten. Angelika (37) beispielsweise glaubt, dass es gerade bei Älteren noch viel Ablehnung gibt.

„Ich denke zum einen Teil schon, dass es einfach selbstverständlicher ist, dass es nicht mehr als so etwas absolut perverses angesehen wird, glaube ich, zumindest bei meiner Generation und jünger, bei den ganz Älteren natürlich schon noch. Dass es relativ, also, dass es normaler ist, dass es das einfach auch gibt, das glaube ich schon, ja, es ist schwer zu sagen. Ich denke aber wirklich bei den Jüngeren, dass die da wenig Probleme damit haben, sagen wir mal alle, die so unter 30 sind, dass die da wirklich keine Berührungsängste haben, also, auch bei beiden Geschlechtern, weder mit Schwulen noch mit Lesben. Und sonst denke ich, ist das schon noch so ein Thema, dass viele davon einfach nichts wissen wollen, dass das auch mehr so ist: ‘Ist schon recht, wenn’s das gibt, aber ich will nichts davon wissen. Ich will nicht wissen, ob eine lesbisch ist.’ Bestenfalls so ignorierend denke ich mal, ist das bei den Älteren.“

Einige Frauen wie Miriam (22) oder beispielsweise auch Simone (35) sind sogar überzeugt, dass es immer Menschen geben wird, die mit Homosexualität Probleme haben.

„Es wird auch heutzutage immer Menschen geben, die es ablehnen und vielleicht auch, weil sich die Gesellschaft auch bis dato zu wenig damit beschäftigt hat, vielleicht auch durch die Medien, werden sie viel intensiver damit konfrontiert, machen sich einige vielleicht auch Gedanken, bloß der Eine macht sie sich und der Andere macht sie sich nicht und dem wird man wahrscheinlich seine Meinung auch nicht, ja, es sei denn, er hat wirklich mal direkten Kontakt.“

Auch Nicole (21) hat manchmal Probleme mit „schiefen Blicken“ und glaubt, dass es viele Menschen mit Vorurteilen und Klischees gegenüber Lesben gibt, obwohl sich auch vieles verbessert hat.

„Ich habe schon manchmal einfach Probleme mit der Gesellschaft, das habe ich auch ab und zu, dass ich mir denke: ‘Ja, warum schauen die mich jetzt so doof an.’ Das regt mich auf. [...] Und dann sind das halt auch so Vorurteile, so dieses: ‘Lesben sind hässlich und haben keinen abgekriegt und Schwule können keine längeren Partnerschaften führen.’ Und das was die Medien oft darstellen, dass sind dann ja auch immer wieder diese typischen Klischees, so dieses: ‘Schwule sind immer schrille Tanten und Lesben sind Mannweiber in so Lederzeug.’ Dass 90 % ganz unspektakulär sind und auch ganz normal aussehen, steht doch in keiner Zeitung.“

Viele Frauen erzählen davon, dass sie es vor allem, wenn sie an einigen Tagen mal nicht so gut drauf sind, aktiv und bewusst vermeiden, in der Öffentlichkeit, wie zum Beispiel beim Spaziergang, als Lesben sichtbar zu sein, weil sie schlechte Erfahrungen mit „schiefen Blicken“ oder „Pöbeleien“ gemacht haben. So erzählt beispielsweise Alexandra (34):

„Also es ist schon so, dass wenn es mir schlecht ging, also, das hatte ich auch schon, also, ich könnte nicht zu jeder Zeit mit meiner Freundin Arm in Arm auf der Straße gehen, also, dass es wirklich unverkennbar ersichtlich ist, das kann ich nicht zu jeder Zeit. Also, da muss ich die Stärke haben, auch die Blicke oder Bemerkungen oder was weiß ich, dass ich auch einfach nur angeschaut werde, das aushalten zu können, mich also nicht davon runterziehen zu lassen. Und diese Stärke habe ich nicht

immer und wenn es mir eh schon schlecht geht, dann muss ich mir das nicht auch noch antun und dann hake ich sie halt bloß unter oder so.“

Auch Miriam (22) vermeidet es als frauenliebende Frau, sichtbar zu sein, empfindet dies allerdings auch als sehr anstrengend.

„Nein, nein, ich will auf gar keinen Fall, dass man das von mir weiß oder gar, dass man mir das auf der Straße ansieht, nein, ganz furchtbar. Ich finde das schon auch schwierig, in gewissen Situationen schon, einfach deswegen, weil man nicht mit allen offen reden kann und weil man immer im Hinterkopf haben muss: ‘Kann ich es dort sagen oder nicht.’ Sobald man jemand neues kennen lernt, sobald man im Beruf auf neue Leute trifft, ist das automatisch so, du musst immer aufpassen. Und das schränkt ein, weil es einfach nicht normal ist. [...] Also es ist schon eine massive Einschränkung, aber ich kann damit leben und ich denke für mich persönlich, ich mache einfach das, womit es mir gut geht und ich will ja auch, dass es anderen gut geht. Ich tue ja auch niemandem was Böses. Und wenn es andere nicht akzeptieren können, ist das im Endeffekt deren Defizit, nicht meins. Aber das ist im Endeffekt schon eine sehr starke Einschränkung. Weil man immer automatisch denken muss.“

Dass erlebte Ablehnung und diskriminierende „Pöbeleien“ schließlich dazu führen, dass man sich in der Öffentlichkeit zurücknimmt und damit selbst einschränkt, erzählt auch Heike (34). Wie sehr sie sich selbst zensiert ist ihr überhaupt erst aufgefallen und richtig klar geworden, als sie von einem Besuch der Gay-Games in Amsterdam zurückgekommen ist.

„Also direkt, da gab es eigentlich überhaupt nie Anfeindungen, also, so im unmittelbaren Umfeld. Ich habe das eher so erlebt, also praktisch, wenn du dich in der Stadt, also, wenn du dich in der Öffentlichkeit eindeutig verhältst, dass du dann eine übergebraten bekommst. [...] Ja, so dass ich zum Beispiel mal, also da stand ich mit einer Frau knutschend auf der Straße und da hat uns eine Frau so richtig angepöbelt und beschimpft, so nach dem Motto: ‘Was macht ihr denn hier?’ Und: ‘Ihr seid ja nicht ganz richtig im Kopf!’ Was war denn noch? Ja, so dumme Sprüche halt oder auch Anzüglichkeiten von Typen oder so, so was kommt da schon immer wieder mal. Wobei ich auch sagen muss, also das ist auch eine Feststellung, ich denke als Lesbe, also, auch so, wie ich mein Lesbischsein lebe, ich weiß ja, dass ich sehr zurückgenommen lebe, also, ich würde jetzt auch nicht auf die Idee kommen mich knutschend vors Rathaus zu stellen, das ist, also ich denke, ich schränke mich da schon ein, also ich nehme mich da zurück, einfach aufgrund negativer Erfahrungen und so diesem Gefühl: ‘Man muss es ja nun nicht gerade provozieren.’ Ich habe einfach auch keine Lust, da jetzt so dumm angepöbelt zu werden. Das ist mir auch mal wieder so eklatant bewusst geworden, als wir zehn Tage in Amsterdam bei den Gay-Games waren und du verhältst dich völlig anders. Du erlebst dich einfach frei und ungezwungen und merkst auch, wie selbstbeschränkend man sich so in Alltagssituationen verhält. Also, ja nicht so aufzufallen, aber das ist auch schon so unbewusst, dass es dir gar nicht mehr klar ist, wie du dich selber einschränkst in deiner ganzen Verhaltensweise. Es geht ja jetzt dabei nicht um so, ja was weiß ich, wilden Sex zu haben in der Öffentlichkeit oder so, aber einfach so kleine Gesten und so Selbstverständlichkeiten. Ich empfinde das schon, also auch, wenn man dann so merkt, es könnte auch anders sein, also, dann schon auch irgendwie als einschränkend. Wobei ich nicht denke, dass ich deswegen einen seelischen Knacks wegbekomme, aber ich weiß, dass es einfach eine Einschränkung ist, die du dann auch so verinnerlichst und es dir dann oft auch gar nicht mehr auffällt und so bewusst ist.“

Bei den Schilderungen zum gesellschaftlichen Klima unterscheiden die Frauen ganz klar zwischen breiter Öffentlichkeit und direkterem Umfeld. Das direkte Umfeld wird viel positiver erlebt als die diffuse breite Öffentlichkeit vermutet wird. Ein deutlicher Unterschied wird auch zwischen Stadt und Land gemacht. In großen Städten, so glauben viele meiner Interviewpartnerinnen wie beispielsweise auch Manuela (28),

„... ist das nichts Besonderes mehr, da gibt es jedes Jahr den Christopher-Street-Day, viele lesbisch-schwule Veranstaltungen und Lokale und im öffentlichen Straßenbild sieht man doch einige von uns, aber auf dem Land oder in Kleinstädten, da gibt es doch kaum was und die Landbevölkerung, da glaube ich schon, dass die das doch sehr ablehnen und dass es da ganz schön schwierig ist.“

In kleineren Städten und Gemeinden sei das Klima für Lesben und Schwule, so die Einschätzung, weit weniger tolerant.

IV.3.4. Zusammenfassung

Die vorangegangenen Ausführungen haben die These bestätigt, dass nach dem Coming out sich eine lebenslang andauernde Phase des **Becoming out** anschließt, in der die Frauen sich im Austausch mit ihrer näheren und weiteren Umwelt ihren Lebensweg gestalten, sich mit ihrer sexuellen Orientierung in unterschiedlich offenem Maß zu erkennen geben und sich in der momentan präferierten Lebensweise ihren Bedürfnissen entsprechend einrichten. Dazu gehört das eigene Netzwerk, das wechselnde Verhältnis zur Szene, persönliche Entwicklungsschritte und die Anpassung des Selbstkonzeptes an sich wandelnde persönliche Bedürfnisse oder sich ändernde gesellschaftliche und rechtliche Rahmenbedingungen etc. Es konnte gezeigt werden, dass sich viele Standpunkte, Ideen und Verhaltensweisen im fortschreitenden Lebensverlauf weiterentwickeln und verändern.

Auf dem Weg, ihr persönliches Selbst- und Lebenskonzept zu entwickeln, eine innere Haltung und persönliche Strategien des Umgangs mit diversen Alltagssituationen zu entwickeln und sich einzurichten in ihrer Lebensweise, gib es zahlreiche Ressourcen und unterstützende Netzwerke, aber auch alltägliche Schwierigkeiten und Probleme.

Eine zentrale Ressource sehen die Frauen in einem stabilen Freundeskreis, in dem sich ausschließlich Menschen befinden, die ihre Lebensweise akzeptieren und unterstützen. Dabei gibt es sowohl sehr frauenorientierte Freundes-Netzwerke, als auch rein lesbisch-schwule oder ganz bunt gemischte. Im Lebensverlauf scheint es allerdings eine Tendenz zu mehr heterogenen Freundeskreisen zu geben, während am Anfang das Knüpfen überwiegend lesbischer Kontakte forciert wird. Frauen, die insgesamt wenige lesbische Kontakte haben, sich auch selten in der Szene aufhalten, beschreiben einen Mangel an Austausch und an Möglichkeiten, auch potentielle Partnerinnen kennen zu lernen. Bei diesen

Frauen finden sich deutlich mehr Anzeigen verinnerlichter Lesbenfeindlichkeit als bei den Frauen mit Kontakten zu anderen Frauen/Lesben. Als markante Schwierigkeit formulieren die Frauen die fehlenden Möglichkeiten, andere Frauen und potentielle Partnerinnen kennen zu lernen. Dies vor allem, wenn mit fortschreitendem Alter die Szenekneipen als Kontaktforum nicht mehr adäquat erscheinen.

Das Verhältnis zu den Eltern spielt für alle Frauen eine große Rolle. Nach dem keine interviewte Frau davon berichtet, dass ihre Eltern während des Coming out sofort oder schnell sehr akzeptierend und unterstützend reagiert haben, ist es für alle eine zentrale Frage, wie sich die Beziehung zu den Eltern weiterentwickelt. Dort, wo die Eltern und Familienangehörigen nach Monaten und/oder Jahren der Auseinandersetzung und Distanzierung langsam die Lebensweise ihrer Töchter akzeptieren und sich die Beziehung verbessert, sind die Frauen sehr froh und erleichtert. Doch nur wenige Eltern schaffen diesen Sprung, pflegen auch mit der Partnerin ihrer Tochter einen ungezwungenen Umgang und können auch mit einer sehr offenen Lebensweise ihrer Tochter gut umgehen. Einige der Eltern tolerieren zwar einige Zeit später das Lesbischsein ihrer Tochter, drängen allerdings teilweise sehr vehement darauf, dass die Tochter nicht offen lebt und Nachbarn und Familienangehörige nichts mitbekommen. Dieser Aufforderung zum Verstecken kommen die Frauen entweder nach oder aber sie distanzieren sich und brechen den Kontakt zu den Eltern ab. Beides führt bei den Frauen zu nachhaltigen Beeinträchtigungen und Belastungen, welche sich als Verunsicherungen auch im Umgang mit z.B. KollegInnen im Beruf niederschlägt. So haben nur sehr wenige Frauen über einen langen Zeitraum einen offenen Umgang mit ihrer lesbischen Lebensweise am Arbeitsplatz entwickelt.

Die Auseinandersetzung mit ihrer Situation an ihrem Arbeitsplatz ist für die Frauen mit großen Kraftanstrengungen verbunden, denn im Berufsumfeld herrschen eindeutig die größten Ausgrenzungs- und Diskriminierungsängste. Oft werden Beruf und Arbeitsplatz gezielt danach ausgewählt, dass dort eine homo-freundliche Atmosphäre herrscht. Die meisten Frauen dieser Stichprobe agieren allerdings am Arbeitsplatz nur sehr selektiv offen oder aber sie sind gänzlich ungeoutet. Dabei verfolgen die Frauen entweder die Strategie, dass sie über längere Zeit stabile Beziehungen zu KollegInnen aufbauen und sich dann, Jahre später, wenn die Gelegenheit günstig ist, outen oder aber sie tun alles, damit sie an ihrem Arbeitsplatz unerkannt leben können. Ein Frau befürchtet dabei nicht nur Sanktionen und Benachteiligungen, sondern rechnet sogar mit Kündigung, was sie zum inszenieren eines Doppeltebens veranlasst. Auch hier sind diese Strategien mit großen Kraftanstrengungen, Verunsicherungen, Beeinträchtigungen und der permanenten Angst, entdeckt zu werden, verbunden.

Auch die Nutzung lesbischer oder lesbisch-schwuler Szeneangebote verändert sich im Lebensverlauf deutlich. Stehen zu Beginn die Orientierung, der Austausch und das Kennen lernen potentieller Partnerinnen eindeutig im Vordergrund, werden später Angebote

nur noch selektiv und i.d.R. weniger oft genutzt. Dabei formulieren die Frauen übereinstimmend, dass ihnen die Möglichkeit, jederzeit in die Szene gehen zu können, sehr wichtig ist, auch wenn sie davon nur selten Gebrauch machen. Für einige Frauen ist dies auch der Grund, warum sie nicht in eine Kleinstadt oder aufs Land ziehen würden: „Weil da einfach die Angebote fehlen“. Nichts desto trotz erzählen nahezu alle Frauen von ihrem ambivalenten Verhältnis zur Szene. Sie sei zu klein und jede kennt irgendwann jede, sie sei zweigeteilt in politisch-feministische Projektszene und reine Amüsierszene, es herrsche eine coole und unangenehm abweisende Atmosphäre und zudem zuweilen ein Anpassungs- und Konformitätsdruck unter den Frauen. Viele Frauen finden es zudem sehr schade, dass, obwohl die Vielfalt sehr zugenommen hat, immer noch eine gewisse Einseitigkeit in der Szene herrscht und viele Frauen sich überhaupt nicht in der Szene aufhalten und die Kontaktaufnahme hier sehr viel schwieriger ist. Oft beschreiben die interviewten Frauen Teile der Szene sehr ablehnend und abwertend und gegenüber anderen lesbischen Frauen wird sich teilweise sehr intolerant geäußert. Das ausgeprägt ambivalente Verhältnis der Frauen zu anderen lesbischen Frauen und der Szene kann einerseits als Hinweis auf verinnerlichte Lesbenfeindlichkeit gedeutet werden und andererseits als Hinweis auf Phänomene der Verlagerung von Ausgrenzungs- und Ablehnungserfahrungen durch die heterosexuelle Umwelt, welche innerhalb der Subkultur in den „eigenen Reihen“ ausagiert wird anstatt, dass sich die Frauen untereinander solidarisieren. Die Frage der Auswirkungen sozialer Ablehnung wird im Kapitel VI. mit dem Titel „... und was ist der Preis?“ noch einmal aufgegriffen und vertieft.

Somit konnte die These erhärtet werden, dass die Prozesse des Coming out deutlich unterschieden werden können von denen des Becoming out. Die Differenzen bestehen in den Ausgangspunkten und Zielsetzungen sowie in der unterschiedlichen Bedeutung von Anerkennung oder Ablehnung durch das familiäre, amicale und subkulturelle Netzwerk.

1. **Ziel des Coming out** ist die erstmalige Klärung und Exploration der eigenen Interessen sowie ein erstes Bekenntnis zu einer sexuellen Orientierung. Ausgangspunkt sind erste Selbstwahrnehmungen zu den eigenen potentiellen Vorlieben, welche im weiteren Verlauf erkundet und exploriert werden und schließlich zu einem Selbst- und Fremdbekenntnis führen, unabhängig davon welche Form der Selbstetikettierung verwendet wird.
2. Dagegen ist das **Ziel des Becoming out** ein persönliches Selbst- und Lebenskonzept zu entwickeln und zu verwirklichen, sich in seiner jeweiligen ganz persönlichen Art z.B. „lesbisch zu leben“ einzurichten. Dies bedeutet die eigene Lebensweise auszugestalten und ein subjektiv stimmiges Verhältnis zum amicalen, subkulturellen, beruflichen und weiteren sozialen Umfeld zu finden. Zwar findet auch im Becoming out eine laufende und fortwährende Klärung und Exploration der eigenen Interessen sowie ein Bekenntnisses zu einer sexuellen Orientierung statt, allerdings ist hier der Ausgangspunkt eine bereits vorhandene Verortung, die entweder differenziert, verworfen oder aber bestätigt wird. Die Auseinandersetzung

mit den sozialen Praktiken und kulturellen Codes führt zudem zu einer Selbstetikkettierung in Abhängigkeit vom eigenen lebenszeitlich bedingten, gereiften Selbstverständnis und dem sich emanzipierenden Verhältnis zur Subkultur.

Kurz gesagt:

Coming out ist der Anfang (die erstmalige soziale Verortung in Bezug auf die sexuelle Orientierung/Lebensweise), während Becoming out die lebenslange Fortsetzung ist (die fortwährende Exploration, Überprüfung und Modifizierung dieser Verortung).

Die geschilderten Selbst- und Lebenskonzepte enthalten neben der momentanen Lebenssituation der FrauenLesben zudem immer auch Zukunftsideen und berufliche Pläne. Nach dem anhand der Aussagen, welche die interviewten Frauen in Bezug auf persönliche Erwartungen an ihre Zukunft treffen, sowohl ein Eindruck vom Grad der Zuversicht, mit der die Frauen in die Zukunft blicken, entsteht als auch ein Eindruck von ihrem Selbst- und Kohärenzgefühl, wird im folgenden Kapitel hierauf näher eingegangen.

IV.4. „Was die Zukunft mir bringt?“

Wie in den identitätstheoretischen Vorannahmen dargestellt, sind das Selbst- und Kohärenzgefühl als Teile des Identitätsgefühles ein wesentliches Ergebnis alltäglicher Identitätsarbeit.¹⁹⁰ Bei der Entstehung positiver oder negativer Selbstgefühle spielen die Selbstwahrnehmung davon, inwieweit die Identitätsarbeit in der Lage ist, die eigenen Identitätsprojekte erfolgreich zu realisieren und subjektive Bedürfnisse nach Anerkennung und Autonomie zu erfüllen, eine besonders große Rolle. Je stärker es gelingt, die individuellen Identitätsbedürfnisse zu erfüllen, desto mehr entwickelt die Person einen positiven Bezug zu sich selbst. Darüber hinaus gewinnt die Person ein Gefühl dafür, das Alltagsleben zu bewältigen.

¹⁹⁰ Vgl. auch die Ausführungen in Kap. II.1.

A. Antonovsky vertritt im Rahmen seiner Überlegungen zur Salutogenese die Ansicht:

„Je stärker das Kohärenzgefühl, desto mehr werde die Person dazu neigen, den Stressor und die von ihm gestellten Aufgaben genauestens zu untersuchen, Ressourcen zu seiner Bewältigung auszumachen und zu aktivieren und für Rückmeldungen und gegebenenfalls Neuorientierung offen zu sein. Je stärker ausgeprägt somit das Kohärenzgefühl, desto flexibler handle eine Person. Je niedriger das Kohärenzgefühl, desto wahrscheinlicher reagiere sie ohne Berücksichtigung der situativen Bedingungen ihren Persönlichkeitszügen entsprechend starr.“¹⁹¹

Das Kohärenzgefühl wird dabei von Antonovsky definiert als

„eine globale Orientierung, die ausdrückt, in welchem Ausmaß man ein durchdringendes, andauerndes und dennoch dynamisches Gefühl des Vertrauens hat, dass

1. die Stimuli, die sich im Verlauf des Lebens aus der inneren und äußeren Umgebung ergeben, strukturiert, vorhersehbar und erklärbar sind;
2. einem Ressourcen zur Verfügung stehen, um den Anforderungen, die diese Stimuli stellen, zu begegnen;
3. diese Anforderungen Herausforderungen sind, die Anstrengung und Engagement lohnen.“¹⁹²

Dies bedeutet, dass die drei wesentlichen Komponenten des „sense of coherence (SOC)“, Verstehbarkeit, Machbarkeit/Handhabbarkeit sowie Bedeutsamkeit/Sinnhaftigkeit als Indikator für eine hohe Wahrscheinlichkeit einer aktiven und erfolgreichen Bewältigung von Alltagssituationen angesehen werden können. Entscheidend ist also, dass die gemachten Selbsterfahrungen der Person ein Gefühl von Gestaltbarkeit und positiver Selbstbewertung ermöglichen.

Die zentrale Frage für eine Person besteht darin,

„auch bei sehr unterschiedlichen Identitätsprojekten ein Gefühl des Sinnhaften (das Alte war nicht sinnlos, und das Neue macht Sinn), des Verstehbaren (beispielsweise, warum die Veränderung eines Identitätsprojektes notwendig wurde) und der eigenen Gestaltbarkeit (das neue Identitätsprojekt ist Teil eines selbstrealisierten Entwurfs) zu haben. Kohärenz entsteht so weniger inhaltlich denn als prozessuales Ergebnis (in dem Gefühl eines trotz unterschiedlicher Entwicklungen zu mir passenden Prozesses).“¹⁹³

Damit geben die Erzählungen über Wünsche und Erwartungen bzw. Ängste und Befürchtungen einen wichtigen Einblick über den Grad der Zuversicht und das Gefühl der

¹⁹¹ A. Antonovsky: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen 1997, S. 184.

¹⁹² A. Antonovsky: Salutogenese. 1997, S.

¹⁹³ H. Keupp u.a.: Identitätskonstruktionen. 1999, S. 246.

interviewten Frauen, an sinnhaften und gestaltbaren Identitäts- und Lebensentwürfen zu arbeiten, deren Realisierungen machbar sind und die allesamt zu dem Eindruck kumulieren, dass das Alltagsleben erfolgreich bewältigt werden kann.

IV.4.1. Wünsche und Erwartungen

Die Wünsche und Erwartungen der interviewten Frauen an ihre Zukunft kreisen um Themen ihrer privaten und beruflichen Lebensgestaltung sowie um die Situation der lesbisch-schwulen Subkultur bzw. der lesbischen Szene und dem gesellschaftlichen Klima.

IV.4.1.1. Private Lebensgestaltung

Auf die Frage, „wenn du an deine persönliche Zukunft denkst, was glaubst du, wird passieren und was wünschst du dir so?“, äußern die Frauen im Interview recht unterschiedliche, oft ganz einfache und nahe liegende Wünsche. In Bezug auf die private Lebenssituation richten sich die Wünsche in der Regel auf die Themen Partnerschaft, Kinder und Gesundheit. Oft wünschen sich die Frauen, wie Manuela (28), ganz „einfache und normale Dinge“.

„Was wird, weiß ich ja leider nicht. Ich wünsche mir einfach nur, dass es so weiter läuft, dass wir gesund bleiben, was weiß ich, dass die Beziehung so lebendig bleibt, wie sie ist, genau so gut, genau so schlecht, wie auch immer. Ja, dass sich beruflich nichts ändert bzw. so Arbeitslosigkeit, also, dass ich meinen Job behalte und so. Ja, echt ganz normale Sachen halt.“

Partnerschaft

Bei fast allen von mir interviewten Frauen richten sich die Zukunftswünsche stark auf das Thema Partnerschaft und Beziehung. Diejenigen, die gerade eine gute Beziehung haben, wünschen sich, dass die Beziehung gut bleibt und hält und diejenigen, die gerade solo leben, hoffen, dass sie bald jemanden kennen lernen, wobei die Wichtigkeit und Dringlichkeit naturgemäß variiert. Zu den Frauen, für die eine Partnerschaft besonders wichtig ist, gehört beispielsweise Nina (27). Sie wünscht sich vor allem, dass ihre Partnerschaft noch eine Weile gut funktioniert:

„Also am Wichtigsten ist mir schon, also was ich mir wünsche, hm ja das klingt zwar schon so ganz schön nach altbackenen Wünschen, aber: Ich möchte gerne, also ich möchte nicht unbedingt Single

sein. Ich möchte ganz gerne eine Beziehung haben, die mal ein bisschen länger funktioniert. Ich könnte mir es ganz grässlich vorstellen, wenn man ein bisschen älter wird und da noch Single ist, also vor allem als Lesbe. Was ja als Hetero schon super scheiße ist, aber ich glaube als Lesbe, dann ist es richtig ätzend, weil man, glaube ich, relativ schwer irgend jemanden kennen lernt, halt allein auch schon vom weggehen her.“

Von den Frauen, die möglichst bald wieder eine neue Freundin finden möchten, erzählt Angelika (37).

„Also, ich hoffe schon, jetzt auch bald wieder eine Frau kennen zu lernen, weil ich natürlich jetzt auch das Thema ‘Beziehung’ jetzt auch leben möchte, weil ich glaube, dass ich da auch einen Nachholbedarf habe und noch viel zu lernen habe, also, das ist schon ein Thema für mich, also das Suchen auch. Ich hoffe schon sehr, dass ich auch mal wieder fründig werde und dass ich das eben auch leben kann und auch die Möglichkeit habe, mich dann auch damit auseinander zu setzen.“

Auch Simone (35) wünscht sich eine neue Freundin mit der sie sich eine „normale“ Zukunft aufbauen kann.

„Also, ich denke mal, mein Wunsch ist es ja schon, einfach auch wirklich mal eine Partnerin zu finden, wo ich einfach sage, die hat wirklich auch meine Wellenlänge oder auch ähnliche Interessen, ähnliche Erfahrungen mit dem Elternhaus oder egal, was es ist, wo man einfach sagt, man kann eine einigermaßen normale, harmonische Beziehung und sich eine gemeinsame Zukunft aufbauen, wo man sich auch gemeinsam dafür einsetzt und so.“

Ganz ähnlich formuliert auch Alexandra (34), dass sie gerne eine neue Freundin hätte, um etwas aufbauen zu können. Sie allerdings möchte gar nicht so viele Gemeinsamkeit sondern vielmehr einen vertrauten Menschen haben, bei dem sie sich geborgen fühlt.

„Ich würde schon sehr gerne eine Frau kennen lernen, die mich so wie ich bin, akzeptiert und mit der ich irgendwo auch etwas aufbauen könnte. Ja, einfach mit der ich zusammen leben könnte, gemeinsam in den Urlaub fahren oder Freizeitaktivitäten auch, wobei ich jetzt auch kein Mensch bin, der nur alles gemeinsam machen möchte. Wichtiger ist mir halt die Vertrautheit. Ich wünsche mir halt irgendwo so dieses aufgehoben und geborgen sein.“

Auffällig an den Erzählungen ist, dass zwar einige das deutliche Bedürfnis und den expliziten Wunsch nach einer Partnerschaft haben, die Erfolgsaussichten dazu allerdings als mäßig oder wenig positiv ansehen. So sagt beispielsweise Nicole (21), dass sie ja gar nichts dafür tut, Frauen kennen zu lernen und erklärt dies damit, dass man „es eh nicht erzwingen könnte“. Auch Simone (35) oder Maria (31) äußern sich eher resignierend und bedauern die „geringe Aussicht auf Erfüllung“ ihrer Partnerinnenwünsche. Oft korrespondieren ein sehr ambivalentes Verhältnis zur lesbischen Szene und ein gering ausgeprägter Kontakt zu anderen lesbischen Frauen mit der persönlichen Zukunftseinschätzung, nur schwer eine neue Partnerin zu finden. Maria (31) beschreibt dies explizit mit den Worten:

„Ich würde schon gerne wieder eine Freundin haben, aber wie auch, wenn ich nichts dafür tue, aber deshalb extra weggehen, das mache ich nicht. Außerdem lernt man in der Szene ja doch niemanden kennen und außerhalb sieht man es dann Frauen ja auch wieder nicht an. Ach, ich weiß auch nicht, wie das gehen soll.“

Elvira (38) gehört zu den Frauen, die mit dem Blick in die Zukunft und auch mit der Suche nach einer neuen Freundin betont gelassen umgehen.

„Hm, tja, was soll passieren? Also, ich bin ja recht glücklich mit meinem Beruf und in der Liebe, tja, da kann ich nichts dazu sagen, entweder es kommt oder es kommt nicht. Ich tue nicht recht viel dafür, das ist mir schon klar, dass ich eine Freundin kriege, also weder mit Kontaktanzeigen noch mit weg gehen. Ich denke mir halt, es passiert oder es passiert nicht, das ist Schicksal. Ich lebe ja so ganz zufrieden, habe also jetzt auch nicht den Leidensdruck, irgendwie suchen zu müssen. Ich denke, das ist eher Zufall und alles Übrige, das kann ich bestimmen und da sehe ich der Zukunft eigentlich sehr positiv entgegen.“

Elvira (38) hat die Strategie entwickelt, andere Bereiche ihres Lebens intensiv zu gestalten, andere Interessen auszuleben und so einen Ausgleich zur fehlenden Freundin zu schaffen.

Erin (27) ist die einzige Frau der Interviewreihe, die momentan als Single lebt und dies explizit auch noch einige Zeit bleiben möchte, weil sie sich auf ihr Studium konzentrieren will und mit ihrer Situation ganz zufrieden ist.

„Ich meine, das lässt sich jetzt schwer sagen, ich bin gerade ganz zufrieden. Ich meine, keine Ahnung, ob ich später dann mal eine feste Beziehung haben werde. Momentan habe ich das ja nicht und jetzt möchte ich es ja auch nicht, weil ich gar keine Zeit und Nerven dafür habe. Momentan bin ich schon auch gerne Single und habe ganz gerne da und dort mal eine Affäre.“

Kinderwunsch

Es gibt einige der von mir befragten Frauen, die sehr gerne Kinder haben möchten. Heike (34) hat beispielsweise einen konkreten Kinderwunsch, den sie im kommenden Jahr „angehen“ möchte.

„Ja, ich meine es ist schon so, wie das jetzt aussieht, ist es wohl schon so, dass das in diesem Jahr angegangen wird oder eben im nächsten. Ich meine, ich bin jetzt 34 und ich weiß, dass mir auch nicht so unendlich viel Zeit mehr bleibt.“

Sie hat mit ihrer Partnerin schon eine Menge praktischer Überlegungen angestellt. So möchte sie auf keinen Fall eine klassische Rollenaufteilung, wo eine zu Hause bleibt und eine das Geld verdient. Sie ist, wie ihre Partnerin auch, zwar überzeugt, dass sich an ihrer Beziehung vieles ändern wird, dass sie aber gemeinsam gute Lösungen finden werden. Vor der Verantwortung hat Heike (34) manchmal ein bisschen „Bammel“, die größten Bedenken allerdings hat sie, was das gesellschaftliche Umfeld betrifft.

„Es wird ganz neu, ich meine das Kind wächst ja in einer besonderen Familie heran. Da werden sicherlich, also, du musst dich ja auch öffnen für Leute, mit denen du sonst gar nicht unbedingt etwas zu tun haben willst und auch das Kind wird dann durch Freunde und Freundinnen Leute ins Haus bringen, wo ich dann sehen muss, wie ich mit denen klar komme. Also, es wird auch , klar, natürlich werden wir auch viel mehr als jetzt auf unsere lesbische Beziehungsform hingewiesen werden, weil sich dann natürlich immer wieder Situationen ergeben werden, wo wir uns outen werden. Ich bin da aber auch zuversichtlich, also, ich denke, dass man das auch irgendwo dem Kind erklären kann oder dass eben so selbstbewusst erziehen kann, dass auch ich jetzt, also wir beide nicht, dass wir jetzt versteckt leben müssen, deswegen. Ich denke schon, dass sich das gesellschaftliche Umfeld ein bisschen geändert hat, aber ich glaube auch, dass sich das zeigen wird, wenn es wirklich darauf ankommt. Ich meine, wenn du in einen katholischen Kindergarten gehst, stehen den Leuten ganz sicher die Haare zu Berge, da ist sicher immer noch viel Aufklärungsarbeit notwendig. Es mag sich ein bisschen verändert oder eben liberalisiert haben, aber da fehlt schon noch einiges, nur: So lange kann ich nicht warten.“

Auch Miriam (22) kann sich ein Leben mit Kindern gut vorstellen.

Ach, ich möchte schon Kinder haben. Also meine Idealvorstellung ist. Ich möchte mit 35 ein Einfamilienhaus haben, zusammen mit einer Frau, die etwas älter ist als ich und zwei Kindern.“

Es gibt zudem einige Frauen, für die die Frage nach Kindern offen ist und die sich prinzipiell vorstellen können ein Kind zu bekommen, ohne dass sie konkrete Pläne dazu hegen. Simone (35) erzählt beispielsweise:

„Ja, also ich denke mal schon, dass ein gewisser Kinderwunsch bei mir da war, ob ich trotz allem jetzt noch ein Kind haben möchte oder jetzt eins noch bekommen möchte, das ist gerade so ein bisschen im Wanken. Also, ich denke mal, dass ich mir da noch eine gewisse Zeitspanne von so zwei Jahren gesetzt habe und einfach mal schaue, was so passiert.“

Es gibt aber auch viele Frauen, so wie Manuela (28), Nina (27) und Alexandra (34), welche für sich selbst ausschließen, Kinder haben zu wollen. Diese Frauen könnten sich ein Leben mit Kindern aber unter Umständen vorstellen, sollten sie eine Partnerin mit Kind kennen lernen. So sagt Erin (27) beispielsweise:

„Also, ich persönlich will keine Kinder kriegen, aber wenn ich zum Beispiel eine Frau mit einem Kind kennen lernen würde, dann wäre das okay, dann hätte ich kein Problem damit. Und wenn zwei Männer ein Kind adoptieren wollen, dann sollen die das tun, da sind die Kinder mit Sicherheit besser aufgehoben als im Heim oder in manch anderen Heterofamilien. Das spielt, denke ich, keine Rolle, ob jetzt zwei Männer, zwei Frauen oder ein Mann und eine Frau ein Kind erziehen.“

Die meisten meiner Interviewpartnerinnen sind wie Erin (27) überzeugt, dass es Lesben und Schwulen in jedem Fall auch rechtlich ermöglicht werden sollte Kinder zu haben bzw. zu adoptieren. Dass dies bisher offiziell nicht möglich ist, halten alle für eine gesellschaftliche Diskriminierung, die „schleunigst“ abgeschafft werden sollte.

IV.4.1.2. Berufliche Lebensgestaltung

Viele der von den Frauen geäußerten Wünsche an die berufliche Entwicklung haben auf den ersten Blick scheinbar wenig mit der lesbischen Lebensweise und der Vorliebe für Frauen zu tun. Im Vordergrund steht bei fast allen Frauen, die berufliche Selbstverwirklichung, etwas zu machen, was einen zufrieden stellt und auch die finanzielle Existenz sichert. Betrachtet man die Äußerungen allerdings auf den zweiten Blick, fällt auf, dass die Frauen meist häufig nach Berufsfeldern oder Arbeitsplätzen und Organisationen/Institutionen suchen, bei denen sie eine möglichst homo-freundliches Klima vermuten.

Zu den Frauen, welche vornehmlich nach beruflicher Selbstverwirklichung streben gehört beispielsweise Erin (27). Sie wünscht sich am meisten ihr Medizinstudium zu schaffen.

„Ich hoffe natürlich, dass ich mal mit meinem Studium fertig bin und dann arbeiten kann und einfach sagen zu können, dass die Dinge, die ich tue, dass die mich glücklich machen und zufrieden stellen. Im Moment denke ich eh nur an meine Prüfung, weil wenn ich die verhaue, dann schaut meine Zukunft sowieso ganz anders aus. Das wird sich finden. Also, irgendwie versuche ich mir da jetzt nicht so viele Gedanken zu machen, soweit im voraus. Ich möchte auf jeden Fall irgendwann mal nicht mehr Studentin sein und irgendwann mal nicht mehr in so minimalen finanziellen Verhältnissen rumkriechen. Ich möchte schon auch gewisse Ansprüche, die ich an mich selber habe, sei es, dass ich um die Welt reisen möchte, sei es, dass ich mir ein Auto kaufen möchte, was ich jetzt nicht kann, einfach, dass ich mir gewisse Dinge erfüllen kann, sagen kann: ‘Jetzt mag ich nicht mehr dieses Studentenleben leben’, sondern für mich selber etwas erreichen und so kleine Erfolge, die ich dann hoffentlich bis dahin habe.“

Auch Angelika (37), die schon länger berufstätig ist, wünscht sich mehr Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung. Sie hofft, dass sich ihre finanzielle Situation soweit verbessert, dass sie es sich leisten kann, mehr Zeit mit ehrenamtlichem oder frauenpolitischen Engagement zu verbringen.

„Also, vielleicht irgendwas soziales, mich um Leute kümmern, denen es halt nicht so gut geht. Ich habe da eine Adresse gesehen in der Zeitung, dass da Frauen, also dass man da so eine Art Patenschaft übernehmen kann für Frauen, die halt sehr lange im Krankenhaus sind, die dann eben besuchen oder solche Sachen. Da wollte ich mich mal erkundigen, ob ich da was machen kann, oder was frauenpolitisches. Ja, solche Sachen würde ich dann halt auch machen, wenn ich richtig viel Zeit hätte, weil die tun mir schon immer leid, auch diese Landstreicherinnen und so.“

Bei einigen Frauen ist der Wunsch an die berufliche Entwicklung sehr direkt und unmittelbar beeinflusst von der Motivation, die eigene Lebensweise besser mit Beruf und Arbeitswelt in Einklang zu bringen. Die Pläne und Ideen der Frauen, die sich im Moment noch im Studium befinden, sind davon geprägt, dass die Frauen überlegen, wie sie in der Arbeitswelt mit ihrer Vorliebe für Frauen umgehen könnten.

So möchte Nicole (21) zuallererst ihre Ausbildung in einem Monat beenden und hofft, dass ihr erster Job bei der Polizei gut wird. Wie ihr Umgang mit ihren PolizeikollegInnen wird, vermutet Nicole (21), wird sich letztlich zeigen, weil es von den Leuten abhängig ist.

„Das kommt jetzt auf die Leute drauf an, würde ich jetzt sagen, also ich gehe bestimmt nicht hin und sage: Ich bin die, komme da und da her und steh auf Frauen. Solche gibt es ja auch, dass mache ich bestimmt nicht. Ich denke mir einfach, dass ich mir nach einiger Zeit die Leute aussuche, mit denen ich dann auch privat was machen werde und die wissen das dann und die anderen halt nicht. Und wenn mich jemand fragt, dann würde ich das ehrlich zugeben, das schon, aber ich würde halt nicht selber auf die zugehen, weil ich meine, es geht doch kein Hetero rum und sagt: 'Und übrigens, ich habe einen Freund und bin hetero.' Das macht ja auch keiner.“

Nicole (21) sagt aber auch, dass sie lieber nicht so genau darüber nachdenkt, wie es werden wird, weil es schon auch sehr konservative PolizistInnen gibt und „man sich dabei dann eh‘ nur Sorgen macht.“

„Ja gut, das habe ich aber eh‘ auch aufgehört, dass ich mir da jetzt große Wunschvorstellungen mache, da macht man sich dann eh‘ nur Sorgen. Ich lebe einfach ins Leben rein und was kommt, das kommt. Ich habe schon immer gedacht: Mach einfach das, was dir Spaß macht und wenn es dir keinen Spaß mehr macht, machst du einfach etwas anderes. Irgendwas geht immer. So denke ich immer noch, auch im Privaten.“

Christina (30) könnte sich gut vorstellen sich nach dem Studium selbständig zu machen, vor allem weil sie vermutet, dass es für sie einfacher wird, offen mit ihrem Lesbischsein umzugehen, als wenn sie in einer festen Firmenstruktur arbeitet.

„Ich vermute mal, dass mein Wunsch, mal selbständig arbeiten zu können, schon damit gekoppelt ist, dass ich als Selbständige eher, leichter und lockerer mit dem Thema 'lesbisch' umgehen kann, als wenn ich jetzt in einer festen Firmenstruktur arbeite. Also da sind meine Vorstellungen, aber auch allgemein, sind meine Vorstellungen schon geprägt von der relativ langen Zeit bei mir, wo ich eigentlich sehr unglücklich und zwanghaft gelebt habe, also mich auch nicht getraut habe, dazu zu stehen, dass gerade diese Phase sehr prägend war, um genau zu wissen, was ich jetzt eigentlich haben und leben will.“

Einige Frauen, die schon länger im Berufsleben stehen und dort bisher ungeoutet sind, wünschen sich meist einen größeren persönlichen Freiraum. So möchte Alexandra (34), die große Ängste davor hat, von ihrem Arbeitgeber gekündigt zu werden, sollte der von ihrem Lesbischsein erfahren, vor allem einen Weg finden, wie sie mehr Unabhängigkeit von kirchlichen Trägern erlangen kann und gleichzeitig eine interessante berufliche Aufgabe zu haben.

„Diesen kirchlichen Träger würde ich sehr gerne verlassen, leider ist es halt in dem Beruf so, also, wenn ich jetzt nicht gerade den Beruf wechseln möchte, dass es dann wieder einen anderen kirchlichen Träger, in der Regel, ja geben würde. Ich überlege immer noch wegen einem Studiengang, der mich dann etwas freier machen würde, also vor allem beruflich freier machen würde. Es gäbe einen Studiengang, so Medizinpädagogik, oder so in der Richtung, also auch aufbauend zu dem, was ich

bisher gemacht habe, wäre. Ein Fernstudienlehrgang in Berlin, mit dem ich dann schon ein ganzes Stück breiter wäre und zwar noch nicht mal von der Arbeit selber, aber wo ich eben von diesem ganzen Trägerzeug da wegkommen würde. Ja, ich weiß es noch nicht, ob ich mir die fünf Jahre antun soll. Da bin ich noch nicht ganz sicher.“

Für Heike (34), die sich beruflich gerne verändern möchte, weil sie nach einer spannenden neuen Herausforderung sucht, ist allerdings die zentrale Frage, wie sie ihre berufliche Weiterentwicklung mit ihrem Kinderwunsch verbinden kann.

„Also, so ideenmäßig, tja, also, ich interessiere mich so ein bisschen für Kulturmanagement im weitesten Sinne, aber ich weiß eben auch noch nicht so genau was, also, so mehr in die Richtung Managementbereich oder so. Also, ich bin da noch am sortieren, was es für Fortbildungsmöglichkeiten gibt und so. Das ist für mich, das ist auch so eine Kernfrage, wie das beruflich wird, weil das berührt ja auch ein anderes, ganz wichtiges Thema für mich, denn ich will ja auch noch Mutter werden und da muss ich natürlich schauen, wie ich das in Einklang bringe. Also das sind echt so die beiden Hauptthemen, die mich momentan so umtreiben.“

Elvira (38) schließlich, die schon viele Jahre berufstätig ist, sagt von sich, dass sie sich ihr Arbeits- und Berufsfeld sehr optimal und ihren Bedürfnissen entsprechend eingerichtet hat.

„Weißt du, ich habe ja wirklich lange hingebastelt und jetzt passt alles wirklich gut. Also ich bin ja recht glücklich mit meinem Beruf, dass kann wirklich so bleiben.“

Obwohl die meisten Frauen sich recht zuversichtlich zu ihrer beruflichen Entwicklung äußern, fällt auf, dass es wenige konkrete Pläne und Strategien für die Umsetzung gibt. Vor allem bei denen, die noch im Studium sind, gibt es nur vage Phantasien zur beruflichen Entwicklung und viele Zweifel und Ängste. Dieser Befund korrespondiert sicherlich mit allgemeinen wirtschaftlichen und konjunkturellen Entwicklungen, welche berufliche Zukunftspläne „nebulöser“ und deren Realisierung weniger planbar erscheinen lassen. In jedem Fall haben die berufliche Selbstverwirklichung und die eigene finanzielle Existenzsicherung einen sehr hohen Stellenwert bei den Frauen.

IV.4.1.3. Subkultur und lesbische Szene

Auffällig an den Wünschen, welche die interviewten Frauen mit der Entwicklung der Szene und den lesbischen bzw. lesbisch-schwulen Angeboten verbinden ist, dass es zwei unterschiedliche und genau entgegengesetzte Richtungen gibt. Der Wunsch, welche einige Frauen äußern, ist, dass sie sich ein breiteres und vielfältigeres Angebot innerhalb der Szene entwickelt mit schöneren Lokalen und Veranstaltungen und besseren Plätzen

zum Kennen lernen. Der andere Teil der Frauen bevorzugt dem gegenüber die Hoffnung, dass die Szene selbst überhaupt nicht mehr notwendig ist, weil ihre Lebensweise überall als völlig normal und selbstverständlich angesehen und akzeptiert wird, so dass ein Rückzug auf nur wenige Szenelokale für Frauen die mit Frauen zusammen leben, nicht mehr notwendig ist.

Zu den Frauen, die sich ein umfangreicheres und vielfältiges Angebot an Szenelokalen wünschen, gehört Manuela (28).

„Also mehr, ja, für mich einfach mehr gemischte Kneipen, einfach. Weil wir haben hier zwar einige, aber das meiste ist mehr für Schwule zugeschnitten, dass es vielleicht mehr gemischte gibt. Vielleicht auch mehr Frauenlokale, aber eben einfach nette Sachen, also modern halt, es dürfte eben größer und abwechslungsreicher sein. Wie ich mit meiner Freundin immer wieder feststelle, ist es halt sehr schnell langweilig, weil es immer das Gleiche ist.“

Auch Angelika (37) fände es gut, wenn es mehr und vielfältigere Gelegenheiten gäbe, andere, auch ältere lesbische Frauen kennen zu lernen.

„Ja, was fehlt, sind wirklich auch Orte, um Frauen kennen zu lernen, weil es halt wirklich nur wenig gibt. Die ein oder zwei Bars, aber da sind dann auch so Frauen drin, die ich nicht unbedingt kennen lernen will oder die mich eben nicht so interessieren. Aber eben so andere, auch anspruchsvollere, intellektuellere Frauen, das ist halt irgendwie echt das Thema: Wo kann ich andere Frauen kennen lernen? Das ist ja wirklich schwierig. Also entweder am ehesten noch über irgendwelche Gruppen, dass du dich irgendwie engagierst, aber sonst? Vor allem, wenn du auch schon ein bisschen älter bist, das ist, denke ich, sicher irgendwie eine Lücke, da irgendwie eine Örtlichkeit zu haben, wo solche Frauen sich irgendwie treffen können, wo sie sich einfach gerne aufhalten. Weil halt die Frauen auch nicht mehr so ausgehen in Discos, ab einem gewissen Alter. Ich meine, das Ausgeh-Alter ist halt doch mehr zwischen 20 und 30 und ja, ich denke schon, dass die dann mangels Alternativen, dass die mehr und mehr zu Hause bleiben.“

Sie denkt dabei auch an Frauen, die vielleicht nicht als erstes oder überhaupt nicht in eine Gruppe gehen wollen, um sich zu engagieren.

„Ich denke halt, Vielfalt ist wichtig, es muss alles geben, so wie bei den Heteros halt auch, dass einfach eine Auswahl da ist. Ich denke mal, das Problem ist nur, sie alle ans Tageslicht zu bekommen. Also, ich denke, dass es prinzipiell alle möglichen Arten von Lesben gibt und das ist gut so, das Problem ist, wie gesagt eher, dass sie nicht sichtbar sind, weil sie versteckt, ‘im Schrank’ eben, sind. Ich denke halt auch, dass es einfach ganz bestimmte Hemmschwellen gibt, also, bei ganz bestimmten Frauen, die dann auch so Vorurteile haben, so ja, das wären alles Feministinnen und die mit denen so nichts zu tun haben wollen, die sich vielleicht schon zu Frauen hingezogen fühlen, aber jetzt noch nicht so dieses politische Bewusstsein haben oder auch gar nicht haben wollen, und die sich dann in solchen Plätzen, wie eine Frauendisco oder Lesbeninformationszentrum nicht hintrauen oder nicht hingehen, weil sie sich da auch fehl am Platz fühlen.“

Ein vielfältigeres Angebot an lesbischen Veranstaltungen wünscht sich auch Nicole (21):

„Ja, ich muss jetzt nicht so Ghetto oder so haben, sondern einfach so, ja, eine Art Stammtisch vielleicht, wo man einfach mal so hingeht und sich mal zusammenhockt, weil in einer Disco jemanden kennen zu lernen ist ja eh’ recht schwer. Vielleicht so, dass man sich außerhalb von Discos einfach in so einer Art Stammtisch trifft und auch weiß, dass man sich da treffen kann.“

Ganz anders dagegen sind die Wünsche beispielsweise von Maria (31) oder Alexandra (34). Sie möchten eher, dass der Rückzug auf einige wenige Lokale und Veranstaltungen innerhalb der Szene nicht mehr notwendig ist und dass Frauen sich überall aufhalten und kennen lernen. So sagt Alexandra (34):

„Ja, vielleicht irgendwie so, ich weiß auch nicht, das ist, natürlich geht das noch nicht, ich meine, das ist natürlich Utopie so etwas, aber ich würde mir eigentlich wünschen, dass du überall hingehen kannst und dass du lesbische Frauen einfach überall triffst und dass es einfach auch überall ein Thema ist, dass du dich nicht so separieren musst, so separat irgendwo in so einem Café oder einer Kneipe. Ich meine, das ist es doch auch nicht, das macht doch nicht das Leben aus, wenn ich mich so eng mache und eigentlich nur noch in diese Lokale gehe, nur noch mit lesbischen Frauen zusammen bin. [...] Wenn es nach mir ginge, dann müsste es einfach irgendein Café geben, wo halt jeder reingeht, eben nicht so dieses: ‘Ah, das ist jetzt das Schwulencafé und die Lesbenbar und das ist die Disco, wo die lesbischen Frauen auch ihre schwulen Freunde mitbringen können, aber andere halt auch wieder nicht.’ Ja, das vermisste ich eigentlich, aber ich weiß, dass es das, jedenfalls in unserer Zeit, noch nicht geben wird, so selbstverständlich ist es ja noch lange nicht.“

Ganz ähnlich formuliert auch Erin (27):

„Hm, vielleicht gibt es dann keine Szene mehr, sondern das wäre alles ganz normal. Also grob gesagt, dass es nicht mehr nötig sein müsste, dass man so etwas Eigenes aufbauen muss. Dass man zwar ein paar Kneipen hat, wo nur Frauen hingehen oder eben Discos hat, wo nur Frauen hingehen, so wie es eben Discos gibt, wo man auf Black-Music tanzen kann oder was auch immer. Vielleicht ist es ja auch irgendwann mal so weit, dass es einfach selbstverständlicher ist. Eigentlich müsste es sich ja auflösen, weil es dann egal wäre, ob ich jetzt in dem Stadtviertel wohne, wo nur Lesben wohnen oder in einem Stadtviertel wohne, wo alle möglichen Menschen zusammen wohnen, weil du da dann genauso Hand in Hand durch die Straßen gehen kannst, weil auch jeder weiß, du wohnst in dieser Wohnung und sie lassen dich einfach in Ruhe, dann könnte man es sich tatsächlich aussuchen, wo man leben möchte oder wohin man ausgehen möchte. Die Ghettos kommen ja einfach dadurch zustande, dass man es eben nicht kann und dass man sich Gleichgesinnte sucht, um sicherer zu sein.“

Allerdings äußern die Frauen, welche Szenelokale primär als Ghetto und abgeschottete Inseln erleben, nicht nur eine Utopie und Sehnsucht nach unterschiedsloser Anerkennung ihrer Lebensweise, es gibt darüber hinaus noch einen auffälligen Zusammenhang. Diese Frauen machten einerseits sehr ablehnenden Erfahrungen durch ihr Elternhaus und ihre Familie oder sehr negative Erfahrungen mit ihrem sozialen Umfeld und sie entwickelten viele Ausgrenzungssängste im beruflichen Kontext. Andererseits verfügen sie über ein deutliches Unbehagen innerhalb der Szene, wenige Kontakte zu anderen lesbischen Frauen, oft unerfüllte Partnerinnenwünsche aus Mangel an Gelegenheit und dem deutlich artikulierten Wunsch, lesbische Lebensweisen mögen sich so normalisieren, dass eine

„ghettoartige“ Szene überflüssig wird. Dagegen sind es vor allem die Frauen, die nach anfänglichen Schwierigkeiten mittlerweile über Akzeptanz und Unterstützung ihrer Eltern verfügen und deren positive Erfahrung mit Familie und Arbeitsumfeld sich ausweiten zu positiven Erfahrungen mit ihren Partnerschaften. Diese Frauen verfügen auch über viele persönliche Kontakte zu anderen lesbischen Frauen, fühlen sich wohl und integriert in der Szene und erzählen davon, dass sie es gut finden, wenn die Szeneangebote vielfältiger und umfangreicher werden, weil es in hohem Maß zu ihrer positiven Lebensgestaltung beiträgt.

Dieser Zusammenhang ist offenbar nur schwer und nicht ohne weiteres umzukehren oder aufzulösen ist. Obwohl sich Frauen wie Alexandra (34), Erin (27), Nicole (21) oder Maria (31) mit großen Kraftanstrengungen bemühen, neben den ablehnenden Erfahrungen ihrer Eltern und Familienangehörigen auch positive Reaktionen auf ihr Lesbischsein zu machen, zieht sich die Kette aufeinander folgender Kränkungen, sich entwickelnder Ängste und Ablehnungen sowie befürchteten und/oder erlebten Diskriminierungen wie ein roter Faden durch ihre Lebensgeschichte. Und dies trotz allen persönlichen Ringens, trotz Unterstützung von FreundInnen, teilweise trotz Therapie etc.

Dieser Befund legt die Vermutung nahe, dass kumulierende frühe Erfahrungen fehlender Anerkennung wichtiger Bezugspersonen nur schwer aufzuwiegen sind und die Ablehnung wichtiger relevanter Personen im weiteren Lebensverlauf deutliche Einschnitte, Beeinträchtigungen und negative Spuren hinterlässt. Der hier entstehende Eindruck der Zwangsläufigkeit der Kumulation von Erfahrungen mit Ablehnung und Ausgrenzung mag zwar als durchaus unangenehmer und kritischer Befund erscheinen, er drängt sich allerdings im Vergleich der Lebensgeschichten der hier interviewten Frauen auf und kann daher trotz der unangenehmen Implikationen nicht übersehen werden.

Obwohl die Frauen (vor allem sich selbst gegenüber) auffallend kämpferisch beteuern, dass sie „damit“ schon irgendwie klar kommen und sie das schon „hinbekommen“, sind diese Passagen nicht nur von Zuversicht sondern auch von sensibler Verwundbarkeit und Unsicherheit geprägt. Der manchmal kämpferische Ton in der Erzählung klingt oft mehr nach einem selbstvergewisserndem Mutmachen als nach wirklicher Zuversicht oder Vertrauen auf die Gestaltbarkeit ihres Lebenskonzeptes. Es verwundert daher auch nicht, dass es sehr viele Wünsche an die Verbesserung des gesellschaftlichen Klimas in den Interviews gibt.

IV.4.1.4. Gesellschaftliches Klima

Alle meine Interviewpartnerinnen wünschen sich am meisten, dass ihre Lebensweise von einer breiten Öffentlichkeit akzeptiert und toleriert wird und dass es völlig normal und

selbstverständlich wird, dass sich Frauen, wie Maria (31) sagt, „nicht nur in Männer, sondern genauso gut in Frauen verlieben können“.

Auch Erin (27) erzählt, dass sie überzeugt davon ist, dass für sie einiges leichter wäre, wenn es mehr Toleranz in der Gesellschaft gäbe.

„In erster Linie möchte ich, dass Lesben und Schwule als Menschen angesehen werden und nicht als eine Art Rasse, die man beschimpfen kann. Also, dass lesbisch und schwul einfach auch kein Schimpfwort mehr ist. Und auch, wenn man in der Zeitung so liest, wie viele Gewalttaten geschehen gegen Frauen und gerade auch gegen schwule Männer, die einfach auf der Straße, nur weil sie Hand in Hand gehen, einfach zusammengeschlagen werden. Ja, dass es einfach mal in der Öffentlichkeit so präsent wird, dass die Menschen auch keine Angst davor haben.“

Nina (27) wünscht sich, dass Lesbischsein nicht nur von aufgeschlossenen Menschen sondern auch von konservativeren Leuten oder auch in ländlicheren Gegenden respektiert wird.

„Und dann würde ich mir halt wünschen, dass auch Konservativere, also so CSU-Leute oder Kirchen-Leute, das vielleicht auch mal irgendwann verstehen, dass es das gibt. Und dass es, also wenn man diese unsäglichen Diskussionen im Fernsehen verfolgt, so dieses: Ich habe ja nichts gegen die Leute, aber ich möchte nicht, dass die in der katholischen Kirche sind. Also so was, also dass sich die Gesellschaft grundsätzlich einfach vom Kopf her etwas weitet.“

Für Miriam (22) stehen vor allem die Verbesserung des gesellschaftlichen Klimas hin zu mehr Normalität und Selbstverständlichkeit im Vordergrund.

„Ja, ich würde mir halt einfach wünschen, dass die Leute anfangen, es zu akzeptieren, also gleichwertig auch und nicht, also wenn jemand sagt: ‘Ich bin schwul oder lesbisch!’ Dass es dann eben nicht heißt: ‘Ach herje.’ Oder: ‘Ach nein, erzähl doch mal!’ Sondern dass es einfach so ist, als würdest du sagen: ‘Ich habe gerade einen Schnupfen.’ Das wäre einfach gut.

Viele Frauen formulieren dabei ihre Ansicht, dass es dazu notwendig ist, dass die Medien noch mehr und vor allem viel differenzierter über gleichgeschlechtliche Lebensweisen berichten, „statt effekthascherisch nur Klischees zu verbraten“, wie Nicole (21) es nennt. Der Darstellung lesbischer Lebensweisen als gleichwertige und gleichberechtigte Lebensform in den Medien, messen fast alle interviewten Frauen eine sehr große Bedeutung zu. So ist auch Elvira (38) der Ansicht:

„Ja, da gehört noch einige Aufklärungsarbeit dazu, denke ich mal. Die Schwulen werden immer noch als Tucken und die Lesben, also, wenn man jetzt mal ‘Frauen hinter Gitter’ sieht, also da werden Lesben ja wirklich als Monster und nicht als ganz normale Menschen dargestellt. [...] Ja, das ist einfach noch so übertrieben. Das sind so die typischen Klischees, die dann bedient werden, aber es entspricht nicht mehr der Wahrheit. So die Lesbe, die Cowboy-Gang-mäßig daher kommt, das ist es halt nicht, das bin ich nicht, das sind die meisten anderen nicht, das ist einfach total überzogen. Das Übertriebene gehört einfach noch ein bisschen weggenommen.“

Ganz ähnlich formuliert Christina (30), dass sie viele Mediendarstellungen viel zu stereotyp findet.

„Es wird eigentlich der Bevölkerung über Lesben und Schwule so ein einheitliches Ding verbraten, wo ich sage, es wird in den Medien wirklich sehr viel mit Stereotypen gedealt. Es wird im Grunde genommen für mich ein verfälschtes Bild dargestellt, weil es halt Quote bringt. Ich meine, natürlich gibt es auch diese Prototypen in der lesbischen und der schwulen Szene, aber dass es gerade in letzter Zeit einen immer größer werdenden Teil gibt von ganz verschiedenen Erscheinungsformen, das wird eigentlich, finde ich, ziemlich ausgeblendet. Das würde ja auch dem 'lesbisch' und 'schwul' das Exotische und dieses andere nehmen, wenn man sagt: 'Das ist eine ganz normale Frau, die sieht absolut normal und hetero aus und ist doch eine Lesbe.' Das würde ja den Wind aus den Segeln nehmen. Insofern, finde ich schon, dass ziemlich viel auf diesen Stereotypen rumgestampft wird.“

Christina (30) glaubt sogar, dass die überzogene Darstellung von Klischees und Stereotypen dazu beiträgt, dass sich die Ablehnung und Furcht bei manchen Menschen erhöht.

„Es sollte einfach überkommen, dass es schon ein vielfältiger, bunterer Haufen ist und ich glaube, das ist doch auch das, wo sich die Furcht bei vielen aufbaut, dass sie sagen: 'Oh Gott, die hat so kurze Haare und schaut aus wie ein Typ. Das ist doch gar keine Frau.' Dass so etwas eigentlich die Ablehnung und Furcht vor dem Anderssein erhöht. Wenn man jetzt viel mehr sehen würde, das ist eine ganz normale Frau, die macht ihren ganz normalen Job und sieht ganz normal aus, dann, glaube ich, würden auch die Berührungsängste nicht so da sein.“

Neben der Medienberichterstattung wünschen sich die Frauen vor allem auch auf politischer Ebene eine rechtliche Gleichstellung ihrer Lebensweise. In Bezug auf die Möglichkeit, eine Lebenspartnerschaft einzugehen, formulieren die Frauen, dass sie sich eine vollständige, rechtliche und steuerpolitische Gleichbehandlung erhoffen. So formuliert Manuela (28):

„Ja, Erbrecht, Adoption, Steuerrecht, alles, was eben damit zusammenhängt. Einfach das, was den Heterosexuellen auch zusteht. Warum sollten wir Menschen zweiter Klasse sein? Da muss sich schon einiges ändern, dass man es einfach auf die gleiche Stufe setzt und das nicht bloß auf das Sexuelle reduziert. Das finde ich also nicht sehr in Ordnung.“

Auch Alexandra (34) findet, dass es längst überfällig ist, dass ihre Lebensform die gleiche „Wertigkeit“ bekommt und genauso anerkannt wird.

„Die Ehe für Homosexuelle, aber auch mit allen Rechten und nicht nur Pflichten, zu legalisieren, also das wäre ja mal so eine ganz erste Sache und das eben auch ins Grundgesetz aufzunehmen, eben dass es genauso anerkannt ist und genauso die gleiche Wertigkeit hat, also auch das Finanzielle etc., dass es eben überhaupt keinen Unterschied gibt. Ich denke, wenn es politisch in so einer Form durchginge, dann hätte es einfach auch gesellschaftlich eine ganz andere Akzeptanz, weil es ja immer noch ganz viele sture Leute gibt. Ich denke, dass das einen ganz großen Einfluss hätte.“

Christina (30) wünscht sich vor allem eine beständige und aktive Schwulen- und Lesben-Politik, die konstant für die Aufhebung rechtlicher Einschränkungen kämpft.

„Dass das nicht immer so als Zuckerl-Thema behandelt wird, sondern dass der Schutz von Minderheiten und der Lebensweisen von Randgruppen, wie Lesben und Schwulen, eben wirklich auch ein fester Bestandteil der Politik ist. Dass da wirklich auch eine aktivere Beschäftigung mit dem Thema stattfindet. Mir kommt es immer so vor, wenn ich höre, dass sich die Regierung auch schwulen und lesbischen Themen öffnet, als ob es was ganz besonderes ist, wenn sie sich jetzt mit dem Thema Lesben und Schwule befassen, dass es aber ein fester Bestandteil ist und dass es auch eine gewisse Normalität hat, das erlebe ich eigentlich wenig. In Bezug auf die Anerkennung der ganzen lesbischen Lebensweise müsste wirklich mehr getan werden. Auch einfach mal mehr Anlaufstellen, wo man sagt, da können junge Lesben hingehen, auch in ländlicheren Gegenden oder auch an Schulen das Thema mal anzuschneiden, da wird das Thema ja weitestgehend ausgeblendet, auch im ganzen Bildungswesen, das zu verteilen, dass endlich klar wird, das ist eine ganz normale Lebensform. Ja, eigentlich schon viel früher auch die Normalität von schwul-lesbischen Lebensformen zu verdeutlichen.“

Gleichzeitig äußert sie allerdings ihre Überzeugung, dass es noch einer viel größeren Selbstverständlichkeit bedarf. Eine Entwicklung, die, so ihre Befürchtung, wohl noch eine ganze Weile dauern wird.

„Ich fände es einfach gut, wenn da auch durch Diskriminierungsverbote und Förderprogramme, also wenn da eine größere Selbstverständlichkeit erreicht werden würde. Ich denke, alles, was das öffentliche Leben von Lesben und Schwulen erleichtern könnte, dass man auch keine Benachteiligungen mehr befürchten muss, das fände ich schon gut. Ich denke mir nur realistischerweise, das ist zum jetzigen Zeitpunkt schon auch noch ein bisschen eine Illusion, weil es einfach noch eine zu große Masse gibt, die sich mit dem Thema gar nicht beschäftigt und da ja auch gar kein Interesse hat und dem Thema auch ablehnend gegenüber steht. Fände ich natürlich schon gut, wenn auch die große breite Masse eines Tages lernen würde, damit offener und toleranter umzugehen.“

Neben den Wünschen und Hoffnungen auf mehr rechtliche Gleichbehandlung, Toleranz, Selbstverständlichkeit und eine Verbesserung des gesellschaftlichen Klimas, formulieren einige Frauen, dass sie eine Verbesserung der Situation auch innerhalb der Szene sehr begrüßen würden. Simone (35) formuliert neben dem Wunsch nach mehr Akzeptanz und Toleranz durch die breite Öffentlichkeit auch, dass sie sich Toleranz nicht nur von Anderen wünscht, sondern auch innerhalb der lesbischen Szene.

„Eigentlich generell, nicht nur von Toleranz zu reden, sondern dass jeder wirklich auch Toleranz lebt, aber eben alle. Denn das muss ich auch dazu sagen, dass mir aufgefallen ist, dass in den lesbischen Kreisen zwar viele auf die Gesellschaft schimpfen, auf Männer schimpfen und immer Toleranz wollen und selber kaum oder überhaupt nicht tolerant sind, gerade Schwulen oder eben Männern gegenüber, auch wenn das vielleicht schwierig ist. Und ich denke einfach auch, dass jeder den anderen wirklich auch akzeptieren muss. Also ich sage immer: 'Leben und leben lassen.' Dann würden wir alle besser miteinander auskommen.“

Sie erzählt am eindrucklichsten von Erlebnissen, bei denen Erfahrungen der Ausgrenzung und Intoleranz, welche die Frauen in ihrer heterosexuellen Umwelt erleben, entweder direkt umgekehrt werden in Ablehnung und Intoleranz gegenüber Männern und auch schwulen Männer oder aber fortgeführt werden, in einem intoleranten Umgang gegenüber anderen Frauen innerhalb der Szene.

IV.4.2. Ängste und Befürchtungen

Auffällig ist, dass die von mir interviewten Frauen von sehr wenigen direkten Ängsten und Befürchtungen in Bezug auf ihre Zukunft berichten. Selbst bei konkreter Nachfrage äußern sich die Frauen bemüht optimistisch und sagen, dass sie „schon irgendwie einen Weg finden werden“. In diesen Interviewpassagen fällt der sehr bemüht wirkende Tonfall und ein Duktus des „Aus-eigener-Kraft-Schaffens“ immer wieder auf. So sagt Manuela (28) zum Beispiel:

„Ich habe tatsächlich kaum Befürchtungen, außer der vielleicht, arbeitslos zu werden, aber sonst, ich glaube schon, dass ich für mich einen Weg finden werde und das schon alles irgendwie hinkriege.“

Auch Maria (31), die mit ihrem momentanen Job ganz zufrieden ist, hat keine großen Sorgen, sondern formuliert für sich, wie sie sagt, ganz „einfache soziale Ängste“.

„Beruflich geht es mir ganz gut, es gibt da eher so ein Grundsätzliches, ja, gesund bleiben und nicht groß arbeitslos werden und so, also so ganz normale soziale Ängste halt.“

Es ist ganz offensichtlich so, dass Ängste weniger direkt ausgesprochen werden, als dass sie vielmehr zwischen den Zeilen, z.B. bei langen Aufzählungen, was alles besser sein könnte, platziert werden. Das einzige, was relativ viele Frauen formulieren, ist die Sorge, die „richtige“ Partnerin nicht zu finden und dadurch vor allem im Alter alleine sein zu müssen. So erzählt Simone (35) beispielsweise von ihren Schwierigkeiten, eine neue Freundin zu finden und ihre Befürchtung, dass es vielleicht noch eine Zeit dauert, bis es wieder klappt und ist gleichzeitig guter Dinge, und macht sich nicht allzu viele Sorgen.

„Ja, aber ich bin nicht so pessimistisch, dass ich sage, ich bin frustriert oder dass ich ängstlich in die Zukunft sehe und sage: Es passiert nichts mehr. Also auch wenn es schwierig ist, die Richtige zu finden, ich werde es probieren, solange es geht oder hoffen und warten und wenn nicht, dann gibt es andere Dinge.“

Einige Frauen erzählen davon, dass sie keine Vorstellung davon haben, wie sie im Alter leben werden. So berichtet auch Erin (27), dass sie sich schon öfters Gedanken darüber gemacht hat, wie es wohl wird, als lesbische Frau alt zu werden.

„Da denke ich schon, im Alter, da haben wir es noch schwerer, weil eben kaum Kinder da sind und kaum Ehepartner in dem Sinne, wo es einfach, wenn man sich nicht absichert, durch eine feste Lebensgemeinschaft oder durch feste Partner, dass man dann irgendwann alleine da stehen wird. Das ist einfach im Alter nicht schön, wenn man auf fremde Hilfe angewiesen ist.“

Am meisten macht sich Alexandra (34) Sorgen über ihr Leben im Alter und „gruselt“ sich davor, älter zu werden und alleine zu sein.

„Also, das Alter, das Alter hat für mich überhaupt keinen Reiz, also die Überraschungen sind keine guten mehr, das bekomme ich ja über meinen Beruf so mit, also dieses alt werden und dieses Gefühl der Hoffnung, dass dann so schwindet, weil es eben auch nicht mehr besser wird, vor allem bei alt in Verbindung mit krank. Ich denke dann immer, hoffentlich schaffst du es bis dahin, wenigstens irgendwo in einer schönen vernünftigen Frauen-WG zu wohnen und das irgendwo selber organisieren zu können. Also das macht mir dann schon manchmal Sorgen.“

IV.4.3. Zusammenfassung

Auffällig ist, dass viele Frauen recht zuversichtlich und mit positiven Erwartungen in die Zukunft blicken. Selbst dann, wenn von Ängsten, Befürchtungen und Schwierigkeiten mit der Akzeptanz ihrer Lebensweise erzählt wird, äußern die Frauen gleichzeitig auch ein Zutrauen in die eigenen Gestaltungsmöglichkeiten.

Die wenigen direkt geäußerten Ängste und Befürchtungen richten sich auf die Frage nach dem Finden einer Partnerin oder aber auf die Frage nach dem Älter werden und der Lebensgestaltung als ältere lesbische Frau. Insbesondere bei der Frage nach dem Leben im Alter wird deutlich, dass die Frauen wenige und wenn, kaum positive Vorstellungen von ihrer Lebensgestaltung im Alter haben. Die Frage nach adäquaten Pflegeangeboten, Unterbringungsmöglichkeiten oder Betreuungsangeboten für lesbische Frauen wird ganz schnell „vom Tisch gewischt“ mit der Bemerkung: „Darüber möchte ich lieber erst gar nicht nachdenken“. Aus dem hohen Maß an erkennbarer Zuversicht lässt sich ableiten, dass die Frauen ihre Zukunft als sinnhaft, gestalt- und bewältigbar erleben. Allerdings verbirgt sich hinter diesem Befund auch ein hohes Maß an Ambivalenz. Einerseits erzählen sich die Frauen als zuversichtlich und mit hoher Bewältigungspower nach dem Motto: „Ich schaff das schon“.

Andererseits werden viele Situationen erzählt, in denen sich die Frauen aufgrund gesellschaftlicher Ausgrenzung beeinträchtigt fühlen, ohne dass sie glauben, dass sich daran so

schnell etwas ändern wird. Hier zeigt sich eine gewisse Resignation, die ganz offensichtlich die sonst geäußerte Zuversicht und Bewältigbarkeit einschränkt. Der Ohnmacht über manche rechtliche Ungleichbehandlung, gesellschaftliche Abwertung oder Ausgrenzungen und den Diskriminierung im sozialen Umfeld direkt ins Auge zu blicken, ist nicht so einfach, so dass die Frauen als Strategie lieber an machbare Bewältigung „aus eigener Kraft“ glauben und selten direkt davon sprechen, wie anstrengend sie manchmal ihre Situation finden.

So sind Äußerungen, wie etwa die von Alexandra (34), eher selten:

„An manchen Tagen, wenn’s mir nicht so gut geht und ich nicht so gut drauf bin, dann frage ich mich schon, warum das alles so anstrengend sein muss. Nicht dass ich mir wünsche, ich wäre anders, aber dass es einfach leichter wäre. Dann treffen mich schiefe Blicke auf der Straße besonders und wenn dann noch ein falscher Spruch kommt, bin ich wirklich bedient. Dann frage ich mich schon, wie ich das eigentlich wegstecken soll und habe Angst dass mir die Power ausgeht.“

Verstärkt wird das Gefühl der Anstrengung vor allem bei den Frauen, die auf wenig oder keinerlei unterstützenden Rückhalt ihrer Eltern und Familien zurückgreifen können und die auch nur über wenige stützende Kontakte zu lesbischen Frauen oder in die Szene verfügen. Hier entsteht schnell das Gefühl, die soziale Ablehnung und Ausgrenzung ihrer Umwelt alleine bewältigen zu müssen, was je nach Stärke der Ablehnungs- oder Diskriminierungserfahrungen und der sonst zugänglichen inneren und äußeren Ressourcen gewisse dauerhafte Anstrengungen nach sich ziehen.

V. „Wer ich bin, hm ...?“ – Sich die eigene Geschichte erklären

Wie bereits in den identitätstheoretischen Ausführungen in Kap. II.1.1. und II.1.2. dargestellt wurde, ist die Konstruktion eines persönlichen Selbstverständnisses und einer als passend und stimmig erlebten Selbstbeschreibung ein wesentliches Merkmal alltäglicher Identitätsarbeit. Die Suche nach einem Verständnis der eigenen Person, nach eigenen Vorlieben und Präferenzen zieht sich wie ein roter Faden durch die Lebensgeschichte der Frauen. Während des Coming out suchen die Frauen verstärkt und intensiv nach Antworten und im weiteren Verlauf ihres Lebens, während des Becoming out, werden diese Antworten überprüft, verworfen, deutlich differenziert oder beibehalten, werden neue Fragen zum Selbstverständnis gestellt und neue Antworten gesucht. Die Entwicklung eines individuellen Selbstverständnisses als Teil alltäglicher Identitätsarbeit vollzieht sich immer im Zusammenspiel mit äußeren Ereignissen, sozialen Umwelten und kollektiven Veränderungen. Vor allem Entwicklungen im gesellschaftlichen Klima und in der rechtlichen Situation von Lesben und Schwulen verändern die Konstruktion von Selbstbeschreibungen und Selbstbildern.

In den nachfolgenden Ausführungen sollen auffällige Bestandteile der Selbstverständnisse der interviewten Frauen explizit aufgeführt werden, um darstellen zu können, welche Selbstbeschreibungen die Frauen für sich verwenden und welche Handlungsstrategien sie damit verknüpfen.

V.1. Sich den Ursprung erklären – „Warum ich?“

Nahezu alle interviewten Frauen gaben an, vor allem am Anfang ihres Coming out nach Antworten auf die Frage, warum manche Menschen homosexuell sind und andere nicht, gesucht zu haben. Die Notwendigkeit, die eigene Situation zu verstehen, lässt die Frauen ganz offensichtlich nach den Gründen und dem Ursprung ihrer Präferenz suchen. Vordergründig wird als Motivation ausschließlich das persönliche Interesse, die eigene Vorliebe zu verstehen, angegeben. Einigen Frauen ist allerdings auch bewusst, dass die Suche nach Ursprüngen auch deshalb virulent sein kann, um passende Entschuldigungen zu suchen. So kann beispielsweise die genetisch begründete Ursprungstheorie der Ausprägung sexueller Präferenzen auch als Legitimationsversuch angesehen werden, der die eigene Verantwortung schmälert. So erzählt z.B. Simone (35), dass sie am Anfang viele Vorbe-

halte hatte und sich nach dem Besuch einiger Frauendiscos ganz schnell sehr intensiv mit dem Thema Lesbischsein auseinandergesetzt hat.

„Das war einfach die Frage: Warum? Warum ich? Ich habe mir dann also auch Bücher besorgt und gelesen, das war dann halt viel über Elternhaus und was das nun ist, da gehen ja wirklich die Meinungen total auseinander. Wobei ich dann auch gesagt habe, also, am Elternhaus hat es ganz bestimmt nicht gelegen und im Endeffekt zu keinem schlüssigen Resultat gekommen bin, ob so was nun einfach irgendwo in einem drin steckt oder nicht, das ist für mich eigentlich die schlüssigste Variante, also, für mich gewesen.“

Auffällig ist, dass ausnahmslos alle interviewten Frauen eine persönliche Theorie dazu im Kopf haben, warum manche Menschen eine Vorliebe für Frauen entwickeln und andere nicht. So sagt beispielsweise Christina (30):

„Es ist auf alle Fälle eine Frage, die sehr spannend ist, finde ich. Also es ist ja noch nicht eindeutig bewiesen worden und es gibt ja auch sehr wilde Theorien darüber, aber ich denke, also ich persönlich kann mir schon vorstellen, dass es so etwas wie ein angeborenes Gen gibt, oder eben angeborene Determinanten, sage ich mal eher, insofern finde ich die Diskussion auf alle Fälle berechtigt. Es ist so die Neugier natürlich erst mal, woher kommt das, es können ja viele Faktoren sein, Sozialisation oder frühe Erlebnisse, aber ich fände es schon spannend. Natürlich wäre es schön, da sozusagen eine schwarz-weiß Antwort zu haben, ist es jetzt wirklich angeboren oder nicht, das wäre sicher eine spannende Sache. Das würde mich schon interessieren. Es würde für mich persönlich jetzt nichts ändern, aber rein interessensemäßig fände ich das schon spannend.“

Einige Frauen sind sehr überzeugt davon, dass ihre Vorliebe für Frauen Veranlagung ist. So erzählt Erin (27):

„Also, ich bin schon der Meinung, dass es angeboren ist. Das ist, also ich habe da selber schon oft genug Artikel darüber gelesen, also auch wissenschaftliche, und ich glaube einfach nicht, dass es jetzt an der falschen Erziehung liegt oder so, das glaube ich einfach nicht. Es stand mal irgendwo in einem Artikel, dass Schwulsein oder Lesbischsein genau so etwas ist, wie Links- und Rechtshänder sein. Das ist einfach vorhanden, das ist nichts anerzogenes, das ist angeboren und da macht ja auch keiner ein Aufsehen drum, ob er jetzt Linkshänder oder Rechtshänder ist. Gut, früher hat man auch versucht, Linkshänder umzupolen, und das wollen manche mit uns mit Sicherheit auch, aber es sollte eigentlich selbstverständlich sein, dass es uns gibt. Ich meine, in der Tierwelt ist es ja ganz normal, dass es viele Tierarten gibt, die homosexuell veranlagt sind, also muss es einfach veranlagt sein.“

Einige Frauen glauben dagegen, dass es ganz unterschiedliche Gründe geben kann, sind allerdings für sich persönlich sehr überzeugt, dass es bei ihnen selbst „eindeutig“ Veranlagung ist. Diese Überzeugung teilt auch Simone (35):

„Ich denke, es gibt verschiedene Gründe und ich denke, das kann man auch nicht pauschal über einen Kamm ziehen. Ich weiß nicht, ob es da überhaupt, also, inwieweit da die Forschungen weitergehen, wie weit da das Interesse wirklich besteht, nachzuweisen, ob es 'Gen-bedingt' ist oder durch was es entsteht, aber es sind glaube ich, schon unterschiedliche Gründe. Also, ich sage mal, für mich, also, Frauen und Männer, die es irgendwann schon in der Pubertät mitbekommen, da würde ich eher dahin tendieren, dass ich sage: 'Irgendwo ist da was mit den Genen mitgekommen.' Dann gibt es auch einfach Erfahrungen oder einige Frauen, die schlechte Erfahrungen mit Männern ge-

macht haben, die dann einfach sagen: 'Kommt nicht mehr in Frage, dann lieber mit Frauen.' Viele, die sind einfach neugierig, die es einfach ausprobieren, wo ich jetzt die Erfahrung gemacht habe, also, auch bei uns auf der Arbeit, viele jüngere Mitarbeiterinnen, wenn man sich mit denen unterhält, für die ist das heutzutage schon ganz normal und jede zweite sagt auch: 'Also, ausprobieren würde ich das schon mal. Warum nicht?' Das ist halt, es ist ja nichts schlimmes dabei und die sehen das nicht mehr getrennt, ob sie jetzt Sexualität mit einer Frau oder mit einem Mann haben. [...] Und für mich würde ich klar sagen: 'Veranlagung.' Denn also, die Gründe, warum jemand homosexuell wird, wie gesagt, es sind verschiedene Gründe, nur, ich habe weder schlechte Erfahrungen mit Männern gemacht, noch würde ich es, aus dem, was man so gelesen hat, auf das Elternhaus zurückführen oder sonst etwas und umgekehrt bleibt mir da ja, oder, mir ist da keine andere Variante mehr übrig geblieben.“

Auch Nina (27) ist sehr überzeugt davon, dass sie „ganz eindeutig“ die Veranlagung hat und „definitiv nur lesbisch“ sein kann.

„Bei mir ist da Veranlagung, ja, definitiv, das glaube ich, das war einfach schon immer klar, glaube ich. Also auch, wenn ich so an früher denke, dann war das einfach schon immer so sehr prickelnd gewesen. [...] Weißt du, es ist ja, da kann man ja auch nicht alle in einen Topf werfen. Vielleicht so: Ich wurde halt lesbisch und wollte auch viel Spaß haben und ich glaube, es gibt halt auch vernünftiger Menschen, die halt irgendeinen Menschen kennen lernen und sich für den entscheiden und wenn das einfach ein Mann ist, dann war das vielleicht auch für die Zeit okay und dann hat sie halt jemand, in dem Fall eine Frau kennen gelernt, die halt dann diejenige war. Und wenn das dann vielleicht irgendwann vorbei ist, dann ist es vielleicht auch wieder ein Mann. Ich glaube, manche entscheiden sich so für die Liebe und dann eben für eine Person, und ich habe mich eben für die ganze Art des Lebens entschieden, dass ich halt auch in dieser Szene verkehre und auf alle Fälle das drum herum mitnehmen möchte.“

Einige Frauen sind der Überzeugung, dass es von „allem ein bisschen“ ist. Miriam (22) beispielsweise ist folgender Ansicht:

„Ich glaube, es trifft vieles zu. Ich glaube, man hat die Veranlagung in die Wiege gelegt bekommen und dann kommt es darauf an, wie so das Leben geführt wird. Also, ich glaube zum Beispiel schon, dass es bei mir auch sehr viel Einfluss gehabt hatte, erstens dass ich so früh erwachsen wurde, durch meine Mutter halt und dann auch die vielen Gespräche mit meiner Mutter halt. Ich meine, ich war für sie der Ansprechpartner und da hat sie natürlich auch über ihre Männerprobleme geredet und das hat mir kein gutes Bild von Männern verschafft. Und irgendwie halte ich es aber auch für relativ unsinnig, dass darüber nachgedacht wird, weil ich denke, dass so eine Veranlagung nicht ausschließlich angeboren ist, das glaube ich einfach nicht. Da kommen noch viele andere Faktoren dazu und im Endeffekt finde ich das auch ziemlich nebensächlich, weil die Wissenschaftler vielleicht nicht, aber in der Volksmeinung ist es sicher so, dass die glauben, dass man damit einen Defekt finden kann, um den dann auszurotten.“

Maria (31) dagegen erzählt, dass sie schon oft über diese Frage nachgedacht hätte, aber einfach zu keiner eindeutigen Haltung kommt und die Frage für sich „schlicht nicht beantworten kann“.

„Ich weiß es nicht, ich kann es schlicht nicht beantworten, irgendwie. Es interessiert mich schon. Es ist ja eigentlich die grundlegendste Frage, die sich sowieso jeder mal stellt, ob es angeboren ist oder

anerkennen. Ich kann es nicht sagen. [...] Mei, bei mir könnte man ja auch zum Beispiel sagen, dass das anerkannt ist. Mein Vater hätte gerne einen Sohn gehabt und da weiß ich eben nicht so genau, wo die Henne ist und wo das Ei ist. Ich war halt dann natürlich als kleines Mädchen schon immer sehr burschikos und habe mich immer für das, was mein Vater tut, interessiert, aber ich weiß nicht, wurde es aktiv gefördert oder war es vorhanden. Das hat sich dann halt immer mehr gesteigert. Ich war halt irgendwann mit meinem Vater auf dem Feld und jetzt meine große Schwester zum Beispiel, die war halt zu Hause bei meiner Mutter in der Küche. [...] Und von daher weiß ich einfach nicht, was vorher war, ob es jetzt mein Interesse war und das wurde gefördert oder war es andersrum, keine Ahnung.“

Ähnlich wie Miriam (22) formuliert auch Maria (31) ihre Ambivalenz mit angeborenen Erklärungsmodellen und ihre Befürchtung, dass ihre Lebensweise dann als „Gen-Defekt“ angesehen würde.

„Das mit den Genen ist ja so eine Sache, ich meine, dann kommen die Gentechniker und machen es weg. Ich hätte schon die Befürchtung, dass, wenn sie eins finden, dass sie dann daran rumbasteln. Und dann wäre es nämlich ein Defekt und deswegen möchte ich nicht, dass das irgendwann mal raus gefunden wird, weil ich möchte nicht haben, dass irgendwer mal sagt: Du hast einen Gen-Defekt! Das möchte ich nicht. Ich finde nämlich nicht, dass ich einen Gen-Defekt habe. Also, die große Gefahr sehe ich einfach dabei, wenn man da lange rumforscht irgendwie.“

Einige der von mir interviewten Frauen, halten von einer genetisch begründeten Veranlagung allerdings überhaupt nichts und wehren sich, so wie Alexandra (34), dagegen.

„Schmarm. Nein bestimmt nicht. Quatsch, das ist wenn, dann eindeutig Sozialisation, also das, was man sich abgesehen hat und was man von frühester Jugend irgendwo für sich gelernt hat und wie man es dann für sich interpretiert. Ich denke, das macht Persönlichkeit aus, also, das Temperament ist vielleicht eine angeborene Sache oder Introvertiertheit und Extrovertiertheit, oder vielleicht auch, wie man die Dinge angeht, okay, aber was ich jetzt aus meinem Leben mache, das sind Dinge, die haben mich geprägt in irgendeiner Form auch. Also auch, wenn ich jetzt vielleicht einiges anders interpretiere, als es meine Mutter gerne hätte oder meine Oma, dann ist es aber doch etwas, was ich in irgendeiner Form oder durch ganz viele Einflüsse für mich gewonnen habe. [...] Ach, damit wollen die Leute doch nur wieder, was weiß ich, die Schuldzuweisung zurücknehmen, um zu sagen: Ich armer Mensch, ich kann doch nichts dafür. Das ist doch wirklich Schmarm.“

Elvira (38) schließlich erzählt, dass ihr diese Frage, im Gegensatz zu früher, nicht mehr wichtig ist, obwohl sie gleichzeitig eine sehr klare Meinung zu ihrer eigenen Entwicklung haben.

„Ich nehme es so wie es ist und wenn ich das spüre, dann nehme ich es einfach hin. Also, ich mache mir da überhaupt keine Gedanken mehr mittlerweile, wo das nun herkommt. Mache ich nicht. Es ist so, wie es ist und das ist gut so. Und meiner persönlichen Meinung nach ist, dass es angeboren ist. Ich habe mich zwar mit der Thematik nicht so beschäftigt, also kenne auch die Diskussionen um die Gene jetzt nicht so, weil ich es, wie gesagt, hinnehme wie es ist, aber ich glaube einfach, das ist in einem drin. [...] Also, es ist schon angeboren, aber wenn es verdrängt wird oder nicht gefördert wird, wenn du nie damit konfrontiert wurdest, dann lebst du es vielleicht auch nicht, musst du dann ja auch nicht. Ich denke mir halt, dass es auch manchmal übergreifende Sachen gibt, die man selber nicht bestimmen kann, wo dann eigentlich mehr der Mensch zählt, als irgendeine Sexualität. Na ja,

also, ich glaube schon, es ist vorwiegend so, dass es die Veranlagung ist, aber ich sage niemals nie. Ich kann es auch bei mir nicht ganz ausschließen, obwohl ich es mir jetzt nicht vorstellen kann.“

In den Schilderungen der Frauen wird deutlich, dass es einerseits ein Interesse gibt, die eigene Vorliebe zu verstehen. Andererseits hat die Suche nach Gründen den Beigeschmack der Suche nach, wie Maria (31) sagt, „dem Defekt, den man dann beseitigen kann“. Es scheint ein wichtiger Entwicklungsprozess im Rahmen ihrer Identitätsarbeit für die Frauen zu sein, eine Haltung zur Frage nach dem Ursprung bzw. dem Grund für ihre gleichgeschlechtliche Vorliebe zu finden. Die Frauen entwickeln dabei ganz unterschiedliche Ansichten. So gehen die Erklärungen von einem entschuldigenden „bei mir ist das angeboren“ bis zu einem Normalität einfordernenden „das ist wie Linkshänder sein, gar nichts besonderes eigentlich“ und reichen von einem differenzierenden „da gibt es sicher ganz unterschiedliche Gründe“ bis zu einem sehr offensiv selbstbewussten „warum auch immer, ich bin was ich bin und das ist gut so und Ende“. Keine der interviewten Frauen lässt erkennen, dass sie diese Frage überhaupt nicht interessiert. Doch warum ist diese Frage von so großer Bedeutung? Ausgangspunkt ist, dass wird in den Erzählungen sehr deutlich, immer eine grundlegende Verständnis- und Sinnsuche. Die Frage „warum habe ich diese Vorliebe“ scheint ganz offensichtlich ein Gerüst zu bilden, entlang dessen viele Erlebnisse und Ereignisse aus der Vergangenheit in eine als sinnhaft erlebte persönliche Logik gebracht werden können. Dadurch wird die eigene Biographie sinnhaft erzählbar und es kann ein Standpunkt konstruiert werden, der es ermöglicht, dass sich die Frauen als handlungsfähig erleben können.

Die Konstruktion von Sinnzusammenhängen müsste sich demzufolge auch in den Beschreibungen zur eigenen Geschichte wieder finden, in denen biographische Erfahrungen mit Umwelteinflüssen verwoben sind.

V.2. Selbstverständnis während des Coming out – „Anfangs war es so, dass ich ...“

Auffällig an den Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen ist, dass durchgehend alle, wenn sie von früher erzählen, Formulierungen wie, „es war schon immer so, dass ...“ oder „ich war halt schon immer so ...“ verwenden und mit diesen Formulierungen Sinnzusammenhänge herstellen. Episoden aus der eigenen Geschichte werden mit solchen Formulierungen nicht nur neben einander, sondern in Beziehung zueinander gesetzt und verknüpft. Interessant ist auch, dass sich ein ganz typischer Duktus konsequent durch die Schilderung der Erlebnisse durchzieht. Beispielsweise der Anspruch, „völlig normal und nichts Besonderes“ zu sein, der sich bei einigen Frauen in Schilderungen jedes Lebensalters wieder findet. Aber natürlich: So verschieden, wie die Lebenssituationen der Frauen

damals waren, so unterschiedlich sind auch die Erklärungen zur eigenen Geschichte und die entsprechenden Selbstwahrnehmungen und Selbstbeschreibungen.

Vor allem die ganz frühen Wahrnehmungen der Frauen sind von einem großen Normalitätsgefühl getragen. So war es beispielsweise für Manuela (28) so, dass sie sich im Kindes- und Jugendalter als „sehr normal“ erlebt hat. Ihre Geschichte, als sie ihre Freundin kennen lernte, erzählt sie als „ganz normale“ Angelegenheit und auch als sie schon länger mit ihrer Freundin zusammen war, hat sie sich wenig Gedanken gemacht, weil „es dazu ja auch gar keinen Grund gibt.“

„Bis dato war eigentlich die Welt um mich herum unheimlich heterosexuell, ja. [...] Und ich habe mir da eigentlich keine Gedanken gemacht, weil es für mich nicht wichtig war, jetzt unbedingt jemanden mit mir umzuschleppen, oder zu sagen: ‘Hey, ich habe einen Freund.’ Also da habe ich mir null Gedanken darüber gemacht, das hat mich auch gar nicht interessiert. [...] Später, da saß dann eben meine jetzige Freundin am Tisch halt, in einer Kneipe, und dann haben wir uns halt kennen gelernt und ja, wie das eben auch zwischen Männlein und Weiblein abläuft, eigentlich genauso, das gleiche in grün. Die Gelegenheit war einfach da, würde ich sagen, durch den Bekannten und das auf einmal schwule Umfeld, die schwulen Freunde, also, einfach in dem Bereich, da ist es dann unheimlich leicht gefallen. [...] Ja, und wie sich das dann entwickelt hatte, ja gut, dann war es mir eigentlich auch egal, weil ich mich weder verstecke noch sonstiges, also ich fand das auch immer schon ganz normal, irgendwie.“

Auch Heike (34) erzählt, dass sie von ihrem Interesse für Frauen anfangs gar nicht irritiert war und dass sich für sie alles ganz normal angefühlt hat.

„Ja, also, dass es mich irritiert hätte, eigentlich gar nicht. [...] Aber so in dieser Phase, als ich noch keine Freundin hatte, dass ich da überlegt hätte oder auch so dieses: ‘Ich suche mir jetzt einen Rat oder auch vielleicht ein Buch, oder so.’ Das war da noch gar nicht. Ich habe zwar schon so, also, Martina Navratilova wurde glaube ich zu der Zeit gerade geoutet und das habe ich mitbekommen, also Lesben, das waren mir schon ein Begriff, also, ich habe darauf reagiert, auch wenn über lesbisch-schwul geredet wurde, aber es war eben nicht so, dass ich mir jetzt Literatur oder den großen Stapel Bücher besorgt hätte, weil ich mir gedacht hätte: ‘Oh Gott, was ist mit mir los. Ich fühle mich total verunsichert!’ Also, so war es nicht. [...] Als ich meine erste Freundin hatte, das war dann, ja, einfach weil mein Gefühl so klar war, deshalb habe ich das auch nicht in Frage gestellt, sondern, dass war einfach das, was ich empfinde, das konnte dann auch nicht schlecht sein.“

Von Normalitätszuschreibungen gekennzeichnet waren auch die Selbstwahrnehmungen von Maria (31). Für sie war schon immer klar, dass „die anderen etwas anders sind“ als sie selbst, aber nachdem sie für sich geklärt hatte, was da so anders war, war das für sie, wie sie sagt, „kein Thema“ mehr. Dabei stand für sie „schon immer“ fest, dass sie selbst „völlig normal und die anderen eben ein bisschen anders sind, was ja kein Problem ist“. So formuliert Maria (31) auch in ganz vielen Episoden aus ihrem Leben ihren Anspruch auf Normalität und Selbstverständlichkeit.

„Ja, das war für mich schon immer klar, also von daher, das war jetzt, also anfangs war das gar nicht so bewegend irgendwie. Für mich war das am Anfang eigentlich ganz normal und erst später dann,

na ja so in der Pubertätszeit irgendwie dann, da kam ich ins Grübeln, weil da wird es einem ja erst bewusst, so dass Andere immer ganz anders leben und denken als ich und dann dachte ich dann schon darüber nach. Da war das dann befremdend, dass die Anderen so anders sind als ich. Das war dann völlig verwirrend, wieso die so anders sind als ich. Also, da war nicht ich anders, sondern die Anderen waren anders.“

Einige Frauen erzählen ihre Geschichte mit vielen Emanzipationsmetaphern. So schildert Alexandra (34) ihre Entwicklung als ein Erobern von Verdrängtem und Befreien von ablehnenden Zuschreibungen und bezeichnet es als hilfreich und positiv, dass sie bereits älter und somit gefestigter war.

„Also, im nach hinein würde ich sagen, ich habe es einfach verdrängt. Also, ich bin zwar mit dem Thema ‘lesbische Frauen’ schon konfrontiert worden, weil ich mal eine Stationsleitung hatte, damals in meiner Ausbildung, die lesbisch war, aber ich habe das für mich überhaupt nicht wahrgenommen, das war gar kein Thema für mich, es war nicht schlimm, aber eben kein Thema. [...] Und später, eigentlich war es ein ganz tolles Gefühl dann, wie eine Erleichterung, weil ich für mich auf einmal die Antwort hatte: ‘Deswegen hast du vorher mit Männern oder eben in deinen Männer-Beziehungen, oder auch in der Jugend, deswegen kamst du da irgendwo nicht weiter.’ Ich hatte also erst mal so die Antwort darauf, was aber doch auch sehr oberflächlich war, denn das ist es ja nicht alleine und insofern war es erst mal eine ganz befreiende Sache und dadurch, dass ich auch ein bisschen älter war und eben auch vorher, ich sage mal in Anführungsstrichen, normal gelebt habe und mich da nicht auseinandersetzen musste, dadurch habe ich natürlich auch viel mehr Stabilität gehabt und ich hatte eben direkt eine Freundin, also ich stand nicht alleine da.“

Ganz anders dagegen klingt beispielsweise die Geschichte von Angelika (37). Sie hat sich stark als Außenseiterin erlebt und erzählt von sich, dass sie „das Thema“ völlig verdrängt habe. Ihr Anderssein und ihr Ringen, dieses Anderssein positiv zu konnotieren und zu besetzen, zieht sich durch ihre Schilderungen und wird von ihr sogar verallgemeinert und zu einem typischen Merkmal von Lesben.

„Ich war schon viel, also immer eigentlich, auch so ein bisschen für mich, also habe einfach so für mich gelebt und auch schon so bisschen Außenseiter immer gewesen, also, was man ja auch ganz oft so hört, bei Lesben eben. Sich einfach nicht so zugehörig gefühlt, weil mit den Mädchen nichts anfangen könnend, weil die mir alle zu blöd waren, aber zu den Jungs auch nicht gehörend, weil ich ja doch ein Mädchen war und immer sich nicht anziehen wollen wie ein Mädchen, also keine Röcke anziehen wollen, sonder immer Hosen. [...] Ja, wie gesagt, ich hatte das Thema irgendwie völlig verdrängt oder wie auch immer man das nennen will. Ich habe bis 30 ein völlig asexuelles Leben gelebt, sehr zurückgezogen. Ich habe mir eigentlich nichts gedacht. Ich habe halt einfach gedacht, das ist eben so, einfach. [...] Also dieses, jetzt ist mir endlich klar, das war dann, als ich meine erste Freundin hatte. Dieses Heimgekommen-Gefühl, das kam dann erst später, wo ich dann so ein bisschen in die Frauenszene rein gegangen bin, da hatte ich dann eher so das Gefühl, dieses Heimgekommen zu sein, da kann ich so sein, wie ich bin. Aber mit dieser ersten Frau speziell, da war es einfach nur sehr klar, da hätte ich auch schon früher darauf kommen können, natürlich.“

Einige Frauen, so wie beispielsweise Miriam (22), trennen ihr eigenes Erleben ganz klar von den Reaktionen der Umwelt. So erzählt beispielsweise Miriam (22):

„Also, ich muss sagen, für mich persönlich war das ja nie ein Problem, also ich bin mit mir schon im Reinen. Ich habe mir damals schon gedacht: Wenn ich die jetzt toll finde, dann finde ich die eben toll! Na und. Also, ich habe da für mich kein Problem. Ich habe erst dann ein Problem, wenn die Umwelt komisch reagiert und so. Aber ich habe nicht, ja, weiß nicht, ich habe keine Bücher lesen müssen, um zu merken, dass das in Ordnung ist für mich.“

Vor allem die frühen Selbstwahrnehmungen und Selbstbeschreibungen werden im weiteren Lebensverlauf angepasst und differenziert. Dabei wird die Entwicklung hin zu einem Selbstverständnis darüber, „wer man ist“ davon begleitet, für sich ein Verständnis davon zu entwickeln, was es heißt lesbisch zu sein bzw. eine Vorliebe für Frauen zu haben. In diesem Prozess werden ganz vielfältige Erlebnisse und Erfahrungen aus dem näheren und weiteren Umfeld ebenso verarbeitet, wie die unterschiedlichsten Informationen aus Diskursen der öffentlichen Medien, der Subkultur etc.

V.3. Selbstverständnis während des Becoming out – „Mittlerweile, glaube ich, bin ich so ...“

Die befragten Frauen äußern in den Interviews sehr dezidierte Ansichten zu ihrem Lesbischsein, welche um folgende Aspekte kreisen:

- Was es heißt lesbisch zu sein, auch in der Abgrenzung zu anderen Vorlieben und Lebensweisen?
- Details, die den Frauen in ihrer Art zu leben, besonders wichtig sind.

Dabei berichten die Frauen ganz oft, dass sich vieles an ihren Ansichten deutlich verändert hat. So erzählt beispielsweise auch Christina (30) in vielen Episoden aus ihrem Leben davon, dass sie sich über einen längeren Prozess, der mit vielen Anstrengungen verbunden war, von Erwartungen anderer befreit und emanzipiert hat und das sie lange nach ihrem Coming out heute viel unabhängiger von den Erwartungen Anderer ist.

„Früher war es anders, früher, wie soll ich sagen, früher war ich generell, also, nicht nur auf Lesbischsein bezogen, war ich generell empfindlicher, was Erwartungen anderer Leute zu entsprechen betrifft und das war eigentlich ein Prozess, dass ich mich abgelöst habe davon, weil es eigentlich für mich auch sehr schmerzhaft war, weil ich gemerkt habe, ich setzte mich unter Druck, ich lebe eigentlich nicht das aus, was ich selber leben möchte, sondern ich lebe eigentlich das, was andere von mir erwarten. [...] Na ja, ich habe lange nicht dazu stehen können, für mich war das immer ein Versteckspiel. Ich habe darunter gelitten für mich selber und habe das nicht ausleben können, weil ich so darunter gelitten habe, lange Zeit. Das war für mich schon auf alle Fälle ein Höllenritt, lange Zeit, da habe ich mir schon gewünscht: ‘Ja, warum ist das so, warum bin ich lesbisch?’ Also, ich denke

mir schon, dass ich da wesentlich abhängiger war von den Erwartungen anderer, von denen ich mich jetzt auch unabhängiger gemacht habe.“

V.3.1. „Tja, Lesbischsein, was ist das, gute Frage ...“

In ihren Formulierungen dazu, was es für sie persönlich heißt, lesbisch zu sein, fassen die befragten Frauen den Begriff sehr unterschiedlich auf. Auffällig ist dabei das weite Spektrum an Definitionen im Sinne „Das könnte es schon auch sein.“ Mit der Festlegung „Lesbischsein heißt ...“ und „Ich bin also so ...“, konstruieren die Frauen eine sinnhafte Vorstellung von sich in ihrer sozialen Umgebung. Folglich ist es nicht verwunderlich, dass die Begriffsdefinitionen häufig sehr kongruent zu den von den Frauen bevorzugten bzw. gelebten Facetten ihres alltäglichen Lebens passen. So gibt es Frauen, die mit dem Begriff ausschließlich Sex zwischen Frauen bezeichnen, andere verbinden damit bestimmte Werte oder eine bestimmte Lebensweise, für die man sich entscheidet. Für einige Frauen heißt Lesbischsein, eine besondere Anziehung zu Frauen zu empfinden. So formuliert Erin (27) beispielsweise:

„Das ist einfach die Anziehung zu Frauen, ihr Wesen in erster Linie, würde ich mal sagen, ja von der ganzen Struktur her, vom Kopf her, von der Anatomie her. Ja, ich finde einfach den Frauenkörper auch sehr viel schöner, sei es zum Anfassen oder auch einfach nur zum Anschauen. Ja, wie gesagt, das ganze Wesen auch.“

Auch für Simone (35) ist es im Wesentlichen die erotische Anziehung, die Frauen auf sie ausüben.

„Tja, keine Ahnung wieso, aber ich finde Frauen wesentlich erotischer als Männer. Es gibt wenig Männer, wo ich sage, die gefallen mir auch von der Optik her oder vom Körperbau her, da würde ich sagen, auf zehn Frauen würde höchstens ein Mann kommen, wo ich sage: 'Hey, der zieht mich auch vom äußerlichen, rein körperlich an.' Da würden mich Frauen immer wesentlich mehr anziehen.“

Maria (31) verbindet mit dem Begriff folgendes, wobei sie das Wort selbst sehr unschön findet und selbst nie benutzt:

„Dass man sich halt in Frauen verliebt, dass man die attraktiv und anziehend findet, nicht mehr. So etwas ganz Normales halt. Es gibt Leute, die verlieben sich in Frauen und es gibt Leute, die verlieben sich in Männer. Und ich gehöre zu den Leuten, oder eben Menschen, die sich in Frauen verlieben, das ist alles. Das heißt das und da betone ich Mensch.“

Auch Elvira (38) formuliert kurz und bündig:

„Das bedeutet für mich einfach die Liebe einer Frau zu einer Frau, aber eben die körperliche, also die erotische Liebe.“

Nicole (21) ist überzeugt, dass es ganz viele Varianten von „Lesbischsein“ gibt, was für sie völlig natürlich ist. Für sie persönlich bedeutet es vor allem intensivere Gefühle für Frauen zu empfinden.

„Hm, also es gibt bestimmt ganz unterschiedliches Lesbischsein, ist ja auch natürlich, denke ich mal. [...] Für mich ist es, dass ich einfach intensivere Gefühle nur für eine Frau habe. Also, ich kann auch Gefühle zu Männern aufbauen, aber die reichen dann einfach nicht so weit, dass ich mit denen ins Bett gehen möchte. Ich könnte mit denen kuscheln oder auch rumknutschen, damit habe ich kein Problem, aber dann, einfach fürs Bett muss dann einfach mehr da sein, wenn du einfach mehr Gefühle brauchst, das könnte ich einfach nicht mehr, weil irgendwo habe ich jetzt den richtigen Weg gefunden, dass ich mich bei den Frauen wohl fühle und verstanden fühle. Ja, das ist einfach, ich weiß nicht, wie ich das beschreiben soll, das ist einfach eine intensivere Beziehung zu Frauen, das macht es eigentlich aus.“

Für einige Frauen gehören aber neben Sex und Erotik auch bestimmt Wertvorstellungen dazu. So formuliert beispielsweise Angelika (37):

„Also, sich physisch zu Frauen hingezogen fühlen, auf jeden Fall, ja, dann vieles, also, die normalen bürgerlichen Wertvorstellungen überhaupt nicht annehmen, also sprich, die für die Frau. Also, auch das traditionelle Frauenbild überhaupt völlig abzulehnen. Ähm, sich nicht aushalten zu lassen und eben Kinder zu kriegen und den Haushalt zu führen, eben dieses Klassische. Und entsprechend halt auch, also ich denke auch, also die Rollenspiele entsprechend auch, die dann auch so laufen. Das halt, also, die ja auch daraus resultieren, dass die eine eben abhängig ist von dem anderen, materiell. Ja, würde ich sagen, diese beiden Dinge hauptsächlich.“

Auch für Heike (34) sind Wertvorstellungen und die ganze Lebensweise wichtig und gehören für sie ebenso dazu, wie die Anziehung und das Begehren von Frauen.

„Ich meine, für mich war, also, ich habe mich eigentlich schon dann ziemlich bald, also, nach der ersten Beziehung, die ich hatte, als lesbisch gefühlt, wobei ich da auch sagen kann, also für mich, ich habe da auch immer wieder Phasen gehabt, ich hatte jahrelang überhaupt keinen Sex. Ich bin wirklich, was weiß ich, so 1 ½ Jahre ganz ohne Sex gewesen, mir war aber immer klar, dass ich lesbisch bin. Also, das hat für mich schon auch was mit der Geisteshaltung zu tun, also, ich habe mich, für mich ist Lesbischsein einfach auch, sich in einem Frauen-Zusammenhang, also, sich in Beziehung zu anderen Frauen zu setzen, ganz bewusst. Es hat was mit Erotik zu tun, es hat auch was mit Wahrnehmung zu tun, es hat natürlich auch was mit Sex und Begehren zu tun, aber es ist mehr so eine Geisteshaltung. Also, ich denke, man kann sich auch als lesbisch definieren und gleichzeitig Sex mit Männern haben. Also, ich habe da kein Problem damit, mit irgendwelchen ideologischen Einschränkungen, also ich denke, das ist wirklich auch ein recht dehnbare Etikett, wobei es für mich wirklich über das Sexuelle hinausgeht, also ganz klar, dass es auch was mit Geisteshaltung zu tun hat.“

Auch für Christina (30) ist lesbisch zu sein eine ganz komplexe Lebensweise, bei der es unheimlich viele Facetten gibt.

„Also, eine Frau ist dann lesbisch, denke ich mal, wenn sie mit Frauen, also, wenn sie etwas mit Frauen hat, sage ich erst mal. Und wenn sie überwiegend was mit Frauen hat. Also, wenn es jetzt nicht nur eine Episode innerhalb eines Heterolebens ist, sondern wenn sie schon auch, wenn sich ihre Interessen auch in die Richtung entwickeln, dass sie gezielt nach einer Frau schaut und eigent-

lich schon auch für sich weiß, dass das Lebensweg ist, in gewisser Weise. [...] Da gibt es ja ganz unterschiedliche Facetten, dass man da sicher auch differenzieren muss. Also, für mich persönlich ist jetzt Lesbischsein schon mehr als nur Sex mit Frauen, weil ich auch sage, es ist in gewisser Weise auch eine Lebenswelt, in der ich mich bewege, es sind spezielle Clubs, in die ich gehe, es sind auch spezielle Bücher, die ich lese, es sind spezielle Menschen, die ich treffe. Aber ich würde sagen, wenn jetzt eine Frau, meinetwegen nur sexuellen Kontakt zu einer Frau hat und ansonsten in der Szene jetzt keine Berührungspunkte hat, dann kann die sich aber trotzdem als Lesbe empfinden. Also, es ist nicht unbedingt immer verbindlich, dass man auch in einer lesbischen Kultur eingebettet ist, um als Lesbe zu gelten, in meinen Augen.“

Eine Frau formuliert aber auch, dass sie nicht ganz genau sagen kann, was es für sie ist. So sagt Alexandra (34), dass sie es gar nicht „definieren kann“, sondern dass es für sie einfach eine „Vorliebe ist, die immer wieder deutlich wird und sich bestätigt“.

„Ach, ich denke, das ist einfach dahin, wo mein Herz hingeht. Wo ich gefühlsmäßig dabei bin und wo ich das Gefühl hätte, dass ich mich auch aufgehoben fühle. [...]Tja, was ist da eigentlich anders? Also für mich sind Frauen körperlich begehrenswerter, auch emotional vertrauter und ja, es klingt einfach viel mehr mit und dann ja, auch so von dem, wie ich mich anvertrauen kann und einlassen kann, auch sexuell.“

Schwierigkeiten mit dem Begriff „lesbisch“ und der Kategorie

Einige der interviewten Frauen formulieren, dass sie den Begriff „lesbisch“ nicht mögen oder nicht gern verwenden. Dabei gibt es Frauen, die einfach nur ausdrücken, dass sie das Wort nicht schön finden, andere formulieren, dass sie die damit verbundenen Zuschreibungen und Etikettierungen nicht wollen. Manuela (28) beispielsweise sagt:

„Das Wort, muss ich sagen, finde ich jetzt nicht sehr umwerfend, einfach nicht so toll.“

Auch Simone (35) verwendet den Begriff kaum:

„Ich benutze diesen Ausdruck wirklich sehr ungern. Ich finde das ist ein sehr harter Begriff und ich sage einfach, oder wenn ich von mir selber, also, ich habe nie, wenn mich irgendwer gefragt hat, habe ich nie gesagt: ‘Ich bin lesbisch.’ Sondern ich habe immer gesagt: ‘Ich lebe mein Leben mit Frauen.’ Das hat für mich irgendwo etwas Weicheres oder auch zu sagen, meine Partnerin oder sonst was. Ich habe mir über das Wort jetzt nie so Gedanken gemacht. Ich fand es nur immer sehr abwertend und sehr hart, also für mich war es immer sehr hart. [...] Ich weiß es nicht, also, da habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht, das war nur einfach so eine Sache, vielleicht auch aus früheren Zeiten, weil dieses lesbisch-schwule eben so einen negativen Beigeschmack hat und, ja.“

Miriam (22) benutzt den Begriff für sich selbst ebenfalls sehr ungern, weil sie sich nicht so gerne „einordnen“ und „abstempeln“ lassen möchte.

„Ich mag das Wort eh’ sowieso überhaupt nicht. Das ist für mich so ein Abstempeln. Ich meine, ich sage: ‘Ich stehe auf Frauen.’ Das ist in Ordnung, aber ich möchte auch nicht, ich meine das Wort ‘Lesbe’, dass hört sich auch so an, wie verurteilt für die nächsten 30 Jahre. Und genau das möchte

ich nicht. Also, ich glaube von mir einfach, dass ich zwar immer auf Frauen stehen werde, ich möchte mich aber trotzdem nicht so einordnen lassen. Also, ich möchte nicht so festgelegt sein, weil, das finde ich einfach ungut. [...] Weil das einem auch die persönliche Freiheit nimmt, zu entscheiden. Und ich meine, wenn ich jetzt hergehe und sage: 'Ich bin die ultimative Lesbe' und in fünf Jahren finde ich dann doch einen Mann toll, ich meine, dann hätte ich ja ein Problem mit mir. Es ist dann einfach nicht so zwanghaft.“

Besonders entschieden in ihrer Ablehnung des Begriffes ist Maria (31). Sie hat für sich sogar ein anderes, eigenes Wort erfunden.

„Ich finde das eh' ein Unwort. Ich finde das Wort so, so hässlich. Ich weiß nicht, ich glaube, das geht vielen so. Ich habe da einfach ein neues Wort: 'Earna'. Ja, 'Earna', dass trifft sich auch hervorragend mit dem bayerischen 'Griaß earna', das ist doch fein.“

Für Christina (30) spielen der Begriff und die Bezeichnung, wie sie sagt, keine große Rolle.

„Na ja, sagen wir mal so: Das Wort Lesbe habe ich eh' nie sehr gern gemocht, also, so das Wort selbst, mag ich nicht so gerne. Aber die Bezeichnung ist mir jetzt auch wurscht. Ich meine, ich kann mir schwer vorstellen, theoretisch und auch gefühlsmäßig, dass ich irgendwann gar nicht mehr mit Frauen zusammen sein werde. Das ist für mich eigentlich etwas, das ist so ganz aus meinem Blickfeld rausgerückt, das will ich auch gar nicht, mir diesen Gedanken zu überlegen, dass ich irgendwann gar nichts mehr mit Frauen zu tun haben werde. Also insofern, Begriff hin oder her, könnte ich mir auch vorstellen, dass ich mich immer als Lesbe bezeichnen werde.“

Für Heike (34) dagegen ist der Begriff wichtig und sie bezeichnet sich mit einigem Stolz als Lesbe, auch wenn sie weiß, dass sich die Zuschreibungen, die mit dem Begriff verbunden wurden, historisch sehr verändert haben und früher keineswegs nur positiv waren. Sie sieht zudem keinen Grund, der gegen eine begriffliche Einordnung spricht, da sie das „androgyn, multisexuelle Zeitalter“ für eine Utopie hält.

„Ich meine, sagen wir mal so, es ist ja immer schwierig mit diesen Einordnungen und ich meine gut, wenn es mal ein anderes Wort dafür geben sollte, nehme ich das. Ich meine, früher hat man von homosexuell gesprochen, irgendwann mal dann, also von lesbisch, das galt als ganz furchtbar und schwul war auch eher ein Schimpfwort und wurde dann einfach umkonnotiert und hatte dann eine positive Bedeutung. Ich meine, ich bin natürlich viel, ich bin nicht nur Lesbe, manchmal ist es schon einfach einschränkend, so dieses, was heißt das auch, auf der anderen Seite sage ich aber auch: 'Natürlich bin ich Lesbe.' Es ist nur schwierig, weil das ist so ein, das ist so ein Facettenreichtum auch, also ich denke, jede definiert das auch anders für sich. Also im Hinblick darauf, dass ich eine Frau bin, die Frauen liebt und sich zu Frauen hingezogen fühlt, also auch im weitesten Sinne, sehe ich jetzt kein Problem dabei, dass ich sage, das ist eine eingrenzende Definition. Also, wenn wir in einem androgynen, multisexuellen Zeitalter, wenn wir dieses noch erleben sollten, wo es unwichtig ist, so dieses sich zu etikettieren, dann vielleicht nicht mehr, aber ich glaube das ist eine Utopie. Ich sehe auch keinen Grund. Also ich habe immer gesagt: 'Ich bin stolz darauf, lesbisch zu sein.' Ich fühle mich eher als privilegiert in meinem Schicksal, also ich denke, es hat für mich einen ungeahnten Reichtum hervorgebracht.“

Die von den Frauen bevorzugten Definitionen, was es für sie heißt lesbisch zu sein, korrespondieren sehr deutlich mit den von den Frauen erlebten Anerkennungs- und Ablehnungserfahrungen aus der Zeit des Coming out und Becoming out und mit den entwickelten Umgangsstrategien. Auffällig ist auch, dass erstaunlich viele Frauen, den Begriff „lesbisch“ für sich nicht gerne benutzen, weil sie die negativen Konnotationen, mit denen der Begriff behaftet ist, nicht auf sich beziehen wollen. Durch die Verwendung von Eigendefinitionen versuchen die Frauen hier abwertenden Fremdattributionen zu entgehen.

Zukunftsprognose für die eigene Vorliebe

Auffällig ist, dass sich die allermeisten Frauen sehr sicher sind, dass sich an ihrer Vorliebe nichts ändern wird, ohne dies jedoch kategorisch festzulegen und ohne das sie ganz ausschließen, dass sich vielleicht nicht doch etwas ändern könnte. Überraschend ist dabei, dass die Frauen unabhängig von der Sicherheit in Bezug auf die eigene Vorliebe keine hundertprozentige Abgrenzung vornehmen und sich eine gewisse Prozessoffenheit erhalten.

So sagt Elvira (38) beispielsweise, dass sie sich nicht vorstellen kann, dass sie noch einmal „was mit einem Mann hat“, auch wenn es hin und wieder vorkommt, dass sie einen Mann schön findet.

„Kann ich mir nicht vorstellen, nein, das ist eigentlich noch nicht vorgekommen, seit ich das erste Mal mit einer Frau geschlafen habe. Das ist ja auch ganz was anderes. Ich habe vorher ja auch mit Männern geschlafen, aber ich glaube, wenn man das einmal als schön empfunden hat, dann kann man nicht mehr zurück. Männer sind halt einfach anders im Bett. Komplett anders. Männer haben eine ganz andere Sexualität. Und ich habe ja auch mit einigen Männern geschlafen früher, also ich kann mir auch ein bisschen ein Urteil erlauben. Und das macht mich einfach nicht an, macht mich einfach nicht an. Schon alleine, wenn ich diese Barthaare spüre oder Haare auf der Brust, ich weiß nicht, da vergeht es mir. Ich kann nix damit anfangen, also, ich steh dann auch komplett blöd davor, also, wenn ich einen Mann nackt sehe, denke ich mir nur: ‘Oh Gott, was soll ich denn damit anfangen.’ Also, ich bin es einfach nicht, es ist so, ich bin halt lesbisch.“

Auch Manuela (28) formuliert, dass sie sich nicht vorstellen kann, dass sich an ihrer Vorliebe für Frauen etwas ändert:

„Eigentlich weniger, nein. Hm, eigentlich gar nicht, warum soll es sich auch ändern? Mir geht es gut damit. Man weiß es ja nicht, klar, aber ich wüsste echt nicht warum.“

Ebenso formuliert Nina (27):

„Ich weiß auch nicht, das ist einfach nicht so meins. Ich kann nicht, also, ich schaue mir einfach keinen Mann an und denke: Mit dem würde ich richtig gerne ins Bett gehen! Das fällt mir bei einem Mann so ungefähr als allerletztes ein, da würde ich schon eher sagen, wenn ich den anschau, dass

ich mir denke: Ach, so wie der, würde ich jetzt auch gerne aussehen, so lässig oder so. Aber Männer und mit denen in die Kiste wollen, dass habe ich wirklich selten so zusammen.“

Und auch Erin (27) glaubt von sich, dass sie immer in Frauenbeziehungen leben wird.

„Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen. Ja, weil mich Männer sexuell in keinsten Weise interessieren und ich denke mal, ohne Sex ist nun mal keine Beziehung möglich. Und jetzt mal rein platonisch, das kann ich mit einem schwulen Freund auch haben. Ich könnte mir es jetzt, wie gesagt, einfach nicht vorstellen. Ich meine, das kann sich in 30 Jahren ändern, keine Ahnung, aber im Moment ...“

Einige Frauen, so wie Simone (35), haben zwar von sich den Eindruck, dass sich an ihrer Lebensweise auch in Zukunft nichts wesentlichen ändern wird. Sie betonen dabei allerdings, dass sie sich eigentlich nicht ganz festlegen möchten, denn schließlich kann auch kein Heterosexueller ausschließen, dass er vielleicht nicht doch mal „was homosexuelles“ hat.

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich mal nicht mehr mit Frauen zusammen bin. Glaube ich nicht. Ich möchte es zwar nicht ausschließen, aber eigentlich glaube ich das nicht. Ich habe nichts gegen Männer, ich mag Männer auch sehr gerne und das ist so eine Sache, dass ich sage, man weiß nie, wohin einen seine Gefühle irgendwann mal hinwandern lassen, deswegen würde ich einfach so 100 % nicht sagen: 'Nein, ich würde nie wieder mit einem Mann zusammenleben.' Das kann ich nicht, obwohl ich es mir nicht vorstellen kann, weil einfach dazu aus meinen letzten Beziehungen oder meinen letzten Jahren eben meine Gefühle einfach mehr für Frauen, wenn sich welche entwickeln, dann mehr für Frauen entwickeln als für Männer, zumindest intensiver. Allerdings frage ich mich auch manchmal, warum ich mich da auch so festlegen soll. Kein Heterosexueller macht das. Die können doch auch nicht ausschließen, dass da nicht mal was anderes läuft. Warum auch, ist doch schön, wenn Menschen sich überhaupt verlieben, völlig wurscht, in wen.“

V.3.2. „... und was mir dabei besonders wichtig ist ...“

Drei Aspekte waren den interviewten Frauen/Lesben besonders wichtig und scheinen daher für das Verständnis ihrer Selbst- und Lebenskonzepte besonders hilfreich zu sein:

Normalitätsanspruch

Es gibt viele Frauen, die mit Nachdruck davon sprechen, dass es ihnen sehr wichtig ist, dass ihre Vorliebe und Lebensweise als „völlig normal“ und „selbstverständlich“ angesehen wird. So äußern die Frauen, oft im Zusammenhang mit Wünschen an die Zukunft, dass sie sich mehr Selbstverständlichkeit erhoffen und dass ihre Lebensweise als gleichwertig und gar nichts Besonderes angesehen wird. Maria (31) beispielsweise ist dies be-

sonders wichtig. Sie betont in ihren Erzählungen immer wieder, dass sie mit ihrer Vorliebe für Frauen völlig „normal“ ist und von ihrer Umwelt auch als völlig normal angesehen werden möchte. Mehrfach sagt sie:

„Es gibt Leute, die verlieben sich in Frauen und es gibt Leute, die verlieben sich in Männer. Und ich gehöre zu den Leuten, oder eben Menschen, die sich in Frauen verlieben, das ist alles und da betone ich Mensch. Weil es normal ist, es ist einfach vollkommen normal, finde ich. Außerdem finde ich das jetzt nicht außergewöhnlich, ich bin deswegen kein, keine Ahnung, was weiß ich, das ist eben ganz normal. Es war ja auch schon immer ganz normal für mich.“

Auch Alexandra (34) formuliert, dass es ihr wichtig ist, sich an ganz normalen Orten aufzuhalten, weil sie keine „Auenseiterin“ sein möchte. Ähnlich wie auch Maria (31) möchte sie sich nicht nur in einigen Szenelokalen aufhalten, weil sie damit das Gefühl hat, dass sich Lesben damit verstecken und im „normalen“ öffentlichen Leben nicht mehr präsent und sichtbar sind.

„Ja, eigentlich will ich, dass du überall hingehen kannst und dass du lesbische Frauen einfach überall triffst und dass es einfach auch überall ein Thema ist, dass du dich nicht so separieren musst, so separat irgendwo in einem Café oder einer Kneipe. Ich meine, das ist es doch auch nicht, das macht doch nicht das Leben aus, wenn ich mich so eng mache und eigentlich nur noch in diese Lokale gehe, nur noch mit lesbischen Frauen zusammen bin. Ich meine, keine Hetero-Frau ist nur noch mit Männern zusammen.“

Sichtbar sein wollen

Die meisten der von mir interviewten Frauen äußern ein sehr ambivalentes Verhältnis dazu, ob und wie sehr sie als frauenliebende Frauen in der Szene oder in der Öffentlichkeit sichtbar sein wollen. So lehnen es einige Frauen vehement ab, sichtbar zu sein, weil sie nicht nur auf ihre sexuelle Orientierung reduziert werden möchten oder aber, weil sie sich gegen negative Fremdzuschreibungen oder Abwertungen wehren möchten. Maria (31) beispielsweise möchte vor allem als „ganzer Mensch“ wahrgenommen werden.

„Mir ist das wirklich nicht wichtig, dass man mir das ansieht. Ich weiß ja nicht, wie es andere empfinden, aber für mich ist das nicht wichtig. Das ist einfach wirklich unwichtig. Ich meine, wichtig ist doch, dass ich akzeptiert werde, wie ich bin. Das wird nur dann wichtig, wenn jemand mir feindselig gegenübersteht, dann wird es wichtig. Ich habe auch nur Kontakt zu solchen Leuten, für die es auch unwichtig ist. Für die ist nicht meine Sexualität wichtig oder mit wem ich zusammen lebe, sondern ich, der Mensch, und den Rest schieße ich in den Wind. [...] Es ist doch eigentlich normal, also die Hetero-Welt degradiert man doch auch nicht nur auf ihre Sexualität, sondern sieht sie als kompakte Menschen an sich. Das ist ja auch nicht wichtig, dass das immer so im Vordergrund steht. Ich bin ja auch nicht in der Arbeit rum gegangen und habe mich geoutet und habe da ein riesiges Thema d’raus gemacht, sondern das hat sich zufällig ergeben, dass das dann bekannt wurde.“

Auch Nicole (21) lehnt es vehement ab, als frauenliebende Frau in der Öffentlichkeit erkennbar zu sein. Sie hat allerdings vor allem die Befürchtung, dass sie als Lesbe von

vornherein abgelehnt oder mit Vorurteilen konfrontiert wird. Ihre Nicht-Sichtbarkeit verschafft ihr die Gelegenheit, dass Menschen sie ohne Vorverurteilung kennen lernen und wenn sie später davon erfahren, dass sie mit Frauen lebt, dann eher positiv reagieren.

„Nein. Nein, also, wenn mal irgendeiner zu mir sagt: ‘Hey, du bist eine Lesbe, du siehst so aus!’ Dann, oh Gott, muss ich was ändern. [...] Nein, ich kann mir das nicht vorstellen. Ich identifiziere mich halt nicht damit, dass man mir das von weitem ansieht. Nein, ich meine die Leute, mit denen ich näher zu tun habe, die wissen das, aber ich muss das jetzt nicht irgendwo breit treten, sage ich jetzt mal. Weil, wenn man das sieht, dann denkt sich jeder gleich: ‘Ih, eine Lesbe!’ Und die ganzen Vorurteile eben und so lebst du eigentlich ganz gut, wenn du es den Leuten dann später sagst, dann fassen die das eigentlich auch gut auf.“

Auffällig ist, dass die meisten Frauen allerdings keine so klare Meinung haben wie Maria (31) oder Nicole (21). So formulieren einige Frauen, dass sie es sehr schade finden, dass so wenige lesbische Frauen in der Öffentlichkeit sichtbar sind. Gleichzeitig finden sie es nicht gut, sich „eine Regenbogenfahne auf die Stirn“ zu malen. Manuela (28) beschreibt das Dilemma mit dem Wunsch nach Sichtbarkeit so:

„Das ist ja schon schwierig. Ich finde es schon echt schade, dass es so wenige bekannte Lesben gibt. Schwule sieht man andauernd auf der Straße, auch schwule Manager oder Politiker kennt man, aber Lesben? Ich frage mich immer: ‘Wo sind die alle?’ Es ist ja schon ein Highlight, wenn man im Supermarkt mal eine sieht und sich denkt: ‘Ach, guck an.’ Da denke ich immer: ‘Eigentlich müsstest es wirklich wimmeln davon und du müsstest an jeder Ecke eine sehen’, weil, dann wäre es auch einfacher mit dem Kennen lernen, weil man dann auch nicht so auf die Szene eingeschränkt wäre. Und dann finde ich es auch wieder so blöd, dass ich mir dann super offensichtlich irgendwas aufmalen soll. Dann ist es so eine Schublade, irgendwie. Und dann finde ich, man tut dann auch so, als wären wir alle gleich und mir ist es dann schon auch wieder recht, wenn ich nicht gleich auf offener Straße erkannt werde, also, das mach ich dann auch nicht, irgendwie.“

Es gibt auch einige Frauen, die eine Entwicklung wahrnehmen, dass sich jüngere Frauen, die auf Frauen stehen, weit weniger abgrenzen durch sichtbare Zeichen. So formuliert beispielsweise Angelika (37):

„Also, ich habe schon das Gefühl, dass die jüngeren Lesben auch anders aussehen. Dass die sich nicht mehr so abgrenzen, durch ihr Äußeres, so wie es die älteren oft tun, sondern dass die einfach so aussehen, wie sie aussehen möchten und sich dadurch gar nicht mehr so groß unterscheiden. [...] Ich finde es gut, weil dann wohl einfach so eine Uniform nicht mehr nötig ist. Das ist für mich ein Zeichen, dass es sich normalisiert einfach, dass man sich nicht irgendwie, ja dass man sich nicht abgrenzen muss, mit Gewalt. Und auch, dass man sich jetzt nicht so eine Gruppe suchen muss, so dieser Gruppenzwang auch, sondern dass man das einfach ganz normal lebt und dass das relativ selbstverständlich ist.“

In jedem Fall ist die Entscheidung, wie sichtbar die FrauenLesben in der Öffentlichkeit sein wollen, sehr eng verknüpft mit der Strategie, welche die Frauen entwickelt haben, um das Ablehnungs- und Diskriminierungsrisiko im öffentlichen Raum zu verringern.

Auf diesen Zusammenhang wird in Kapitel VI.2., wenn es um die Auswirkungen sozialer Ablehnung und Diskriminierung geht, näher eingegangen.

Abgrenzung gegenüber bisexuellen Frauen

Das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit ist bei allen von mir befragten Frauen der Ausgangspunkt für die Abgrenzung gegenüber anderen Lebensweisen und damit zur Beschreibung des eigenen Standpunktes. Die Abgrenzung gegenüber der gegengeschlechtlichen Partnerwahl, hier gegenüber Männern, ist ganz offensichtlich ein wichtiges Element zur Selbstdefinition. Dabei ist es den von mir befragten Frauen in ganz unterschiedlicher Weise wichtig, sich gegenüber heterosexuellen oder bisexuellen Präferenzen und Vorlieben abzugrenzen. Einige Frauen sind sich bewusst, dass die eindeutige Festlegung einer Vorliebe schwierig ist und ihre Grenzen hat. So formuliert Angelika (37) beispielsweise, dass sie schon glaubt, dass es ein Tabu unter Lesben gibt, wenn lesbische Frauen auch sexuelle Erfahrungen mit Männern haben, weil es dann eben nicht mehr ganz klar ist, ob das dann „eigentlich nicht doch eher bisexuelle Frauen sind“.

„Tja, das ist schon schwierig. Ich meine, ich habe mir erzählen lassen, dass es durchaus so ein Tabuthema ist, also da kann ich, hm, also es ist wohl so, dass da nicht gerne darüber gesprochen wird. Und dass doch viele Lesben auch mal eine Erfahrung mit Männern hatten, zwischendrin, aber das halt einfach nicht zugeben, weil sie sich, ja, weil es eben so ein Tabu ist und weil es sich nicht gehört oder so was. Ja, und ich würde sie wahrscheinlich auch nicht mehr als lesbisch bezeichnen, werten möchte ich das jetzt eigentlich nicht. Ich meine, das kann man ja eh nicht kontrollieren, also, was so passiert, jetzt so gefühlsmäßig, zu wem man sich nun hingezogen fühlt oder so. Also, dieser Begriff, das ist ja auch schwierig, also dafür habe ich eigentlich keinen Begriff, weil „bi“, das ist für mich schon eher so 50 % zu 50 %, also eher die, die wirklich so switchen.“

Angelika (37) gehört zudem zu den Frauen, die Bisexuellen besonders kritisch gegenüber steht, weil sie einige Befürchtungen und Ängste hat.

„Also, ich meine, wenn man sich einfach in so eine Frau verliebt, dann kann man wahrscheinlich eh nichts machen, das ist natürlich so, aber generell stehe ich diesem „bi“ schon sehr kritisch gegenüber, weil ich so das Gefühl habe, dass die dann sowieso nie lange in einer Beziehung sind. Also, das ist irgendwie von vornherein klar, dass die nicht lange in einer Beziehung sein werden, weil sie ja irgendwann immer wieder auch das andere suchen. Für mich, also für mein Empfinden ist das so, das wird dann zwar oft bestritten und die sagen, es könnte auch mal sein, dass die fünf Jahre lang nur das eine leben. Aber so vom Gefühl her würde ich immer denken: ‘Ja, wann hat sie jetzt wieder Lust auf einen Mann?’ Ich glaube, ich wäre da immer unsicher. Ich wurde auch damals in der Beziehung immer unsicherer, als das dann immer mehr zum Thema wurde. Also tendenziell würde ich das immer vermeiden wollen, wenn ich kann, also mit einer Bi-Frau irgendetwas anzufangen.“

Auch Miriam (22) macht eine klare Trennung, wann eine Frau für sie lesbisch ist und wann bisexuell.

„Für mich ist eine Frau nur dann lesbisch, wenn sie wirklich denkt, also nicht, dass es immer so sein wird, aber wenn sie jetzt denkt, dass sie nur mit Frauen zusammen sein könnte. Ich meine, das muss dann in zehn Jahren nicht immer noch so sein, aber für den Moment. Es hängt einfach davon ab, mit wem Frauen eine Beziehung haben möchten. Obwohl, ich meine, wenn eine Frau nur Beziehungen mit Frauen haben möchte, aber trotzdem ab und zu mit einem Mann ins Bett geht, dann ist sie für mich eigentlich nicht lesbisch, dann ist die bi. [...] Was Beziehung anbetrifft, da bin ich bei Frauen, die bi sind, sehr misstrauisch. Weil ich mir dann immer denke, die kann dann irgendwann, also irgendwann hat die dann Lust auf einen Mann und darauf habe ich einfach keine Lust. Sich in Heteras zu verlieben, gibt ja eh auch nur Probleme.“

Etwas anders beschreibt Alexandra (34) ihr Selbstverständnis. Sie sagt von sich, dass sie eine Vorliebe für Frauen hat und bezeichnet sich als lesbisch, grenzt sich aber gegenüber bisexuellen Frauen nicht ab und sieht auch kein Problem „sporadisch“ was mit Männern zu haben. So ist Lesbischsein für sie in erster Linie ein Gefühl, das von der Anziehung zu Frauen dominiert wird. Dies bedeutet für sie allerdings nicht, dass sie nicht auch mit Männern zusammen sein kann.

„Für mich jetzt, hm, weißt du, Männer waren immer meine Notlösung. Also nicht auf Dauer, sporadisch okay, und zwar sporadisch deswegen, in Ermangelung der Frauen und weil ich mich jetzt in der Szene nicht so wohl fühle, dass ich jetzt sagen könnte, da geht es mir jetzt so gut und da lerne ich auch Frauen kennen, die mir wirklich gut gefallen. Weil mir gefällt auch nicht jede lesbische Frau.“

Ähnlich findet auch Christina (30):

„Also, das liegt im Ermessen der jeweiligen Frau, denke ich mal. Also, wenn eine Frau sich als lesbisch empfindet, aber zwischendurch mal Appetit auf einen Mann hat, sage ich jetzt mal, muss sie deswegen nicht gleich bisexuell sein oder etwa nicht lesbisch sein. Also, sie kann für mich durchaus eine Lesbe sein. [...] So von der Theorie her würde ich das nicht ablehnen, weil ich mir sage, das ist vom Menschen abhängig. Aber ich glaube, wenn ich mir jetzt eine Freundin raussuche oder wenn ich eine Partnerin haben wollte, dann wäre ich aber schon vorsichtig bei bisexuellen Frauen, weil immer so der Aspekt, ‘die geht ja dann doch irgendwann zu einem Mann’, irgendwo präsent wäre. Auch wenn es nicht so wäre, ich glaube, ich hätte da schon Ängste, wenn eine Frau gerade sehr schwankend wäre in ihren Beziehungen, dass es doch auch mit dem Geschlecht zusammenhängt und nicht nur mit dem Menschen an sich.“

Wann ist die Erkennbarkeit sexueller Präferenzen für die Frauen überhaupt relevant?

Interessant ist, dass einige Frauen formulieren, dass es ihnen gar nicht so wichtig ist, was für eine Vorliebe andere Frauen haben und als was diese sich bezeichnen, vor allem, wenn sie an diesen Frauen nicht näher interessiert sind. Selbst bei guten Bekannten und Freundinnen spielt es offenbar kaum eine Rolle. Wenn es allerdings um Beziehung und Partnerschaft geht, unterscheiden die Frauen deutlich, so wie auch Christina (30):

„Also wenn mich eine Frau näher interessiert, dann will ich das schon genau wissen. Ja, das ist mir schon wichtig. Also, eine Frau, die gerade in Bezug auf ihre Sexualität wirklich sehr schwammig wäre und sich sehr unklar wäre, ob sie jetzt überhaupt Mann oder Frau oder beides will, das wäre für mich schon ein Aspekt, wo ich Abstand nehmen würde. Also ich würde jetzt nicht Abstand nehmen wenn sie sagt: 'Ich bin bisexuell, habe mich jetzt aber entschieden mit einer Frau zusammen zu sein, das ist mir jetzt wichtig und was irgendwann kommt, weiß ich nicht.' Ich glaube, wenn ich schon so eine momentane Schwankung erfahren würde, dann würde ich das eher fernhalten.“

Maria (31) formuliert, dass sie es manchmal überflüssig findet, festzulegen, was man nun ist, zum Beispiel, wenn man sich nach Jahren lesbischen Lebens vielleicht in einen Mann verliebt.

„Da habe ich auch eine eigene Definition für mich. Man verliebt sich halt einfach in einen Menschen und da ist das Geschlecht völlig egal. Also, die Freundin, mit der ich so lange zusammen war, die hatte vor mir nur Männer und die ist jetzt verheiratet und hat ein Kind. Und, mein Gott, sie hat halt jetzt jemand anders getroffen und in den hat sie sich halt verliebt, die Beziehung war eh schon total kaputt und ich, und viele haben dann immer gesagt, das wäre dann besonders schlimm, weil es ein Mann ist und ich habe dann immer gefragt: 'Wieso? Wieso ist das besonders schlimm?' Sie hat halt jetzt einen anderen Menschen getroffen und den fand sie ganz okay und, also, dass finde ich nicht. Also ich wäre auch nicht weniger gekränkt gewesen, wenn es jetzt eine Frau gewesen wäre. Da müsste ich lügen, das hat mich nicht mehr getroffen, bloß weil es ein Mann ist. Also, von daher, ist man dann lesbisch? Mei, ist man lesbisch, wenn man vorher 15 Jahre mit einem Mann verheiratet war und sich dann in einen Frau verliebt? Ich kenne so einen Fall und die weiß auch nicht genau, was sie nun ist. Die weiß das nicht und ich habe ihr gesagt: 'Völlig egal, was du bist! Du hast halt jetzt diese Frau getroffen und dich verliebt. Und? Das ist doch völlig egal!' Das ist doch auch gar nicht wichtig. Man sollte einfach irgendwie offen sein.“

Auch Alexandra (34) sagt, dass sie es gar nicht so genau abgrenzen und definieren kann:

„Ich kann das gar nicht so gut, also, kann das gar nicht so abgrenzen, was es ist. Ich denke Lesbischsein, ich kann es auch gar nicht so definieren, Lesbischsein heißt nicht, ich kann mit überhaupt keinem Mann in meinem ganzen Leben in irgend einer Form einen inneren oder intimeren Kontakt haben, sondern ich definiere das eigentlich für mich so, dass ich weiß, rein gefühlsmäßig kann ich mich nicht arg einlassen, rein von der Sexualität bedingt.“

Es entsteht der Eindruck, dass eine begriffliche Einordnung und eine hinlänglich klare Zuschreibung zwar weniger als Selbstbeschreibung, zumindest aber als Kriterium bei der Wahl der Partnerin für die Frauen von Interesse ist. Allerdings gibt es auch hier einige wenige Frauen, für die die Selbstdefinitionen einer anderen Frau erstmal keine Konsequenzen haben. So formuliert Nina (27) anfangs, dass eine Frau für sie ganz einfach dann lesbisch ist, „wenn sie es sagt, irgendwie“, ergänzt dann aber:

„Hm, also, ich finde, mir ist das ja erstmal recht wurscht, aber so ganz per Definition muss ich sagen: Eine Frau, die nur was mit Frauen hat, ist eine Lesbe. Eine Frau, die hin und wieder was mit Frauen hat, die ist für mich bisexuell. Also da bin ich eher so ganz strikt. Also, wenn man schon so

Schubladen hat, dann soll man die auch benutzen. Und ich finde, bisexuell, das sind halt Leute, die eben mit Frauen ins Bett gehen und sagen, dass sie im Prinzip auch nichts gegen Männer einzuwenden haben und auch mit denen in die Kiste springen. Und eine Frau, die eben, ich meine, man soll ja so Sachen nicht ausschließen, will man ja auch nicht, aber wenn jemand nur mit Frauen ins Bett geht, das finde ich dann schon eher lesbisch. Na, und wenn mich eine Frau interessiert, dann will ich das schon ganz genau wissen. Allerdings, nachher guck ich ja trotzdem, was so geht, zumindest, wenn sie mir partout gefällt, dann will ich das erst Mal sehen, weil: 'Wer sagt denn, das dann nicht alles ganz anders wird?' Gibt ja genügend Beispiele, wo Frauen sich erst mir 35 richtig in eine Frau verliebt haben und ihre Sachen gepackt haben und dann war von heute auf morgen alles ganz anders.“

Und auch Simone (35) erzählt:

„Also, wenn mich eine interessiert, dann will ich das schon wissen, wo die so steht, also das schon, was dann aber nicht heißt, dass ich irgendwas anders mache.“

V.4. Zusammenfassung

Auffällig ist, wie oft die Frauen in ihren Erzählungen die Formulierung „Also, im nachhinein könnte man sogar sagen, dass ...“ verwenden. Ganz oft folgen dann Episoden, die darauf schließen lassen, dass die Frauen lange, bevor sie bewusst lesbisch lebten, bereits lesbisch waren. Hier ist das Bedürfnis, sich kongruent zu erzählen, deutlich spürbar. Die persönlichen Erlebnisse werden in eine „hinlänglich“ logische Abfolge geordnet, so dass sie passend und stimmig zum momentanen Selbstverständnis erzählt werden können und einen hinlänglich prägnanten Sinnzusammenhang erkennen lassen. Der Bruch mit der sie umgebenden, mehrheitlich heterosexuellen Umwelt, der sich im Coming out zwangsläufig vollzieht und nicht selten von den Interviewten als krisenhaftes Lebensereignis erlebt wird, scheint ein deutliches Bedürfnis nach konsequent „logischer“ und vor allem sinnhafter Entwicklung nach sich zu ziehen.

Der in den Gesprächen immer wieder vollzogene Rückgriff auf frühe Ereignisse und die entsprechenden Erklärungen, Deutungen und Interpretationen scheinen diesem Bedürfnis Rechnung zu tragen. Bemerkenswert ist auch, dass die Erzählungen zu frühen Selbstverständnissen oft verallgemeinernd und weniger differenzierend erfolgen. Offensichtlich ist es hier so, dass in einer ersten Phase, der Zeit des Coming out, ein prägnantes, klares und eindeutiges Selbstverständnis erworben werden muss, um einen „sicheren“ und „hinlänglich eindeutigen“ Standpunkt im Verhältnis gegenüber der heterosexuellen Dominanzkultur entwickeln zu können. Meist erst im Anschluss an diesen Prozess, während des Becoming out, entwickeln die Frauen differenzierte Schattierungen ihres Selbstverständnisses und verwenden vor dem Hintergrund einer funktionierenden Position und einer ausreichenden Selbstgewissheit auch weniger stringente Festlegungen und können sich

mehr Offenheit, Ambivalenz und Differenz leisten. Dennoch äußern die Frauen bei aller Relativierung auch, dass sie sich ziemlich sicher sind, dass sich an ihrer Vorliebe für Frauen kaum etwas ändern wird. Dies wird i.d.R. damit begründet, dass sie sich mit ihrer Lebensweise insgesamt „recht wohl“ fühlen und damit ihrer Ansicht nach die Wahrscheinlichkeit sinkt, sich noch mal in einen Mann zu verlieben.

Insgesamt lässt sich in Bezug auf die verwendeten Selbstdefinitionen also eine gewisse Offenheit konstatieren, denn: So ganz genau legen sich die Frauen nicht fest. Der Umgang mit den Selbstbeschreibungen anderer Frauen ist sogar noch offener. Zwar sagen die meisten Frauen, dass sie sehr schnell abzuchecken versuchen, „wo die andere steht“, wenn sie an einer Frau näher interessiert sind. Wenn sie es dann allerdings wissen, ziehen sie erstaunlicherweise, sagen sie, kaum Konsequenzen. Einige Frauen erzählen zwar davon, dass sie schon misstrauisch sind, wenn Frauen nicht recht wissen, was sie wollen. Um dann allerdings auch festzustellen: „Na ja, wenn man sich dann doch verliebt, kann man ja nichts machen.“ Es gibt sogar einige, die von sich explizit sagen, dass sie nichts anders machen und ja doch „testen, was so geht.“ Diese Frauen erklären ihre Haltung damit, dass „bei vielen“ ja gar nicht so genau feststehen würde, was als nächstes kommt.

Die beiden letztgenannten Befunde zur Offenheit der Selbstbeschreibung lassen vermuten, dass die Frauen weit weniger eindeutige und klar ab- (aus-)grenzende Selbstdefinitionen für ihren Umgang miteinander brauchen, als es die eindeutige Dichotomie zwischen hetero- und homosexuell Kategorisierung nahe legt. Die Eindeutige Ab- und Ausgrenzung und die Zuschreibung eines Stigmas „Nicht heterosexuell = homosexuell = nicht normal“, wie es als praktizierte Intoleranz gegenüber lesbischen Lebensweisen von einzelnen Personen, Gruppen und als Teil öffentlicher Meinungsäußerung vielfach vorzufinden ist¹⁹⁴, führt nicht zwangsläufig dazu, dass die Frauen (ausschließlich) rigide abgrenzende und sie einengende Selbstdefinitionen verwenden. Vielmehr gelingt es den Frauen offenbar, sehr individuelle, dem eigenen Lebenskonzept dienliche Selbstdefinitionen zu entwickeln und aufrechtzuerhalten. Dieser Prozess verläuft, auch das machen die Interviews deutlich, nicht ohne Reibung, schwierige Auseinandersetzungen und nicht selten mit krisenhaften Lebensabschnitten. Vor allem in Bezug auf die Verarbeitung der Auswirkungen fehlender sozialer Anerkennung bei gleichzeitiger Ablehnung, Ausgrenzung und teilweise Diskriminierung durch die soziale Umwelt müssen die Frauen enorme Anstrengungen auf sich nehmen und zahlen zwangsläufig einen „hohen Preis“.

¹⁹⁴ Wie die angeführten Beispiele aktueller Medienberichterstattung zeigen. Vgl. Kap. III.1.

VI. „... & was ist der Preis?“

Das Heranwachsen Jugendlicher und junger Erwachsener, das Erleben der Pubertät und das Herausfinden der eigenen Vorlieben und Wünsche ist per se eine diffizile und langwierige Angelegenheit, bei der die Unterstützung des freundschaftlichen und familiären Netzwerkes eine besonders wichtige Rolle spielt. Auch die soziale Anerkennung unterschiedlicher Gruppen oder der breiten Öffentlichkeit ist von großer Bedeutung, weil in dieser Phase der Orientierung und Erprobung Vorbilder und Orientierungshilfen dringend gebraucht werden. Wenn junge Menschen allerdings entdecken, dass sie sich für das eigene Geschlecht interessieren und möglicherweise eine homoerotische Vorliebe haben, erleben sie auch heute noch eine Phase großer Verunsicherung, weil ihre Vorliebe in weiten Teilen der Gesellschaft nicht als gleichwertige Lebensweise anerkannt wird. Diese Jugendlichen/jungen Erwachsenen müssen für sich ein praktikables Selbstverständnis entwickeln und sehen sich gleichzeitig diversen, zum Teil sehr subtilen, sozialen Ablehnungen, Stigmatisierungen und Diskriminierungen ausgesetzt. In diesem Prozess, in dem sie sich auf der Suche nach Unterstützung der Anerkennung ihrer Vorliebe durch Freunde erst versichern müssen, sind die Jugendlichen und Erwachsenen ganz oft mit starken familiären Konflikten konfrontiert, weil ihre Eltern ihre Vorliebe schwer oder überhaupt nicht akzeptieren.

Die meisten der von mir befragten Frauen erlebten während ihres Coming out eine Phase schwieriger Auseinandersetzungen mit Eltern und teilweise auch der übrigen Familie. Häufig reagierten die Eltern mit Unverständnis und Druck, was schließlich dazu führt, dass die Töchter sich innerlich oder auch räumlich zurückzogen und distanzierten. Viele der Frauen sind in dieser Zeit ausgezogen und haben den Kontakt zur Familie für einige Zeit abgebrochen. Doch auch nach einem vollzogenen Coming out bleibt für die Frauen die Aufgabe bestehen, sich in einem lebenslangen Prozess in ihrer Lebensweise einzurichten, ein Verhältnis gegenüber sozialer Ablehnung und schwierigen Situationen am Arbeitsplatz zu entwickeln und sich in den Zusammenhängen innerhalb und außerhalb der Szene zu positionieren. In dieser Zeit des Becoming out verändern die Frauen ihr Selbstverständnis in Bezug auf ihre lesbische Lebensweise immer wieder, aber auch das Verhältnis zur lesbisch-schwulen Szene, zu Arbeitskollegen und der Familie verändert sich und wird immer wieder den eigenen Bedürfnissen angepasst. So verbessert sich bei einigen Frauen das Verhältnis zur Familie im Laufe der Zeit wieder und manche Eltern gehen nach Jahren der Distanz inzwischen ganz „normal“ mit den Lebensgefährtinnen ihrer Töchter um, andere schaffen es lediglich, die Beziehung ihrer Tochter zu dulden und zu tolerieren, möchten aber keinesfalls „darüber“ sprechen.

Sowohl während des Coming out als auch des Becoming out spielen die soziale Anerkennung bzw. die Ablehnung und Diskriminierung durch Menschen aus dem näheren und weiteren Umfeld und den Medien eine besondere Rolle. Das beständige Entwickeln eines

Selbstverständnisses und die Wahrnehmung und Konstruktion eines eigenen Identitätsverständnisses finden per se in Interaktionsprozessen statt, das heißt Gespräche, Einflüsse, Erlebnisse werden in einem wechselseitigen Prozess verarbeitet. Besonders anerkennende oder aber ablehnende Reaktionen haben also einen deutlichen Einfluss auf die Selbstwahrnehmung und die Konstruktion eines Selbstverständnisses von lesbischen Frauen.

VI.1. Die Bedeutung sozialer Anerkennung

Eines der wichtigsten Ziele von Identitätsarbeit, dies wurde bereits in den identitätstheoretischen Überlegungen in Kap. II.1.1. und II.1.2 ausführlich dargestellt, ist bei allen Unabhängigkeitsbestrebungen die Erreichung sozialer Anerkennung relevanter Anderer. Viele namhafte Identitätstheoretiker haben immer wieder darauf hingewiesen: Das Verlangen nach sozialer Anerkennung ist nicht nur ein existentielles menschliches Grundbedürfnis, sondern das Vorhandensein von sozialer Anerkennung ist Voraussetzung für die Entwicklung von Selbstachtung, Selbstvertrauen und Respekt vor den individuellen Leistungen.¹⁹⁵ Ohne die Fremdwahrnehmung, die positive Fremdeinschätzung, eben die Anerkennung von relevanten Bezugspersonen des sozialen Netzwerkes kann ein Individuum weder eine positive Selbstwahrnehmung oder Selbst-Anerkennung entwickeln, noch eine stimmige Passung zwischen innerer und äußerer Welt herstellen. Soziale Anerkennung ist eine Grundvoraussetzung, um ein positives Selbstgefühl und ein hohes Kohärenzgefühl zu entwickeln und ist damit zugleich essentielle Voraussetzung für die Entwicklung erfolgreicher Bewältigungs- und Handlungsstrategien. Für die einzelne Person hat dieser Zusammenhang vor allem unter postmodernen Lebensbedingungen¹⁹⁶ sehr weitreichende Konsequenzen, insbesondere dann, wenn ihr soziale Anerkennung nur eingeschränkt entgegengebracht wird und sie stattdessen mit Ablehnung, Ausgrenzung oder sogar Diskriminierung konfrontiert wird.

A. Honneth hat im Rückgriff auf philosophische Überlegungen Hegels und soziologische Meads drei unterschiedliche Anerkennungsformen und deren Auswirkungen auf

¹⁹⁵ So bezeichnet Charles Taylor das Verlangen nach Anerkennung als ein menschliches Grundbedürfnis und macht deutlich, dass der dialogische Charakter menschlicher Existenz seiner Ansicht lange Zeit unterbewertet wurde. Vgl. Ch. Taylor: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt a.M. 1993, S. 13-24.

¹⁹⁶ So schreibt Charles Taylor der sozialen Anerkennung unter postmodernen Lebensbedingungen noch größere Bedeutung zu, weil die heutige Identitätsbildung direkt abhängig ist von sozialer Anerkennung, welche erst im sozialen Austausch verhandelt werden muss. „Solange Milieu, Klasse und Status dem Subjekt vorgaben, wer es zu sein habe, genoß Identität eine selbstverständliche Anerkennung. Für die heutige Identitätsbildung gilt dies nicht.“ Ch. Taylor: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt a.M. 1993, S. 24 f.

die Selbstbeziehung unterschieden, welche einen klaren Bezug zur Identitätsentwicklung aufweisen. Er macht in seinen Überlegungen deutlich, dass die soziale Anerkennung im Bereich primärer Beziehungen, in den Rechtsverhältnissen und in Wertgemeinschaften deutliche Auswirkungen auf die Selbstbeziehung und damit die Identitätsentwicklung einzelner Personen hat.

Honneth¹⁹⁷ unterscheidet folgende drei Anerkennungsformen:

Anerkennungsformen	Primärbeziehungen (Liebe, Freundschaft)	Rechtsverhältnisse (Rechte)	Wertgemeinschaft (Solidarität)
Anerkennungsweise	Emotionale Zuwendung	Kognitive Achtung	Soziale Wertschätzung
Persönlichkeitsdimension	Bedürfnis- und Affektnatur	Moralische Zurechnungsfähigkeit	Soziale Wertschätzung
Praktische Selbstbeziehung	Selbstvertrauen	Selbstachtung	Selbstschätzung
Missachtungsformen	Misshandlung und Vergewaltigung	Entmachtung und Ausschließung	Entwürdigung und Beleidigung
Davon betroffen:	Physische Integrität	Soziale Integrität	„Ehre“, Würde

Primärbeziehungen (Liebe, Freundschaft):

Sie eröffnen die Möglichkeit „einer reziproken Anerkennung, weil sich in ihrem Vollzug die Subjekte wechselseitig in ihrer konkreten Bedürfnisnatur bestätigen und damit als bedürftige Wesen anerkennen. [...] Erst die produktive Balance zwischen Abgrenzung und Entgrenzung führt letztlich zu einer Form der individuellen Selbstbeziehung, wie sie Erikson unter dem Titel des Selbstvertrauens zusammengefasst hat.“¹⁹⁸

Wenn also Mädchen oder jungen Frauen die Anerkennung und Achtung von relevanten Bezugspersonen wie Eltern, Familienangehörigen und Freunden aufgrund ihres Lesbischseins teilweise entzogen werden, so kann dies zu einer deutlichen Beeinträchtigung des Selbstvertrauens und des Selbstwertgefühles führen.

¹⁹⁷ Vgl. A. Honneth: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. 1992, S. 211.

¹⁹⁸ H. Keupp u.a.: Identitätskonstruktionen. 1999, S. 254.

Rechtsverhältnisse:

Hier geht es darum, „dass Alter und Ego sich wechselseitig als Rechtssubjekte achten, weil sie gemeinsam um die sozialen Normen wissen, durch die in ihrem Gemeinwesen Rechte und Pflichten legitim verteilt werden. [...] Für die Identitätsbildung bedeutsam ist diese Tatsache, weil die Träger von Rechten zu einem vom Interaktionspartner wahrnehmbaren Handeln ermächtigt werden, ‘was ihnen die Kraft verleiht, die Ausbildung von Selbstachtung zu ermöglichen’ (Honneth 1992, S. 194). Dahinter steht die Überlegung, dass individuelles Recht (liberale Freiheitsrechte, politische Teilnahmerechte und soziale Wohlfahrtsrechte) zu besitzen bedeutet, sozial akzeptierte Ansprüche stellen zu können. Bedeutsam ist nach Honneth,

„dass ein Subjekt sich in der Erfahrung rechtlicher Anerkennung als eine Person zu betrachten vermag, die mit allen anderen Mitgliedern ihres Gemeinwesens die Eigenschaft teilt, die zur Teilnahme an einer diskursiven Willensbildung befähigen; und die Möglichkeit, sich in derartiger Weise positiv auf sich selber zu beziehen (ebd. S. 194). Dies bildet die Grundlage der individuellen ‘Selbstachtung’“. ¹⁹⁹

Diesen Ausführungen zufolge zieht die Verweigerung gleicher Rechte und rechtlicher Ansprüche innerhalb des Gemeinwesens die Beeinträchtigung der individuellen Selbstachtung sowie den teilweisen Verlust der sozialen Integrität aufgrund der kollektiven Entmachtung der sozialen Gruppe der Lesben und Schwulen nach sich.

Wertgemeinschaft / Solidarität:

Geht es bei den Rechtsverhältnissen um einen universellen Respekt vor der Willensfreiheit der Person, steht hier die Anerkennung von individuellen Leistungen im Vordergrund. Personen bedürfen über die rechtliche Anerkennung und die affektive Zuwendung hinaus stets auch noch einer sozialen Wertschätzung, die es ihnen erlaubt, sich auf ihre konkreten Eigenschaften positiv zu beziehen. ²⁰⁰ Den Hintergrund dafür bietet das kulturelle Selbstverständnis einer Gesellschaft, an dem sich die soziale Wertschätzung orientiert. „Um Solidarität geht es, weil Honneth annimmt, dass im Binnenverhältnis solcher Gruppen die Interaktionsformen im Normalfall, weil jedes Mitglied von allen anderen im selben Maß geschätzt wird, den Charakter solidarischer Beziehungen annehmen.“ ²⁰¹

Die Einschränkung bzw. Verweigerung von Prestige und sozialem Ansehen zeigt sich für Lesben und Schwulen in vielerlei Hinsicht. So wird der Wert der mit der gleichge-

¹⁹⁹ H. Keupp u.a.: Identitätskonstruktionen. 1999, S. 255.

²⁰⁰ Vgl. A. Honneth: Der Kampf um Anerkennung. 1992, S. 196.

²⁰¹ H. Keupp u.a.: Identitätskonstruktionen. 1999, S. 255.

schlechtlichen Lebensweise verbundenen Fähigkeiten in Abrede gestellt, z.B. im Zusammenhang mit dem Adoptionsrecht und der Frage, ob schwule oder lesbische Paare Kinder erziehen können; Schwule werden als „keine richtigen Männer“ und Lesben als „keine richtigen Frauen“, die zudem „selbst keine richtigen Kinder“ haben, diskreditiert; u.v.m.

Das Gefühl der sozialen Anerkennung setzt sich aus drei eng miteinander verknüpften Elementen zusammen.

- „Aufmerksamkeit von anderen (Wahrnehmung verbaler/nonverbaler Botschaften: ... du bist wer, ich sehe dich, ich höre dir zu, ich lasse mir Zeit, um dich kennen zu lernen, ich bin neugierig auf dich – d.h. als lebendes, relevantes Subjekt wahrgenommen zu werden)
- Positive Bewertung durch andere (Wahrnehmung von nonverbalen/verbalen Bewertungen: ... ich finde gut, was du denkst/sagst/fühlst/tust bzw. wie du es denkst, wie du dich gibst, welche Prozesse zu herstellst)
- Selbstanerkennung (Selbstbewertung: ... das, was ich gut finde, müssen/sollen andere auch gut finden, ich fühle mich auch unabhängig von der Bewertung der anderen gut/schlecht) ²⁰²

Erst wenn alle drei Elemente repräsentiert sind, kann sich eine anerkennende Wirkung entwickeln. Fehlt eine oder mehrere der drei Komponenten, bleibt die Anerkennung unvollständig und wird mit Zweifeln erlebt. Dabei lassen sich vier Gefährdungsvarianten theoretisch unterscheiden:

Keine Aufmerksamkeit:

„Vielleicht kann man hier von einer Basisgefährdung sprechen. Zum einen, weil eine fehlende Aufmerksamkeit in aller Regel dazu führt, dass die davon betroffenen Subjekte kaum positive Bewertungen erfahren bzw. positive Bewertungen nur oberflächlich bleiben können. Schlimmer noch ist in der Regel die Erfahrung, dass niemand von einem Notiz nimmt bzw. es für notwendig hält, das, was man denkt und tut, zu bewerten.“²⁰³

Sowohl während ihres Coming out als auch während ihres Becoming out erleben lesbische Frauen diese Form in beträchtlichem Ausmaß: Eltern, für die die Lebensweise ihrer Tochter ein Tabu ist, was lediglich geduldet wird; Medien, die Homosexualität ganz

²⁰² H. Keupp u.a.: Identitätskonstruktionen. 1999, S. 256.

²⁰³ Ebd., S. 257.

verschweigen oder aber darunter nur schwules Leben verstehen und die Besonderheiten lesbischen Lebens vergessen;

Schulbücher in denen lesbisches Leben nicht vorkommt; eine Rechtsprechung in Deutschland, die lesbischen Paaren erst seit 2 Jahren überhaupt Rechte einräumt, allerdings nur die Ehe zweiter Klasse; eine Geschichtsschreibung, in der von positiven und erfolgreichen lesbische Frauengestalten mindestens ebenso wenig erzählt wird, wie von Frauen überhaupt etc.

Erfahrene Aufmerksamkeit, aber wenig positive Bewertung:

„Die Folgen dieser Konstellation sind Selbstthematisierungen mit wenig innerer Überzeugungskraft. Typisch ist eine verminderte Selbstanerkennung (die nicht geäußerte positive Bewertung der anderen wird als berechtigt interpretiert, das Fehlen von Wertschätzung wird zur negativen Wertschätzung radikalisiert. Seltener ist die Variante des inneren Widerstandes (das, was ich tue, ist wertvoll, obwohl die anderen mir dies nicht zurückspiegeln).“²⁰⁴

Auch diese Form kennen lesbische Frauen in zahlreichen Variationen: Da wird der Wunsch der Eltern, Rücksicht auf die Nachbarn zu nehmen, als berechtigt erzählt, ganz so, als habe die Tochter etwas Kriminelles zu verbergen; da werden Frauen als exotisch betrachtet und mit unverhältnismäßig intimen (voyeuristischen) Fragen á la „Was macht ihr denn im Bett?“ konfrontiert etc.

Trotz Aufmerksamkeit und erfahrener positiver Wertschätzung durch signifikante Andere wenig Selbstanerkennung:

„Hier handelt es sich zum einen um die typischen Pessimisten, die dem, was sie hören und spüren, nicht trauen. Sie vermuten hinter jedem Lob eine arglistige Täuschung oder ein gefährliches strategisches Spiel [...]. Zum anderen verbergen sich dahinter traumatische frühere Erfahrungen, die stärker wirken als positive Gegenwartserfahrungen. In aller Regel entwertet die fehlende Selbstanerkennung die erfahrene Anerkennung durch andere.“²⁰⁵

Hier greift auf verhängnisvolle Weise die Tatsache, dass lesbische Frauen in doppelter Weise einem Gefährdungsrisiko, Opfer von psychischer und physischer Gewalt zu werden, als Frau und Lesbe unterliegen. Aufgrund einzelner traumatischer Ereignisse und wenig adäquaten Reaktionen aus dem direkten Umfeld kann ein Teufelskreis aus

²⁰⁴ Ebd., S. 257.

²⁰⁵ Ebd., S. 257.

beschädigtem Selbstwert/Selbstanerkennung und Entwertung positiver Wertschätzung neueren Datum in Gang gesetzt werden, was wiederum zu noch geringer Selbstanerkennung führt u.s.w.

Hohe Selbstwertschätzung, die mit wenig Rückbezug auf geäußerte positive Bewertung und Aufmerksamkeit anderer gelebt wird:

„Diese Variante beruht auf einem eher egoistischen und narzisstischen Selbstverständnis. Das Subjekt entwirft ein eher auf Konkurrenz aufgebautes und auf dem Gefühl der Überlegenheit beruhendes Selbstverständnis. Sowenig die Fremdbewertung wichtig ist, so sehr braucht dieses Modell jedoch die Aufmerksamkeit der anderen. Fehlt diese, so scheitert diese Selbsteinschätzung im konkreten Handeln.“²⁰⁶ Diese Gefährdung kommt vor allem dann zu tragen, wenn sich lesbische Frauen in dem Versuch eine hohe Selbstwertschätzung entgegen der Ablehnungen und Kränkungen ihres Umfeldes aufrechtzuerhalten, stark zurückziehen, teilweise isolieren und ein unwirkliches, losgelöstes und teilweise autistisch anmutendes Selbstbild konstruieren, welches sie im sozialen Alltag nicht umzusetzen vermögen.

Lesbische Frauen unterliegen in ihrer postmodernen Lebenswelt allen vier Gefährdungsvarianten und Spuren der Beschädigung ihrer Selbstwertschätzung und Selbstanerkennung werden in den Interviews sichtbar. Umso wichtiger sind den Frauen einzelne Erlebnisse und Reaktionen, bei denen sie sich akzeptiert, geachtet und anerkannt gefühlt haben.

VI.2. Der Umgang mit sozialer Akzeptanz und Anerkennung

Bei der Schilderungen ihres Coming out und des darauf folgenden Becoming out erzählen die interviewten Frauen unter anderem auch von als besonders wichtig und nachhaltig positiv erlebten einzelnen Reaktionen oder längeren besonders unterstützenden Beziehungen. In diesem Zusammenhang wird auffällig oft ein bestimmtes konkretes Erlebnis mehrfach im Interview erzählt und nicht selten insbesondere nach der Schilderung einer schwierigen Situation, um deutlich zu machen, dass es nicht „immer so“ ist.

²⁰⁶ H. Keupp u.a.: Identitätskonstruktionen. 1999, S. 258.

VI.2.1. Näheres soziales Umfeld – FreundInnen und Familie

Einige Frauen erzählen von ein oder zwei zentralen Erlebnissen in ihrem Leben, wo Menschen ihres sozialen Umfeldes sehr positiv auf ihre Vorliebe für Frauen reagiert haben. Diese Erlebnisse werden sehr ausführlich und mit hoher emotionaler Beteiligung beschrieben und häufig wird dabei formuliert, wie wichtig und von richtungsweisender Bedeutung für ihr weiteres Leben diese Erlebnisse für sie waren. Für Nicole (21) und Maria (31) war die Unterstützung durch ihre Schwester bzw. Schwestern sehr wichtig und sie hat viel von dem Druck und der Ablehnung der Eltern abgefedert und aufgefangen. So sagt Nicole (21) beispielsweise.

„Meine Schwester hat total cool reagiert, das war total wichtig für mich und dann war das schon so, als auch noch meine beste Freundin gut reagiert hat, dass ich dann dachte, dass der Rest jetzt gar nicht mehr so schlimm werden kann.“

Maria (31) hat sich sehr isoliert und alleine gefühlt mit 15 und 16 Jahren, weil es in dem Dorf, in dem sie aufgewachsen ist, auch keinerlei Möglichkeiten gab, andere Frauen kennen zu lernen. Umso wichtiger war ihr, dass ihre Schwestern dann positiv reagierten, zumal sie große Befürchtungen bezüglich der Reaktionen ihrer Eltern hatte, die sich später auch als begründet heraus stellten.

„Ja, ich fühlte mich schon ziemlich alleine, ja klar. Deswegen habe ich das ja auch aktiv meiner kleinen Schwester erzählt, egal, ob ich sie damit überfordere oder nicht. Ich musste da jetzt einfach jemanden haben, mit dem ich reden konnte, das war schon sehr wichtig. Das war dann schon sehr entlastend, dass ich das mit denen ... ja, und dass die eben auch zu mir gehalten haben.“

Bei Simone (35) war es sogar die ganze übrige Familie, die sie engagiert unterstützt hat, als ihre Mutter sehr ablehnend und verletzend während ihres Coming out reagierte.

„Ich muss sagen, dass da die Familie sehr hinter mir gestanden hat, auch insbesondere die von meinem Stiefvater, also der jüngere Bruder und vor allem dessen Frau, hat sich meiner sehr angenommen und hat sich meine Mutter wirklich sehr zu Herzen, also, sie sich zur Brust genommen, wobei ich sagen muss, dass meine Tante auch eine Freundin hat, die ist Psychologin und die hat sich dann auch noch mit meiner Mutter darüber auseinandergesetzt. [...] Mein Stiefvater ist ein sehr ruhiger Mensch, mischt sich eigentlich auch nie ein, der war aber nachher auch der treibende Keil, weil er auch zu meiner Mutter gesagt hat: ‘Du kannst dir das überlegen, entweder Du reißt dich irgendwann zusammen und machst irgendetwas oder du siehst deine Tochter nie wieder.’ Und er hat dann auch gesagt: ‘Denk daran, das ist unser einziges Kind und du machst alles kaputt!’ Der hat also auch immer gesagt: ‘Das ist dein Leben, Hauptsache du bist glücklich.’ Damit hatte sich der Fall für ihn. Das war schon, ich meine, sie haben einfach alle zu mir gehalten, bis heute!“

Diese positiven Erlebnisse, auf die die Frauen im Verlauf des Interviews mehrmals zurückgreifen, stellen ganz offensichtlich sehr wichtige Ankerpunkte in ihren Lebensgeschichten dar. Während des Interviews entsteht der Eindruck, dass es für die Frauen notwendig ist, sich dieser positiven Erfahrungen immer wieder (erzählend) zu vergewissern, damit zahlreichen problematischen Situationen, Ausgrenzungs- und Ablehnungserfah-

rungen auch anerkennende und unterstützende Erlebnisse gegenüberstehen. So sind die Frauen scheinbar auch eher in der Lage, von schwierigen Situationen zu berichten und diese erzählend zu verarbeiten. Nina (27) berichtet in dem Zusammenhang von sich:

„Zum Glück gibt es ja auch Positives, also, auch angenehme Reaktionen. Das brauchst du ja auch, Ich meine, an manchen Tagen, wenn es ganz dick kommt, da brauchst du doch eine richtige Elefantenhaut, dann denke ich mir halt: ‘Zum Glück sind ja nicht alle so!’“

Diese von den Frauen als zentral und besonders wichtig für den Verlauf ihres weiteren Lebens angesehenen positiven Erlebnisse fungieren scheinbar wie eine Art „Schutzschild“, mit dem sich die Frauen vor zuviel ungebremst auf sie einströmenden Ablehnungs- und Diskriminierungserfahrungen zu schützen versuchen. So ist nahezu jeder dieser Schilderungen von besonders unterstützenden Menschen, die Erzählung einer schwierigen oder schmerzhaften Erfahrung voraus gegangen. Die Bedrohung, die von ausgrenzenden Erfahrungen ausgeht wird ganz offensichtlich abgemildert, indem die Frauen sich und anderen versichern, dass es Orte und Menschen gibt, von denen sie sehr wohl soziale Anerkennung bekommen. Diese Form der Bewältigungsstrategie scheint selbst dann zu funktionieren, wenn das positive Erlebnis schon sehr lange zurückliegt oder aber negative Erfahrungen jüngerer Datums deutlich überwiegen. In diesem Zusammenhang gibt es offenbar auch eine kollektive Bewältigungskultur unter den Frauen. So berichteten einige, dass sie in Gesprächen mit anderen befreundeten Frauen/Lesben explizit danach fragen, welche positiven Erlebnisse es in den Lebensgeschichten der Anderen es gibt. Davon spricht beispielsweise Simone (35):

„Das ist für mich ja auch immer total spannend. Also, Coming-out-Geschichten sowieso, aber ich frage auch immer explizit, wie andere Frauen das so machen und mit komischen Situationen oder schiefen Blicken umgehen oder so. Das ist schon spannend und vor allem, wenn du dann hörst, dass es auch nicht nur blöde Reaktionen gibt. Manchmal kann ich es echt auch nicht hören, immer der gleiche Scheiß von blöden Eltern oder Chefs. Wenn dann jemand eine super schöne Geschichte erzählt, wo jemand total super reagiert hat, das ist dann, ja, also das, so was könnte ich dauernd hören. Ich meine, das freut mich dann auch immer so, das ist dann auch so, ja, erleichternd. Wie in manchen guten neueren Filmen, da kann’ste doch glatt losflennen, weil’s so schön ist, wenn die lesbische Protagonistin mal nicht stirbt, todkrank wird oder anderweitig ..., jedenfalls mausetot ist am Ende des Films.“

Das Erzählen von positiven Erlebnissen im Freundeskreis hat hier ganz offensichtlich die Funktion, sich gegenseitig der Einschätzung zu vergewissern, dass die soziale Ablehnung sie nicht vollständig trifft. Die Ausgrenzung wird dann nicht als „per se und voll umfänglich“ durch quasi „alle Anderen“ wahrgenommen, sondern als nur teilweise existierend. Insofern ist es möglich, den Glauben und die Überzeugung aufrecht zu erhalten, dass es hinlänglich viel soziale Anerkennung für die Frauen gibt bzw. geben kann, selbst dann, wenn dieser Glauben durch zahlreiche negative Erlebnisse jüngerer Datums erschüttert wird. Diese Form der Bewältigungskultur ist insbesondere dadurch, dass die Frauen viele Frauen/Lesben in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis haben, auch Teil der lesbischen Szene.

VI.2.2. Subkultur und lesbische Szene

Die Erzählungen über Subkultur und lesbische Szene sind durchzogen von der Suche nach akzeptierenden Anderen und sozialer Anerkennung innerhalb der Szene. Den meisten Frauen ist es ganz wichtig, dass sie in ihrer Nähe die Möglichkeit haben, andere lesbische Frauen zu treffen, damit sie „mal unter sich“ sein können. Das Wissen um die „prinzipielle“ Anerkennung der eigenen Vorliebe steht dabei eindeutig und klar im Vordergrund. Immer wieder sprechen die Frauen von ihrem Eindruck, dass man auf einem Frauenfest wegen seiner Vorliebe für Frauen nicht als etwas Besonderes wahrgenommen wird, sondern ganz selbstverständlich zumindest in Bezug auf die sexuelle Präferenz akzeptiert wird. So sagt Erin (27) beispielsweise:

„Ich muss nicht ausschließlich in die Szene oder dahin, wo nur Lesben sind, ausgehen, um mein Leben zu leben, sondern bin da durchaus so flexibel um zu sagen, ich kann, was weiß ich, auch in der Hetero-Welt spazieren gehen. Das heißt aber nicht, dass ich mich da ausschließlich wohl fühle. Wenn ich in irgendeine Hetero-Disco weggehe, dann fühle ich mich auch schnell unwohl. Also, ich fühle mich dann schon wohler in der Szene und brauche das auch. Das ist eben, ich meine, da dreht sich alles um Frauen, da ist es nichts Besonderes und keiner dreht sich um nach dir oder rätselt rum, oder so.“

Selbst wenn die Möglichkeit, in die Szene zu gehen, dann tatsächlich gar nicht so oft genutzt wird, ist es den Frauen wichtig, dass sie den Zugang dazu haben. Einige Frauen sagen explizit, dass sie aus diesem Grund nicht in eine Kleinstadt oder aufs Land ziehen würden. Angelika (37) beschreibt die Bedeutung der Szene für ihre alltägliche Lebensgestaltung beispielsweise so:

„Also, es ist mir sogar ziemlich, also, das ist mir sehr präsent, dass ich da nicht dazu gehöre, weil ja doch das Thema vieler Hetero-Frauen einfach nur Männer sind, also, das Gesprächsthema Nr. 1, so dass ich mich da eigentlich eher fremd und unwohl fühle und mit deren Welt eigentlich nicht viel anfangen kann und mit deren Gesprächsthemen. In diesem Sinne nehme ich das schon wahr, dass ich mich dann auch bewusst distanzieren und auch, wie gesagt, ich habe auch keine Hetero-Freundinnen. Also, ohne lesbische Kontakte, das würde mir schon sehr fehlen, weil ich glaube eher, dann würde ich mich wirklich wieder ganz zurückziehen, weil ich glaube, mit dieser Hetero-Welt fühle ich mich nicht wohl, also, überhaupt nicht. Wobei das schon auch einfach an dem fehlenden Interesse, ich meine, an der fehlenden Akzeptanz liegt, denke ich mal.“

Manuela (28), die von einem schwulen Freund in Lokale mitgenommen wird und dabei auch ihre erste Freundin kennen gelernt hat, sagt, dass das Umfeld und die Art, wie ihre schwulen Freunde ganz positiv und selbstverständlich mit ihrem Schwulsein umgegangen sind, für sie die Möglichkeit geschaffen hat, ihre anfänglichen Berührungsängste zu überwinden.

„Ich hatte damals einen Freund, ich habe aber nicht gemerkt, dass er schwul ist und auf einmal hat er mich dann vor die Tatsache gestellt: Wir gehen jetzt in ein schwules Lokal! Ja, und ich habe mich dann erstmal furchtbar aufgeregt: Ich will nicht und überhaupt. Der hat dann aber nicht locker gelassen und dann bin ich halt mit. Die Gelegenheit war dann einfach da, würde ich sagen, durch den Be-

kannten und das auf einmal dann schwule Umfeld, die schwulen Freunde, also einfach in dem Bereich, da ist es dann unheimlich leicht gefallen. Weil ich ja auch wusste, dass die ganz sicher kein Problem haben würden, wenn ich was mit einer Frau anfangen würde, was ja dann auch so gekommen ist.“

Manche Frauen merken erst viel später, dass ihnen soziale Anerkennung gefehlt hat und es für sie viel leichter gewesen wäre, wenn sie früher andere lesbische Frauen getroffen hätten und früher in der Szene gewesen wären. So erzählt Christina (30):

„Also, das ist ganz komisch. Ich habe mir da lange keine Gedanken darüber gemacht, warum ich das Gefühl, dass mich etwas gestützt oder unterstützt hat, zu meiner Anfangszeit nicht hatte, eigentlich. Aber dann, also, eine Freundin von mir, die hat in so einem ‘Mädchen-Power-Projekt’ ein Praktikum gemacht und ich habe die, also, ich war da schon Mitte Zwanzig, da besucht und da waren dann ganz viele Lesben, so zwischen 15 und 18 und in dem Moment, als ich das so mitbekommen habe, dass die eigentlich in einer sehr frühen Zeit so einen eigenen Rahmen haben, um das ausleben können, was sie leben wollen, da war ich dann ziemlich neidisch, weil ich mir gedacht habe, so etwas hätte ich auch gerne gehabt. Da habe ich so richtig gemerkt, hätte ich gewusst, dass es so etwas gibt, dann hätte ich mir selbst viele Qualen ersparen können. Da habe ich mir dann im Nachhinein schon gewünscht, dass es leichter gewesen wäre.“

So, wie auch Christina (30), wird den Frauen manchmal erst viel später klar, wie „allein auf weiter Flur“ sie mit sich, ihren Fragen und Ängsten waren und wie wenig Rückhalt und direkte Unterstützung sie in dieser Zeit hatten. Vor allem im Rückblick, wenn sich die Situation der sozialen Anerkennung und Unterstützung deutlich verbessert hat, formulieren die Frauen, wie anstrengend, aufwühlend und überfordernd es teilweise für sie war.

VI.2.3. Weiteres soziales Umfeld – Nachbarn, Medien und gesellschaftliches Klima

Viele Frauen berichten im Zusammenhang mit der Erzählung über Nachbarn oder Menschen aus dem weiteren sozialen Umfeld eher von Begegnungen und Reaktionen, die von Ablehnung gekennzeichnet sind, denn von Anerkennung. Auffällig selten wird dieser Personenkreis im Zusammenhang mit sozialer Anerkennung erwähnt. Nur eine Frau, Simone (35), erzählt von ihrem Eindruck, dass selbst Nachbarn in hohem Alter sehr offen und akzeptierend mit ihrer Lebensweise umgehen und sie sich in der dörflichen Umgebung ihres Wohnortes sehr wohl und integriert fühlt. Ansonsten gibt es in den Interviews keine explizite Erwähnung von Nachbarn oder unbekannten Menschen auf der Straße, die als besonders positiv oder anerkennend beschrieben wurden. Selbst auf Rückfrage im Interview äußern die Frauen, dass ihnen kein Erlebnis einfällt, so dass davon ausgegangen werden muss, dass diese Erlebnisse entweder sehr selten sind oder aber nicht als

relevant wahrgenommen werden. Unabhängig davon, ob ein solches anerkennendes Erlebnis tatsächlich stattgefunden hat, wird es ganz im Gegensatz zu den vielen kränkenden und ablehnenden Ereignissen von den interviewten Frauen ganz offenbar nicht als relevant eingeschätzt bzw. als solches erinnert. Dies lässt den Schluss zu, dass in der Erinnerung und der narrativen Konstruktion ihres Selbstverständnisses Nachbarn und Menschen aus dem weiteren sozialen Umfeld in punkto soziale Anerkennung kaum eine Rolle spielen.

Völlig anders verhält es sich mit der Bedeutung und der Rolle der Massenmedien. Im Zusammenhang mit der Darstellung von Lesben und Schwulen in den Medien gibt es sehr viele kritische Anmerkungen in den Interviews, vor allem zum Charakter und zur Qualität der Darstellungen. Die Frauen beschreiben ihre Wahrnehmung von der deutlichen Zunahme von Beiträgen aller Genres und empfinden die überhaupt stattfindende Thematisierung ihrer Lebensweise als positiv und sehr wichtig. Nicole (21) drückt dies mit den Worten aus:

„Auch wenn mir wirklich selten gefällt, wie da über Lesben erzählt wird, diese Frau aus der Knastserie bei RTL zum Beispiel, die ist doch grauenhaft, wirklich schrecklich, aber es wird im Gegensatz zu früher nicht mehr so getan, als würde es lesbische Frauen überhaupt nicht geben. Immerhin hört man jetzt davon, dass es auch Frauen gibt, die Männer nicht so toll finden und eben nicht auf Männer stehen. Und, ja, das finde ich schon mal einen riesigen Fortschritt.“

Dort, wo es eine journalistisch anspruchsvolle Darstellung gibt, haben die Erzählungen über lesbische Frauen eine hohe Bedeutung. So berichten einige Frauen, dass sie während ihres Coming out die Tagespresse, Radio und Fernsehen regelrecht „durchforstet“ haben, um Facetten dieser Lebensweise, die in einem längeren Prozess erst als ihre eigene angenommen werden muss, in Erfahrung zu bringen. Neben der als positiv bewerteten mengenmäßigen Zunahme der Berichterstattung ruft der Charakter der Darstellung allerdings ganz häufig Kritik hervor. Am meisten kritisieren die Frauen, dass einseitig und wenig differenziert berichtet wird, dass alte Klischees und Vorurteile bedient und damit möglicherweise verstärkt werden und dass zuweilen ein als unangenehm erlebter Exotismus gegenüber lesbisch lebenden Frauen praktiziert wird. Vor allem aus der Darstellung in den Medien ziehen viele Frauen Rückschlüsse auf „die Meinung der Mehrheit der Bevölkerung“. So erzählt Simone (35) beispielsweise, dass sie vor allem, weil in der Zeit ihres Coming out vor 20 Jahren, fast nichts über Lesben und Schwulen bekannt war, auch in den Medien nichts davon zu hören war, lange dachte, dass:

„etwas, worüber nicht geredet wird, dass das etwas unnormales sein muss.“

Auch Darstellungen, die besonders abwertende Klischees bedienen, können bei unsicheren Frauen Abwehr auslösen, weil sie beispielsweise wie Angelika (37) denken:

„So prollig will ich ganz sicher nicht sein“.

Für Angelika (37), die bis zu einem Alter von 30 Jahren sehr zurückgezogen lebte, war dann auch ein Interview im Fernsehen mit Maren Kroymann sehr wichtig. Die biographische Erzählung einer „femininen, intelligenten Frau mittleren Alters“, so hat sie die Kabarettistin wahrgenommen und erlebt, führte dazu, dass Angelika (37) nach Jahren des Rückzugs, dachte:

„Das könnte vielleicht doch auch bei mir klappen.“

Diese Sendung beschreibt Angelika (37) als sehr wichtig für sich, denn jetzt hatte sie endlich ein positives Vorbild im Kopf und konnte damit in ihrer unmittelbaren Umgebung nach Kontaktmöglichkeiten zu anderen Frauen suchen, was sie als ersten Schritt aus ihrer „Zurückgezogenheit“ und hin zu ihrem Coming out beschreibt. Die Frauen berichten auch von Eltern, die ein positives Beispiel aus den Medien genommen haben, um ihren Töchtern etwas von ihrer Haltung zu vermitteln. Elvira (38) erzählt beispielsweise, dass ihre Mutter, als sie ihr, 15 Jahre nach ihrem Coming Out erzählte, dass sie mit Frauen zusammenlebt, sehr positiv reagierte und sagte:

„Ach, das ist doch kein Problem. Christine Scheel ist es doch auch und die ist sehr erfolgreich und glücklich.“

Auch für Eltern ist es offenbar sehr wichtig, auf ein positives Bild von der lesbischen Lebensweise ihrer Töchter zurückgreifen zu können. Damit wird deutlich, dass die Notwendigkeit über lesbisches Leben in Massenmedien positiv zu erzählen und zu berichten, nicht nur für die Frauen selbst besteht, sondern dass der normalisierende Effekt über diese Lebensweise genauso zu erzählen, wie über die vorherrschende heterosexuelle, auch Freunden, Eltern und Bekannten den Zugang und die Akzeptanz erleichtert.

VI.3. Der Umgang mit Gruppendruck, sozialer Ablehnung und Diskriminierung

Viel häufiger aber als über Erlebnisse sozialer Anerkennung erzählen die Frauen von sozialer Ablehnung und Ausgrenzung, bis hin zu erlebten Diskriminierungen. Wenngleich die Frauen die Auswirkungen dieser Ablehnungserfahrungen selten direkt benennen, so lassen sich doch in den Gesprächen deutliche Spuren der Beeinträchtigung und Beschädigung ihrer Selbstachtung und ihres Selbstwertgefühles aufgrund fehlender Anerkennung und gleichzeitiger sozialer Ablehnung finden.

VI.3.1. Näheres soziales Umfeld – FreundInnen und Familie

Als „heftige Ablehnung“ werden von den interviewten Frauen die Erlebnisse beschrieben, wenn Eltern beim Coming out sehr abweisend und kränkend reagieren. Wie in Kapitel IV.2.3. sowie IV. 3.3.2. ausführlich geschildert, reagieren die meisten Eltern nicht von Anfang an positiv, akzeptierend und unterstützend, sondern es folgen stattdessen ganz oft kritische Auseinandersetzungen, welche einen vorübergehenden oder fortwährenden Rückzug der Töchter aus den Familien nach sich ziehen. Die Frauen verlieren in dieser schwierigen Zeit nicht selten den kompletten unterstützenden Rückhalt ihrer Familien, was zu einer zusätzlichen Belastung führt. Einen auffälligen Unterschied in der Reaktion der Eltern zwischen den jüngeren und den älteren Frauen meiner Interviewreihe konnte nur in dem Sinne festgestellt werden, dass die verwendeten elterlichen Attribute nicht mehr so stark abwertend sind. Die Ablehnung der Vorliebe ihrer Töchter ist aber auch bei den jüngeren Interviewpartnerinnen geblieben und sehr selten haben Eltern oder Familienangehörigen neutral offen oder durchweg positiv reagiert. So sagt Manuela (28) beispielsweise, dass sie in der Zeit ihres Coming out gedacht hat:

„In was für einem schlechten Film bin ich hier? Was geht denn hier ab?“

Auch Simone (35) beschreibt es als sehr schlimm, als ihre Mutter ihr Vorwürfe gemacht hat, sie als „krank und unnormal“ beschimpft hat.

„[...] und dann gab es riesengroße Auseinandersetzungen, dann kamen also auch von meiner Mutter irgendwelche Vorwürfe, ‘ob ich überhaupt mal daran gedacht hätte, was die Verwandten sagen, was die Nachbarn sagen’ und dann kam dieser ganze Gesellschaftsklischee-Kram bei ihr in den Vordergrund und dann die Beschuldigung, sie hat nichts falsch gemacht bei meiner Erziehung und hin und her und dann ging es eigentlich ziemlich heiß her, dann hatte sich die Situation schon auch so weit bei uns zu Hause zugespitzt, dass meine Mutter also dann auch gesagt hatte, ich möchte ausziehe, sie erträgt das nicht. Dann habe ich mir halt auch in kürzester Zeit eine Wohnung gesucht und in der Zeit war das Verhältnis zu Hause eigentlich katastrophal. Wir haben also kaum noch miteinander gesprochen und dann hat meine Mutter halt gesagt, ich sollte überlegen, ob ich nicht zum Psychologen gehen sollte, weil, das wäre ja nicht normal, so was kann man heilen, das ist krank und dann bin ich halt ausgezogen.“

Es bleibt hier die Frage, wie Frauen ein unbeschwertes und selbstverständliches Gefühl mit ihrer Vorliebe verbinden sollen, wenn sie von ihrer Mutter aufgefordert werden, an die Nachbarn zu denken, die das nicht gut finden werden, daran, dass sie es später im Leben viel schwerer haben werden oder wenn sie sogar zu einem Psychologen geschickt werden, der ihre „Krankheit“ heilen soll. Mit solchen Ablehnungen und negativen Fremdzuschreibungen umzugehen und leben zu lernen, bleibt vor allem dann schwierig, wenn diese Kränkungen von nahe stehenden Menschen, wie den Eltern kommen.

VI.3.2. Subkultur und lesbische Szene

Obwohl sehr viele der Frauen explizit deshalb in die lesbische Szene gehen, um „unter sich respektiert und geachtet zu sein“, wie Christina (30) es ausdrückt, erleben einige der interviewten Frauen auch „in den eigenen Reihen“ ambivalenten Gruppendruck und Ablehnungen. Miriam (22), die nur eine einzige lesbische Freundin hatte, die sehr unterstützend während ihres Coming out war, hat am Anfang ganz aktiv versucht, in der Szene eine „neue Heimat“ zu finden.

„Als ich neu in die Szene kam, hatte ich einen unglaublichen Druck, da dachte ich mir: ‘Oh Gott’. Also, ich hatte noch lange Haare und lange Fingernägel und so, ich meine, ich sah einfach wie eine Tussi aus. Und da habe ich mir schon gedacht: ‘So wie du jetzt ausschaust, akzeptieren sie dich nie!’ Und dann habe ich mich auch relativ schnell verändert. Aber heute, heute könnte ich auch im Kleid ausgehen und hätte damit kein Problem. Aber damals, ich hatte damals schon das Problem, weil ich dachte: ‘Oh je, das ist jetzt meine neue Welt und ich muss da ja irgendwie den Einstieg schaffen.’ Ja, dachte ich schon. [...] Eine ganze Zeit lang habe ich mich angepasst, aber irgendwie, also ich meine, ich war auch eine Zeit lang ganz intensiv in der Szene, aber mittlerweile bin ich eigentlich, also, inzwischen habe ich einfach so sozialen Rückhalt, dadurch, dass ich gute Freunde habe und da brauche ich die Szene nicht mehr so.“

Neben dem sozialen Rückhalt den sie mittlerweile hat, macht Miriam (22) auch noch die Tatsache, dass sie früher glaubte, nur in der Szene könnte sie eine neue Frau kennen lernen, dafür verantwortlich, dass es ihr damals sehr wichtig war, als frauenliebende Frau auch optisch erkennbar zu sein.

„Früher war mir das nicht egal, weil ich da dachte, dass ich das unbedingt beweisen muss und auch unbedingt dazugehören wollte, also ich wollte auch als eine von denen erkannt werden. Einfach auch, weil, früher habe ich ja auch gedacht, die einzige Möglichkeit, Frauen kennen zu lernen, ist in der Szene und da musst du dich eben anpassen und einfach auch so ausschauen, dass es den anderen gefällt und mittlerweile weiß ich aber, dass man auch jemanden, den man mag, auch so kennen lernen kann. Und deswegen habe ich jetzt nicht mehr diesen Druck.“

Auch Angelika (37) versucht sich nach ihrem Coming out mit 32 Jahren in der Lesbenszene zu integrieren und intensive und stabile Kontakte aufzubauen. Dabei bemüht sie sich aufgeschlossen und offen zu sein gegenüber „all dem Neuen“ und erlebt allerdings auch einige Verunsicherung. So hat sie zwei Bekannte, die

„Männer wirklich sehr ablehnen und nicht mal einen männlichen Handwerker in ihre Wohnung lassen.“

Von diesen beiden Frauen wird sie einerseits sehr unterstützt, mit Büchern und Tipps versorgt oder zu Veranstaltungen mitgenommen und andererseits erlebt sie deren permanente Sprachkorrekturen auch als Druck. Es entsteht der Eindruck eines sehr ambivalenten und brisanten Anpassungsprozesses.

„Also, die beiden, also, auch speziell, auch wenn ich jetzt nicht diese extreme Lebensart übernommen habe, haben sie mich doch sehr beeinflusst und auch sensibilisiert, also, vor allem auch, was Sprache angeht, wie man sich ausdrückt und so, dass man zum Beispiel bei Berufsbezeichnungen sagt: ‘Übersetzerin’ und nicht ‘Übersetzer’ oder was auch immer. Also diese ganzen Sachen eben und das fand ich also schon gut. Ich meine, Druck war das in gewissem Sinne schon, ich fand es jetzt nicht zu schlimm, aber es war wirklich so, dass wenn ich mit denen zusammen war, dass ich dann immer ins Stottern gekommen bin, weil ich mir immer überlegt habe: ‘Was mache ich jetzt wieder falsch? Wovon habe ich jetzt wieder keine Ahnung?’ Das war ja anfangs gar nicht so einfach. Vieles war neu und ich wollte es ja auch unbedingt, also, wollte es auch schaffen, mich zu integrieren.“

Den Druck, sich auch äußerlich anzupassen, kennt Angelika (37) zwar nicht persönlich, berichtet aber, dass sie einige Bekannte hat, die ihr davon erzählt haben.

„Also, ich weiß, so vom Hören-sagen von Bekannten, dass so sehr weibliche Frauen, Lesben, also, auch so in meinem Alter, so ab 30, dass die schon manchmal Probleme hatten, wenn sie bestimmte Örtlichkeiten aufgesucht haben, dass sie angemacht worden sind, wenn sie irgendwie im Rock kamen.“

Ähnlich ambivalent schildert Angelika (37) auch ihre Erfahrungen mit einem frauenspezifischen Vortrag, den sie als Teilnehmerin besuchte und bei dem sich eine Frau über ihren Redebeitrag „fürchterlich aufgeregt“ hat.

„Also, es gibt schon so Kleinigkeiten, die einfach mal passieren. Zum Beispiel fällt mir da gerade ein, da war eine Veranstaltung und da ging es um Co-Abhängigkeit, und da habe ich dann etwas erzählt, von eben dieser Dozentin und davon, dass da der Mann eben betroffen war. Und dann hat sich halt eine aus dem Publikum fürchterlich aufgeregt und mich angegiftet, dass jetzt halt schon wieder von Männern die Rede ist und so. Also solche Sachen halt, das passiert halt manchmal, aber das finde ich jetzt auch nicht so, ich meine, irgendwie trifft es einen schon, aber andererseits ist es auch wieder lächerlich. Ja, ich finde es eigentlich im Endeffekt doch wieder eher lächerlich, bei so was sich jetzt da so aufzuregen. Ich kann es aber andererseits auch irgendwie verstehen, das sind halt Frauen, die wirklich einfach die Nase voll haben davon, dass eben alles so männerdominiert ist, die da eben sehr empfindlich sind und dann an so einem Frauenort nicht auch noch was von Männern hören wollen. Solche Dinge passieren schon mal.“

Weniger verständnisvoll erzählt Erin (27) von einem gewissen Gruppendruck innerhalb der lesbischen Szene gegen den sie sich wehrt, weil sie es für Intoleranz der Frauen untereinander hält.

„Ja, ich meine die Lesbenwelt oder die lesbische Szene oder eben die Schwulen, schieben sich ja auch selber in so eine Art Ghetto, sagen zwar es wäre nicht so, aber im Grunde haben sie sich doch ihre kleine Welt aufgebaut, wo genauso aussieht, wie die, die drum herum eh schon läuft. So meine ich das. Da macht man eigentlich die gleichen Sachen, dass man die Frauen nicht so lässt, wie sie eben sind oder sie so leben lässt, wie sie wollen, sonder sie sofort, wenn sie irgend etwas machen, was nicht in diese Struktur passt, sie beschimpfen oder sagen: ‘Schwarzes Schaf oder guck mal, die macht das so und so!’ So meine ich das. Das ist einfach in dem Fall Intoleranz, die Frauen nicht so zu lassen, wie sie sind, wie dann immer sofort Gerüchte rum gehen und wie dann immer getratscht wird: ‘Die macht dieses und jenes und so und so’. Das ist im Grunde wirklich das Selbe. Dann

denke ich immer, wenn man Toleranz erwartet, dann muss man sie in erster Linie selber zeigen und zu allererst mal untereinander.“

Auch wenn Frauen sich nur um des Anpassens willen mit Sachen kleiden, die ihnen nicht stehen, findet Erin (27) das „manchmal total schade“.

„Es gibt aber auch viele Frauen, die das nicht sind, die kleiden sich zwar in einer bestimmten Richtung, eben so turbo-lesbisch, wo man aber genau sieht, das ist in gewisser Weise falsch, das passt irgendwie nicht, einfach dieses Gezwungene. Klar, es gibt ja alleine schon mal viele Frauen, die aus politischen Gründen Lesbe geworden sind, die gibt es ja auch und die werden sich natürlich, rein demonstrativ, wenig feminin geben und sich einfach bemerkbar machen, mit diversen Schmuckstücken auch. Ich sage ja nicht, dass ich das schlecht finde, das muss jede selber wissen. Ich finde es halt nur manchmal schade, dass manche sich verkleiden und so extrem plakativ rumlaufen, als wäre nur die wirklich lesbisch, die eine 2 Meter Regenbogenfahne auf der Stirn trägt. Das finde ich halt nicht so toll.“

Ganz oft gelingt es den FrauenLesben erst im späteren Verlauf ihres Becoming out, wenn sie über ein stabiles tragfähiges Freundesnetzwerk verfügen, sich von dem Anpassungsdruck innerhalb der Szene zu emanzipieren.

Ähnliches zeigt sich in Bezug auf einen längeren Weg der Emanzipation auch in den sich verändernden Strategien des Umgangs mit den vielen Verunsicherungen und den Schwierigkeiten bezüglich eines offenen Umgangs im Berufsfeld.

VI.3.3. Arbeitsumfeld

In den Ausführungen in Kap. IV.3.3.4. wurde bereits ausführlich dargestellt, wie groß die befürchteten und tatsächlichen Ressentiments im beruflichen Kontext sind. Viele der berichteten Erlebnisse oder Vorbehalte klingen ganz ähnlich wie die von Maria (31) und Miriam (22). Maria (31) erzählt beispielsweise von einer Arbeitskollegin, die sehr ablehnend und mit „blöden Witzen“ reagiert hat.

„Außer vielleicht bei diesem ‘Nein, du doch nicht!’ Das war schon sehr viel Ablehnung, aber das war auch eine Kollegin, die hat damit Schwierigkeiten, dass sie halt manchmal dann auch so blöde Witze reißt, vielleicht nicht gerade in meiner Anwesenheit, oder doch, auch in meiner Anwesenheit. [...] Zu der hatte ich ja so eine Art halb-freundschaftliches Verhältnis, aber das konnte sie nicht so richtig akzeptieren, als sie es erfahren hat und dann haben wir auch gestritten und mittlerweile ist das auch sehr eingefroren. Weil, da war auch Schluss mit lustig, irgendwann. Entweder man nimmt mich so, wie ich bin und wenn man das nicht akzeptiert, dann werde ich das Ganze auch beenden. Das tut mir dann auch nicht weh, muss ich ganz ehrlich sagen, dann tun mir die Leute leid. Ich teile denen das zwar dann kräftig mit, dass sie arme Schweine sind, aber ich gehe dann auch.“

Miriam (22), die in einer Bank gearbeitet hat, bevor sie mit dem Studium begann, ist sich sehr sicher, dass sie Nachteile gehabt hätte, wenn ihre Kollegen gewusst hätten, dass sie auf Frauen steht. Diese Einschätzung hat sie entwickelt, weil sie viele abschätzige Bemerkungen über Lesben und Schwule gehört hat.

„Ich meine, man hört sich ja auch die Leute an, wie sie so reden und da kann man die Leute auch einschätzen und weiß ungefähr, was sie für eine Einstellung haben. Und, wenn dann schon so Sachen fallen wie: ‘die alte Schwuchtel’ und so, dann habe ich wirklich keine Lust, das denen zu erzählen, weil, ich möchte dann nicht ‘die alte Horrorlesbe’ sein, da habe ich keinen Bock drauf. In der Bank habe ich oft so Bemerkungen und Kommentare gehört, ich finde ziemlich oft, ja. Ich habe da eigentlich nur Leute kennen gelernt, die das ins Lächerliche gezogen haben.“

Einige der interviewten Frauen vermuten und unterstellen ihren KollegInnen oder Vorgesetzten so viel Ablehnungs- und Diskriminierungspotential, dass es den Frauen sehr schwer fällt, ihre Vorbehalte zu evaluieren und eine etwas offenere Umgangsweise auszuprobieren. Stattdessen entscheiden sich die Frauen für sehr vorsichtige und defensive Strategien und gehen oft den Weg der „kleinen Schritte“. So wählen die Frauen schon im Vorfeld Beruf und Arbeitsplatz explizit danach aus, ob sie in der Organisation ein bekanntermaßen „homo-freundliches Klima“ vermuten. Bei befürchteten und/oder tatsächlichen Ablehnungen und Diskriminierungen im beruflichen Kontext, entscheiden sich viele der Frauen dazu, lieber ungeoutet am Arbeitsplatz zu agieren. Die Nachteile, kaum etwas persönliches erzählen zu können, weniger integriert zu sein unter KollegInnen, permanent Angst vor Entdeckung zu haben etc. und die nicht selten daraus resultierenden negativen Auswirkungen auf die psychische und physische Gesundheit werden dann in Kauf genommen. Einigen Frauen gelingt es aber auch, sich über einen längeren Zeitraum von meist von ca. fünf bis acht Jahren Freiräume zu schaffen. Dies geschieht meist, indem die Frauen sich eine einzelne Person suchen, der sie vertrauen und der sie sich öffnen. Gibt es hier eine positive Reaktion und vielleicht sogar Unterstützung, verändert sich die „Anerkennungsbilanz“ der Frau und sie ist in der Lage, weitere Schritte hin zu einem offeneren Umgang zu „wagen“. Oft entsteht so eine verlangsamte Kettenreaktion, die dazu führt, dass zumindest eine selektive Offenheit bei einigen KollegInnen entsteht. Vorgesetzte stellen meist eine größere „Hürde“ dar und werden, wenn überhaupt, erst sehr spät involviert. In der Interviewreihe war dies bei nur einer Frau der Fall.

Es entsteht der Eindruck, dass sich alle vermuteten Ablehnungen aus dem näheren und weiteren Umfeld sowie dem öffentlichen Raum kumulieren in der Vermutung, was die Frauen in ihrem Berufsfeld „wagen können“ und sich selber zutrauen. So verwundert es nicht, dass es insbesondere die Frauen sind, die auch über viel Anerkennung aus dem näheren Umfeld verfügen, die ein stabiles und tragendes Freundesnetzwerk aufgebaut haben und über unterstützende Kontakte zu anderen Lesben und in die lesbische Szene verfügen, denen es früher oder später gelingt, einen zumindest selektiv offenen Umgang mit ihrem Lesbischsein am Arbeitsplatz zu entwickeln. Für die Frauen allerdings, die schon im näheren Umfeld viele, zum Teil sehr kränkende Erfahrungen machen und die wenige

oder nur sporadische Kontakte zu anderen FrauenLesben haben, deren persönliche „Anerkennungsbilanz“ bereits negativ ausfällt ist es sehr schwierig. Es sind diese Frauen, die mit einer beschädigten Selbstanerkennung und einem labilen Selbstwertgefühl agieren und deren Befürchtungen und Ängste im Berufsfeld meist so groß sind, dass sie von vornherein zu Strategien des Verheimlichens und ihr Privatleben verstecken tendieren. Neuere Erfahrungen der Anerkennung ihrer Lebensweise im beruflichen Kontext bleiben von vornherein ausgeschlossen.

Bei der Betrachtung des Zusammenhangs zwischen innerer, kumulierter „Anerkennungsbilanz“ und der Wahl der Strategie des Umgangs mit ihrem Lesbischsein am Arbeitsplatz, muss allerdings auch berücksichtigt werden, dass viele der vermuteten Ausgrenzungs- und Diskriminierungsrisiken, von denen die Frauen berichten, nicht nur befürchtet werden, sondern tatsächlich existieren. So ist die Situation für lesbische Frauen, die in katholischen Einrichtungen arbeiten denkbar schwierig angesichts der aktuellen Stellungnahmen durch den Papst, der ganz öffentlich zur Diskriminierung von Lesben und Schwulen aufgerufen hat.²⁰⁷ Zwar sind die Befürchtungen der Frauen, die im sozialen Bereich arbeiten, nicht ganz so ausgeprägt, aber beispielsweise die Äußerungen von Nicole über ihre Polizeischule legen den Verdacht nahe, dass sich eine Situation wie sie Nicole schilderte, (in der ein Schüler sich bei ARABELLA outete und in Folge dessen so massiv ausgegrenzt und „gemobbt“ wurde, dass er die Ausbildung abgebrochen hat.) jederzeit wiederholen könnte. Die Entwicklung der persönlichen „Anerkennungsbilanz“ wird auch beeinflusst von Reaktionen und Eindrücken aus dem weiteren sozialen Umfeld.

VI.3.4. Weiteres soziales Umfeld – Nachbarn, Medien und gesellschaftliches Klima

Einige Frauen berichten von für ihr Leben zentral gewesenen Erfahrungen mit Ablehnungen oder Diskriminierungen aus dem weiteren sozialen Umfeld, die manchmal nachhaltige Spuren und „Narben“ hinterlassen haben. Nicole (21), eine meiner jüngsten Interviewteilnehmerinnen, erzählt von einem Diskriminierungserlebnis mit einer Lehrerin, bei dem sie, wie sie selbst sagt, nur weil „alle andere um mich rum, gut und positiv reagiert haben, ganz gut davon gekommen“ ist.

„Ja, da fand ich meine Englisch-Lehrerin ganz toll und der habe ich das dann auch gesagt, also, ich habe ihr bloß gesagt, dass ich sie toll finde und so, und dann kamen halt so Kommentare: ‘Oh, du bist abartig, am besten du wechselst die Schule. Das ist doch krank.’ Das war schlimm und dann hatte ich schon Probleme damit, wo ich mir gedacht habe, ich meine, das war ganz am Anfang, da

²⁰⁷ Vgl. dazu die umfangreiche Presseberichterstattung nach der Stellungnahme des Papstes im Aug. 2003.

war ich 15, da habe ich der das gesagt und da habe ich dann schon gedacht: 'Na klasse, das musst du irgendwann deinen Eltern auch noch sagen und die werden ganz bestimmt genau so reagieren.' Sie war eigentlich die erste, die das gewusst hat und ich habe mir halt gedacht, vielleicht versteht sie mich ja. Ich wollte ja auch nicht mal, dass sie jetzt mit mir eine Beziehung anfängt, aber einfach, dass ich mit ihr darüber reden kann und dann kamen solche Kommentare und dann war ich ziemlich am Ende. [...] Wenn du gesagt bekommst, du bist unnorm, krank, abartig, und das schlimmste war ja, dass sie gesagt hat: 'Früher hätte man dich vergast!' Und bei dem Spruch bin ich dann ja auch hochgegangen und hab sie angebrüllt: 'Sie sind so ätzend!' Ich meine, in dem Moment denkst du doch dann: 'Ja, wahrscheinlich denken alle Leute so.' Ich kannte ja keinen sonst."

Ihre Gedanken und Gefühle nach der Reaktion ihrer Lehrerin beschreibt Nicole (21) so.

„Es war halt wirklich am Anfang und ich hatte einfach keinen Menschen, mit dem ich hätte darüber reden können und ich wusste auch nicht, wem ich es sagen sollte. Da habe ich mir halt gedacht, die Lehrerin ist so ganz nett und aufgeschlossen und sie war halt auch relativ jung, ich schätze jetzt mal. Vielleicht 15 Jahre älter oder so, also wirklich nicht so eine alte Schachtel oder so und dann, ich war halt einfach entsetzt und habe mir nur noch gedacht: 'Ja, gut, was nun? Ich kann jetzt nicht irgendwie ein Geheimnis daraus machen, sonst habe ich überhaupt keine Freude mehr am Leben.' Und dann, ja gut, dadurch dass dann meine Freundin zu mir gehalten hat, das war schon mal das Erste und ja, dann habe ich es halt meinen Eltern erzählt und die haben zu mir gehalten, mehr oder weniger, also am Anfang war es ja auch schwer und meine Schwester ja sowieso. Und dann ging es eigentlich auch so nach und nach und dann hatte ich dann auch keine Probleme mehr damit. Wobei ich eben auch bei einer Psychologin war, weil ich dann auch in der Schule so schlecht war und das alles auch nicht verkraftet habe.[...] und das war dann auch ganz lustig, weil die hat mich eigentlich darin nur bestärkt. Ob sich meine Mutter das so gedacht hatte, weiß ich nicht. Na ja, es war schon übel, weil ich ja auch nicht mehr leben wollte und wie du halt so in einem pubertären Alter auch so bist, denke ich mir halt mal."

Ihre Eltern, sagt sie, haben „mehr oder weniger“ zu ihr gehalten. Sie haben sie sehr schnell zu einer Psychologin geschickt, weil sie in der Schule so schlecht wurde, aber der Freude von Nicole (21) darüber, dass die Psychologin unterstützend reagiert hat und sie in ihrer Entwicklung bestärkt hat, ist anzumerken, dass das Ziel ihrer Eltern nicht nur das der Verbesserung der Schulnoten war. Zudem haben Nicoles (21) Eltern ihre Tochter auch eindringlich darum gebeten, dass niemand von den Nachbarn etwas wissen darf. Selbst heute, Jahre später, würde Nicole (21) ihren Eltern zu liebe niemals zu Hause mit ihrer Freundin Arm in Arm gehen. Die Beeinträchtigung sieht Nicole (21) allerdings ausschließlich bei der intoleranten Lehrerin, nicht bei ihren Eltern.

Auch Angelika (37) erzählt von zwei nachhaltigen Erlebnissen, anders jedoch als bei Nicole (21) sagt sie sehr deutlich, dass diese Erlebnisse sie bis heute stark beeinträchtigen und ihrer Ansicht nach dazu führten, dass sie sich bis zum Alter von dreißig Jahren vom Thema „Lesbischsein“ völlig distanziert hat und heute so vieles „nachholen muss“. Bei dem ersten Erlebnis reagiert ihre Lehrerin in der Schule mit einem abweisenden, und wie Angelika (37) sagt, „sehr seltsamen Ton“.

„Also, das war, es war sicher, also, es gab diese zwei Sachen, wo man sagen kann, dass das dazu beigetragen hat, dass es sich verzögert hat. Also, das war, natürlich war ich auch in eine Lehrerin verliebt, [...] und sie hat halt geglaubt, zu erkennen, dass ich halt lesbisch bin und sie hat dann einfach mal zu mir gesagt: ‘Du, ich bin nicht lesbisch.’ Wahrscheinlich, weil sie mir das klar machen wollte und für mich war das damals aber sehr verletzend und das kam halt auch in so einem seltsamen, abweisenden Ton und kam halt auch für mich irgendwie so rüber, dieses: ‘Oh je, jetzt habe ich, jetzt denkt die irgendwas ganz falsches oder ganz schlechtes von mir.’ Ich hatte, also, ich hatte da auch keine sexuellen Gedanken oder so, da bin ich mir ganz sicher, dass ich das nicht hatte bei der. Und dann habe ich mich, wahrscheinlich dadurch erst recht, ziemlich distanziert von dem Thema.“

Jahre später wird sie von einer betrunkenen Dozentin in einem „schrecklichen“ Tonfall beschimpft, so dass sie noch einmal für Jahre beschließt, dass sie „so eine“ nicht sein will.

„[...] und die hat halt dann in ihrem Suff auch viele verletzende Dinge gesagt und sehr verletzend halt auch. Also, im Prinzip das gleiche Erlebnis noch mal, was sicher, also, was eben wieder diesen Effekt hatte, dass ich dann gesagt habe: ‘Um Gottes Willen, nein, ich doch nicht’ und so halt, ja.“

Nach diesen Erlebnissen zieht sie sich sehr zurück und erst Jahre später, ermutigt durch ein Fernsehinterview mit M. Kroymann, beginnt sie, Kontakt zu anderen lesbischen Frauen zu suchen.

Christina (30) erzählt von einem Erlebnis aus ihrer Schulzeit, bei dem sie sich sehr abgelehnt und bloßgestellt gefühlt hat, das sie lange nicht verarbeiten konnte und sie dadurch sehr geprägt hat. Sie wird von Mitschülern ihrer Klasse sehr gehänselt, als die mitbekommen, dass sie sich in ihre Freundin verliebt hat. Sie wechselt sogar die Klasse und bricht den Kontakt zu dieser Freundin ab, weil sie die Hänseleien nicht mehr erträgt.

„Und da habe ich unheimlich darunter gelitten und das hat es mir dann auch so ein bisschen verbaut, eine ganze Zeit lang, glaube ich, dass ich da offen darüber sprechen konnte, weil ich unter der Scham, dass ich mich so bloßgestellt gefühlt habe, sehr gelitten habe und da habe ich das eigentlich sehr verborgen.“

Erst nach und nach, über einen Zeitraum von zehn Jahren, gelingt es ihr, schneller und besser zu ihrem Lesbischsein zu stehen.

„Also, es ist ja schon so, dass ich da inzwischen eine schnellere Offenheit entwickelt habe, dass ich schneller sagen kann: ‘Ja, ich bin lesbisch.’ Dass ich jetzt nicht mehr zwei Monate rumdrücken muss, gerade bei Leuten, die mir wichtig sind, auch schneller dazu stehen kann. Oft ist es natürlich einfach lästig, wenn ich das Gefühl habe, ja, dass es noch so etwas Exotisches ist, für andere Leute, dann immer wieder erklären zu müssen und eigentlich dann mein Leben erklären muss, also, diese Selbstverständlichkeit manchmal fehlt und das nervt mich dann. Also, das nervt, wenn ich das Gefühl habe, sobald ich einem Hetero-Menschen erzähle, dass ich lesbisch bin, dass ich dann erklären muss, wie ich lebe. Ich muss dann immer klarstellen und sagen: ‘Ich habe eine Freundin und ei-

nen Job und eigentlich lebe ich so wie du, aber ich mach nur im Bett was anderes.' Aber dieses klarstellen und sich erklären zu müssen, das ist schon oft auch eine lästige Sache, finde ich.“

Einige Frauen reagieren auch sehr kämpferisch und verteidigen sich, brechen den Kontakt zu sie ablehnenden Personen schnell ab bzw. vermeiden die weitere Begegnung mit Menschen, von denen sie wissen, dass diese ablehnend oder diskriminierend agieren. Doch selbst wenn die Frauen sich selbstbewusst und lautstark verteidigen und sich aktiv Unterstützung suchen, bleibt die Kränkung, die die Frauen erst verarbeiten müssen. Ganz oft ist in den Erzählungen neben der Aggression gegenüber der ablehnenden oder diskriminierenden Person auch die Verletzung spürbar, welche die Frauen nicht einfach „in Luft auflösen oder abstreifen“ können.

Schließlich gibt es eine Reihe von Schilderungen, bei denen von unbekannten Personen auf der Straße diskriminierende oder ablehnende Äußerungen über „die Lesben“ gemacht werden. Fast alle Frauen erzählen, dass sie schon mal einen „dummen Spruch“ über lesbische Frauen gehört haben.

„Da hat mal in einem Lokal eine irgendwie so gesagt: 'Lesben sind ja sowieso alle hässlich!' Ja, und das ist dann natürlich auch ein persönlicher Angriff gegen mich, weil, dann bin ich ja auch hässlich. Ich konnte leider nicht so schnell reagieren. Ein Bekannter von mir ist dann sofort wütend geworden und dann bin ich hinterher, aber er war schneller als ich. Ja, ich habe ihn dann gebremst und habe gesagt: 'Jetzt lass mich mal.' Ja mei, die Trulla wusste nicht, wen sie damit angreift, weil sie dachte, da ist niemand am Tisch, aber das ist auch völlig egal, weil, sie hat das auch nicht zu sagen, wenn niemand am Tisch ist. Ich sage doch auch nicht: 'Die Heteros sind alle hässlich.' Das mache ich doch auch nicht.“

Das „Fatale“ an diesen Sprüchen ist vor allem, dass bei den Frauen ein Bild von der ablehnenden Meinung der „breiten Masse“ entsteht, welches sich schließlich zu einem diffusen Ausgrenzungsgefühl entwickelt und in der Folge dazu führt, dass Frauen permanent ihr Umfeld scannen und versuchen, alles zu vermeiden, was eine neuerliche Kränkung oder Diskriminierung zur Folge hat. So erzählen die meisten Frauen, wie auch Maria (31), von dem eigentlichen Erlebnis und sofort im Anschluss, dass sie glauben, dass es noch viele Menschen gibt, die Lesben und Schwule ablehnen.

„Ja, das sind eben so Vorurteile und Klischees. Da glaube ich schon, dass da noch sehr viel rumgeistert und dass da, ich weiß noch nicht einmal, ob das dann tatsächlich vom IQ abhängig ist. Ich glaube, das stimmt nicht. Ich weiß auch nicht, das ist irgendwie, manche sind da sehr offen, völlig unabhängig wie intelligent sie sind und manche sind einfach borniert, aber es ist auf jeden Fall noch sehr verbreitet. Das glaube ich schon. Das hängt vielleicht auch von der Örtlichkeit ab. Also ländlich, da ist es sicher brutal verbreitet. Wenn man bei mir im Dorf rumfragen würde, da käme es zu einem einheitlichen Ergebnis: 'Die sind hässlich und haben keinen abbekommen.' So dieses ein bisschen bemitleiden, und wenn dann der Richtige kommt, da ist das auch wieder okay. Da ist es, glaube ich, am meisten verbreitet. Die Altersstruktur ist auch noch sehr wichtig. Die Älteren haben, glaube ich, viel solche Meinungen, die Jungen sind da offener. Man könnte hoffen, dass die Klischees einfach irgendwann aussterben, ich hoffe es, bin da aber auch skeptisch, weil es gibt ja auch ganz schön viele konservative junge Leute.“

Auch Nicole (21) beschreibt ein Erlebnis, das sie sehr empört und wütend gemacht hat und erzählt direkt im Anschluss, dass sie aus dem Grund keinesfalls möchte, dass sie auf der Straße als Lesbe erkennbar ist.

„Ja, einmal haben wir eine gehabt, also im Praktikum, wo ich bei der Polizei mit draußen war und Streife gefahren bin, die wusste das auch nicht und das war so eine Giftlerin, dann haben wir halt nach Drogen gesucht und haben sie auch durchsucht und dann hat die uns auch mit ‘Lesbens Schweine’ beschimpft und da habe ich mir dann auch gedacht, das denken bestimmt einige, wenn sie das sehen, dass du lesbisch bist. Gut, die hat mir das jetzt nicht angesehen, das war ja aus einem ganz anderen Zusammenhang heraus, aber da ist es mir schon bis oben gestanden. Aber ich denke, dass viele Leute noch so eine Einstellung haben und die würden das zumindest dann in ihren Köpfen denken, wenn sie es auch vielleicht nicht sagen. [...] Nein, ich will das auf gar keinen Fall, dass man mir das ansieht. Nein, ich kann mir das nicht vorstellen. Ich identifiziere mich halt nicht damit, dass man mir das von weitem ansieht. Nein, ich meine die Leute, mit denen ich näher zu tun habe, die wissen das, aber ich muss das jetzt nicht irgendwo breit treten, sage ich jetzt mal. Weil, wenn man das sieht, dann denkt sich jeder gleich: ‘Ih, eine Lesbe.’ Und so lebst du eigentlich ganz gut, wenn du es den Leuten dann sagst, dann fassen die das auch gut auf.“

Auch Heike (34) erzählt von einem Erlebnis „auf offener Straße“, dass typisch ist, wie sie sagt und dazu geführt hat, dass sie nur manchmal mit ihrer Lebensgefährtin sichtbar durch die Straßen geht.

„Ja, also da stand ich mit einer Frau knutschend auf der Straße und da hat uns eine Frau so richtig angepöbelt und beschimpft, so nach dem Motto: ‘Was macht ihr denn hier?’ Und: ‘Ihr seid ja nicht ganz richtig im Kopf.’ Ja, oder so dumme Sprüche oder Anzüglichkeiten von Typen oder so, so was kommt da schon immer wieder mal.“

Das bewusste Vermeiden von Situationen, in denen es für die Frauen zu Kränkungen, Ablehnung und Diskriminierungen kommt, führt dazu, dass sich die Frauen weniger sichtbar in der Öffentlichkeit bewegen. Wenn sich allerdings viele FrauenLesben zurücknehmen, führt dies zwangsläufig zu einer größeren Unsichtbarkeit von lesbischen Frauen, oder aber die Frauen nehmen das höhere Ablehnungsrisiko in Kauf und müssen dann mit den Folgen persönlich klar kommen. Nachvollziehbar wird damit aber auch, warum sich manche Frauen bevorzugt innerhalb der Szene aufhalten, zumindest die alltäglichen Kränkungen der heterosexuellen Umwelt lassen sich so eindämmen, teilweise umgehen oder zumindest besser kontrollieren und dosieren. Gleichzeitig zieht der Rückzug und die Unsichtbarkeit von lesbischen Frauen in der Öffentlichkeit jedoch auch die Folge nach sich, dass anderen FrauenLesben die Vorbilder fehlen und sie glauben, es gäbe nur wenige oder sogar: „Besser man versteckt sich, die andern machen es ja auch.“ Hier entsteht eine Spirale aus Unsichtbarkeit, welche die Frauen vereinzelt und isoliert und welche auch den kollektiven Kampf um mehr Akzeptanz und Gleichbehandlung gegenüber der heterosexuellen Dominanzkultur erschwert.

VI.3.5. Vermeidungsstrategien, um das Ablehnungs- und Diskriminierungsrisiko zu verringern

Ausnahmslos alle Frauen sprechen davon, dass sie einige Verhaltensweisen ganz bewusst und entschieden vermeiden, damit sie „blöden Sprüchen“ oder „gefährlichen Situationen“ aus dem Weg gehen. Zum einen Teil sind das Situationen, die für Frauen im Allgemeinen als gefährlich eingeschätzt werden, so wie „entlegene, dunkle Straßen und Parkhäuser“ oder „sehr männerdominierte Orte“. Zum anderen gibt es auch Verhaltensweisen oder Situationen, die ganz explizit vermieden werden, weil die Frauen Diskriminierungen aufgrund ihres Lesbischseins befürchten. Ruht beispielsweise berichtet von ihrer Strategie:

„Sicher passe ich besonders auf. Das wäre zum Beispiel bei Skins oder angetrunkenen Fußballfans, wenn ich sehe, die sind einfach gewaltbereit, die hauen also alles nieder, was in ihren Augen nicht streng normal ist, oder Leute die einfach generell auf Minderheiten losgehen, da würde ich das nicht zeigen, um einfach meine Haut zu schützen und sonst einfach immer dann, wenn ich Gewalt erwarte oder auch spüre.“

Dabei schützen sich die Frauen durch die Vermeidung der Sichtbarkeit ihres Lesbischseins nicht nur dann, wenn sie Pöbeleien oder tätliche Angriffe befürchten. Oft reicht schon der bloße Verdacht, andere könnten etwas Komisches denken, Nachbarn könnten es erfahren, dass die Frauen sich selbst zensieren und zurücknehmen. So erzählt beispielsweise Alexandra (34):

„Tja, einiges, ich würde zum Beispiel, wenn ich mit einer Freundin in meine Heimatstadt fahren würde, würde ich das dort nicht provozieren, sprich ich würde mich dort nicht öffentlich auf der Straße Arm in Arm zu erkennen geben, weil ich glaube, also meine Familie, da bräuchte ich dann gar nicht mehr auftauchen zu Hause und das würde ich halt vermeiden wollen. Dann eben je nach dem, wann immer ich das Gefühl hätte, ich würde Menschen begegnen, von denen ich weiß, dass sie es an mir nicht akzeptieren würden, also sprich Arbeitskollegen oder konservative Kirchen- oder CDU-Leute, was weiß ich, ja. Es ist in erster Linie beruflich, weil privat, die wissen es ja alle und auch wenn ich Leute privat kennen lerne, dann sage ich es auch. Aber wenn es mir nicht so gut geht, also, wenn ich an manchen Tagen nicht so gut drauf bin und es mir eh' schon schlecht geht, also, das hatte ich auch schon, also ich könnte nicht zu jeder Zeit mit der Freundin Arm in Arm auf der Straße gehen, also dass es wirklich unverkennbar ersichtlich ist. Das kann ich nicht zu jeder Zeit, also da muss ich die Stärke haben, auch die Blicke oder Bemerkungen oder dass ich auch einfach nur angeschaut werde, das aushalten zu können, mich also nicht davon runterziehen zu lassen. Und diese Stärke habe ich nicht immer und wenn es mir eh' schon nicht so gut geht, dann muss ich mir das nicht auch noch antun und dann hake ich sie halt bloß unter oder so.“

Alexandra (34) nimmt ihr zurücknehmendes Verhalten, wenn ihr die Kraft fehlt, „schiefe Blicke auszuhalten“, sehr deutlich als Einschränkung war.

„Ich erlebe das schon als ganz schöne Einschränkung. Also, ich nehme das auch wahr für mich. Es ist ja auch gar nicht so, dass die Leute das offen sagen, so dieses: 'Du bist lesbisch, das finde ich ja

ganz schrecklich.' Da könnte man sich ja noch auseinandersetzen damit. Was ich als totale Einschränkung empfinde, sind also irgendwelche schiefen Blicke, die man dann so schwer deuten und sich dagegen wehren kann, wo irgendwo so eine diffuse Missbilligung rüberkommt oder eine Ablehnung auch, wo ich aber nicht genau weiß, was genau gemeint ist und wo ich eigentlich überhaupt keine Möglichkeit habe, etwas dagegen zu tun. Da wird so, also, ich fühle mich dann schon teilweise stigmatisiert.“

Vor allem die Frauen, die in jedem Fall in der Arbeitswelt unerkannt leben wollen, beschreiben, dass es für sie sehr anstrengend ist, wenn sie neue Leute kennen lernen. So erzählt Miriam (22):

„Oh ja, das finde ich sehr anstrengend, weil man muss die Leute immer wieder sehr genau anschauen. Ich bin einfach nicht so jemand, der das voreilig jemandem sagt. Weil, das möchte ich nicht. Ich schaue mit die Leute ganz genau an und wenn ich das Gefühl habe, zu denen kann ich Vertrauen haben, dann sage ich denen das nach einiger Zeit. Ich gehe ja nicht einfach auf jemanden zu und sage: 'Ach übrigens, ich bin lesbisch.' Ich meine, es wäre so viel einfacher, wenn man einfach sagen könnte: 'Pass auf, so und so.' Das wäre wunderbar. Aber so ist es nun mal einfach nicht. In den Köpfen der Leute ist das nicht so, dass sie denken, wunderbar. Man muss immer erst schauen, ob die Leute eventuell sagen: 'Das ist in Ordnung.' Oder ob sie nicht sagen: 'Das ist scheiße.' Und deswegen muss man immer erst sondieren und das ist anstrengend.“

Viele Frauen erzählen, dass ihnen bei manchen Gelegenheiten, wenn wie beim CSD²⁰⁸ sehr viele Lesben und Schwule auf einer Stelle sind, besonders bewusst wird, wie viel Kraft es kostet, immer zu überlegen, was „man sich gerade erlauben kann“ und wie viele Selbstzensuren ihnen schon gar nicht mehr auffallen. So formuliert auch Christina (30), dass ihr manchmal auffällt, dass sie vieles einfach nicht macht und manchmal aus Angst auch nicht ausprobiert und sich dabei nicht sicher ist, ob manche Menschen nicht doch toleranter reagieren, als sie eigentlich vermutet.

„Das ist schon manchmal auch komisch. Also, es gibt schon so Sachen im Arbeitskontext hauptsächlich, die ich nicht mache, weil ich glaube, dass sie mir schaden, wo ich mir dann aber auch manchmal nicht sicher bin, ob die Leute wirklich so schlimm reagieren würden. Also, ich habe jetzt in einer Firma gearbeitet und wir haben alle zwei Wochen so einen Jour Fix gehabt, wo wir uns getroffen haben abends und da haben eigentlich alle so ihre Freundinnen mitgebracht, also das war ein reiner Männer-Laden, und eigentlich wäre es eine Selbstverständlichkeit gewesen, dass ich meine Freundin auch mitgebracht hätte, das wäre eigentlich so vom Ablauf okay gewesen, aber ich habe sie selber nicht mitgebracht. Insofern habe ich da schon gemerkt, dass ich da schon Diskriminierungen befürchte und auch im Vorfeld schon vorsichtig bleibe.“

²⁰⁸ Der Christopher-Street-Day (CSD) ist ein jährlich im Sommer stattfindender Feiertag, bei dem weltweit, meist in größeren Städten mit aktiver lesbisch-schwuler Subkultur, öffentlich für die Verbesserung der Rechte von Lesben und Schwulen demonstriert und gleichzeitig in Form von Straßenfesten gefeiert wird. Für viele Frauen/Lesben ist dies der Tag im Jahr, an dem für sie die einzige öffentliche Gelegenheit besteht, mit tausenden anderen lesbischen Frauen auf einem Platz zu stehen und „mit eigenen Augen“ zu sehen, wie viele Schwule und Lesben es gibt.

In dieser Beschreibung Christinas wird sehr deutlich wie groß die Gefahr ist, dass diffuse Ängste und Befürchtungen vor weiteren Ablehnungen verhindern, dass die Frauen neuere, positive Erfahrungen machen und ihre persönliche Bilanz aus kumulierten Anerkennungs- und Ablehnungserfahrungen sich zum positiven hin verändert.

VI.4. Der Umgang mit positiven und negativen Selbst- und Fremdattributionen

Bei der Analyse der Interviewpassagen ist häufig aufgefallen, dass einzelne, offenbar besonders prägende Äußerungen oder Selbstbeschreibungen im Verlauf des Interviews immer wieder erzählt wurden oder gleiche Metaphern für Geschichten aus unterschiedlichen Lebensabschnitten verwendet wurden. In Bezug auf die Konstruktion eines Selbstverständnisses ist es ganz offenbar von großer Bedeutung, eine als passend und stimmig erlebte Selbstbeschreibung von sich in seiner Welt zu haben. So ist zu verstehen, dass einige Frauen besonders ausgeprägte Selbstzuschreibungen verwenden bzw. von prägenden Fremdzuschreibungen berichten.

Festzustellen ist, dass es weit mehr überwiegend negative, abwertende Selbst- und Fremdzuschreibungen gibt als positive. Auffällig wenige Frauen verwenden in ihren Geschichten als positiv anzusehende, stärkende Selbst- oder übernommene Fremdattributionen. Dieser Befund verändert auch die Aussagen zur Zuversicht, mit der die interviewten Frauen in ihre persönliche Zukunft blicken. Hierzu war in Kapitel IV. 4. festgestellt worden, dass die Frauen sich bemüht optimistisch zu ihrer persönlichen Zukunft äußern, obwohl die Verbesserungschancen der Situation von lesbischen Frauen insgesamt sehr viel weniger positiv und teilweise resignativ schlecht eingeschätzt werden. Viele dieser Erzählpassagen hinterlassen den Eindruck, dass die Frauen sich diese Zuversicht und den Optimismus mehr herbei wünschen, als dass sie tatsächlich vorhanden ist. Wenn also bei den Äußerungen zur persönlichen Zukunft mehr der Wunsch und die Hoffnung „Mutter des Gedankens“ war, als dass die Frauen tatsächlich zuversichtlich und getragen von machbaren Bewältigungsphantasien waren, dann zeigt sich hier insgesamt ein ambivalentes und beeinträchtigtes Kohärenzgefühl. Die Tatsache, dass sich in den Gesprächen nur ganz wenige positive und stärkende Selbstattributionen finden lassen, kann auch dahingehend interpretiert werden, dass sich hier die Beschädigung des Selbstvertrauens und des Selbstwertgefühles der Frauen aufgrund fehlender sozialer Anerkennung indirekt niederschlagen und so sichtbar werden.

Überwiegend positive Selbstzuschreibungen sind beispielsweise in den Gesprächen mit Heike (34) und Elvira (38) enthalten. Beide Frauen erzählen von einer längeren Entwicklung kleiner Emanzipationsschritte im Verlauf ihres Becoming out und eine fortwährende Aneignung positiver Selbstzuschreibungen. So sagt Heike (34) von sich:

„Also, ich sage immer, ich bin stolz darauf, lesbisch zu sein. Ich fühle mich eher als privilegiert in meinem Schicksal, also ich denke, es hat für mich einen ungeahnten Reichtum hervorgebracht.“

Sie hat sich auch dank ihres positiven Rückhaltes in der Familie ein berufliches Umfeld geschaffen, indem sie anerkannt und offen agieren kann, hat ein großes lesbisch-schwules Freundesnetzwerk, eine sie zufrieden machende Partnerschaft und ist politisch aktiv. Selbst Erlebnisse oder Situationen, die ambivalent oder teilweise kränkend sind, werden von Heike (34) unter der Rubrik „ungeahnter Reichtum“ positiv besetzt, so dass es ihr gelingt trotz des teilweise ablehnenden öffentlichen Klimas mit einem selbstbewussten und positiven Bild von sich in einem Leben, das sie entscheidend selbst bestimmen und gestalten kann, zu leben. Allerdings, auch das wird in Heikes Interview sehr deutlich, war das nicht immer so. Auch Heike (34) wurde, als ihre Mutter, lange vor ihrem Coming out, ahnte, dass sie lesbisch sein könnte, mit den negativen Fremdzuschreibungen ihrer Mutter konfrontiert.

„Und dann kam eben so ein Film über Lesben, den ich unbedingt sehen wollte und da hat meine Mutter das dann mitbekommen und gesagt: ‘Warum schaust du dir das an? Und hat dann auch ziemlich abfällige Bemerkungen darüber gemacht, da kann ich mich noch sehr gut daran erinnern. Da kam dann irgendwann ein küssendes Frauenpaar und meine Mutter meinte: ‘Äh, das ist ja abnormal!’ Das hat mir dann schon zu denken gegeben und ich habe mir dann gedacht: ‘Das kann ja heiter werden!’ Und sie hat mich dann auch offen darauf angesprochen, dass meine Beziehung zu der ersten Freundin: ‘Man könnte ja gerade meinen, ihr wärt lesbisch?’ Ich habe das dann dementiert.“

Heike (34) erzählt, dass sie aufgrund dieser Erlebnisse ihrer Mutter lange nichts davon erzählt, dass sie auf Frauen steht. Erst mit einiger Verzögerung sucht sie dann Kontakt zu anderen Frauen und baut sich ein stabiles Netzwerk auf. Ihr Umgang mit den Eltern bleibt jahrelang etwas schwierig weil die Mutter nicht wollte, dass der Vater informiert wird, man könne ihm schließlich nicht zumuten, dass er eine lesbische Tochter hat. Erst „im Schutz der Großstadt“ sucht sich Heike aktiv Kontakt zu anderen FrauenLesben und probiert, wie sie sagt, „wirklich alles aus“ und baut sich schließlich über die Jahre ein großes und sehr stabiles Freundesnetzwerk. Eine wichtige Rolle für den weiteren Verlauf spielt auch die positive Entwicklung der Beziehung zu ihren Eltern. Ihre Eltern setzen sich stärker mit dem Thema auseinander und im Laufe der Zeit entwickeln sie einen toleranten Umgang auch mit ihrer Lebenspartnerin. Diese Einflüsse haben schließlich verhindert, dass anfängliche negative Fremdzuschreibung und deren Verinnerlichung zu einer negativen „Bilanz von Anerkennungs- und Ablehnungserfahrungen“ kumuliert wären. Stattdessen ist es Heike heute möglich, positive Selbstbeschreibungen zu verwenden.

Eine andere Frau, Elvira (38), verwendet etwas relativierend, für sich die positive Selbstbeschreibung, dass zwar andere und ihre Umgebung ein Problem damit haben, dass sie lesbisch ist, sie selbst aber nicht und auch noch „nie“ hatte und deshalb mit ihr und für sie „alles okay“ ist.

„Verunsicherung oder dass ich das für mich nicht akzeptiert habe, gab es eigentlich nicht. Gab es nie. Ich habe das immer für mich akzeptiert. Das war ja eine sehr schöne Zeit. Das ging ja gleich sehr gut los, also wunderbar. Die Frau, in die ich mich verliebt habe, hat mich rausgesucht, da war ja kein Leiden sondern ein ziemliches Glück. Und während dessen habe ich gleich meine nächste Freundin kennen gelernt, mit der ich gleich fünfeinhalb Jahre eine sehr gute, sehr intensive und schöne Freundschaft geführt habe. Nach der habe ich gleich drei Wochen später die nächste kennen gelernt u.s.w. Ich fand das alles eigentlich immer ganz toll und zwischendrin hatte ich meine Affären, es lief schon so, wie ich mir das vorgestellt habe, es war nie so mit Leiden verbunden. Ich empfand die Zeit von Anfang an als sehr schön. Dass so viele nicht damit umgehen können, oder die blöden Kommentare anfangs in der Arbeit, das ist eben so, damit muss man leben, aber sonst ...“

Hier wird das Selbstbild so konstruiert, dass es einen inneren akzeptierenden und stärken den Teil gibt und alle Ablehnung und Kränkung befindet sich außerhalb, in der Umwelt. Bei dieser klaren Trennung zwischen „innen = akzeptierend“ und „außen = ablehnend“, dürfte es zu einigen Verallgemeinerungen und Projektionen kommen. Da der äußere Teil „genährt“ wird von den negativen Erfahrungen, die sie macht, besteht ein großes Bedürfnis danach, dass wenigstens der innere Teil („ich habe es immer und von Anfang an völlig akzeptiert“) positiv erhalten bleibt. So werden auf Kosten einer differenzierten Selbstwahrnehmung Elemente der eigenen Verunsicherung oder Selbstablehnung der äußeren Umwelt angerechnet. Dabei erscheint manche Schilderung, als sei sie besonders positiv stilisiert und mit den schillernden Farben ausgemalt worden, wobei alle Schattierungen ausgelassen werden. Elvira (38) erzählt z.B. an anderer Stelle sehr ausführlich darüber, dass sie am Anfang ihres Lesbischseins nicht dazu stehen konnte und sehr verunsichert war und auch viele Vorurteile gegenüber anderen lesbischen Frauen gehabt hat. Es war also keineswegs so, dass sie von Anfang an ihr Lesbischsein völlig akzeptiert hat. Diese Erzählweise, positives besonders zu stilisieren, wird möglicherweise gewählt, weil so ein positives Selbstbild aufrechterhalten werden kann, welches wiederum wie eine Art „Schutzschild“ die zukünftig stattfindenden Kränkungen und Ablehnungen etwas auffangen und abfedern kann.

Der größere Teil der interviewten Frauen verwenden in ihren Erzählungen allerdings auffallend viele sehr ambivalente oder **negative Selbstzuschreibungen** bzw. abwertende Elemente. So sagt Manuela (28), etwas trotzig erscheinend, dass ihre Reaktionen anderer Leute „völlig egal“ seien, weil sie schließlich einfach machen würde, was sie will und erzählt gleichzeitig ausführlich von Situationen in denen sie Ablehnungen erlebt hat oder

bei denen sie eine Reihe von Verhaltensweisen vermeidet, weil sie Diskriminierungen fürchtet. Sie möchte auf keinen Fall als lesbische Frau sichtbar sein und erzählt nur wirklich nahe stehenden Personen, dass sie mit einer Frau zusammenlebt. Trotzdem sagt sie:

„Über andere Leute mache ich mir keine Gedanken, das ist mir egal, weil ich mache, was ich will und aus. Mich interessiert es ja jetzt auch nicht, ob die drei Tische vor mir jetzt mit Hund, Katze, Maus ..., das ist mir ja auch egal, also von daher. Das ist mir doch wurscht. Ich meine, klar, wirklich nahe Stehenden sicherlich, da sag ich dann schon, also, wenn die Frage kommt: ‘Bist du verheiratet?’, da sage ich das schon, aber sonst ist mir das eigentlich wurscht, was andere sagen, weil, es ist ja nun einfach mal nicht das Normale, das ist einfach so, sage ich jetzt mal.“

Ihren Rückzug und ihr ausgeprägtes Vermeidungsverhalten begründet Manuela (28) quasi damit, dass „es“ ja nun mal nicht „das Normale“ ist, was schon fast wie die Entschuldigung für das kränkende oder ablehnende Verhalten Anderer klingt. In Ninas (27) Erzählungen finden sich Selbstzuschreibungen, bei denen deutlich wird, dass sie einerseits mit der gesellschaftlichen Stellung von Lesben und äußeren Zuschreibungen, Lesben seien „uninteressant und hässlich“ hadert. Andererseits formuliert sie, dass sie manchmal lieber schwul geworden wäre, weil die so „hipp, schön und interessant“ sind und formuliert zudem auch viele sehr verallgemeinernde Ablehnungen gegenüber der lesbischen Szene, die in ihren Augen, „langweilig, eng und trostlos“ ist. Dass beispielsweise schwule Männer in viel stärkerem Masse tätlichen Angriffen in der Öffentlichkeit aufgrund ihres Schwulseins ausgeliefert sind oder dass sie ebenfalls soziale Ablehnungen und Diskriminierungen erleben, taucht in Ninas Einschätzung nicht auf. Nachdem Nina (27) über die Gruppe der Lesben wenig wertschätzend spricht, betrifft die negative Zuschreibung von Lesben auch sie selbst und durch die Abwertungen aller lesbischen Frauen wertet sie auch sich selbst ab.

„Ja, wenn meinetwegen auf einem Frauenfest ungefähr zum 400 mal gespielt wird ‘it’s raining man’, dann denke ich mir, warum bin ich Lesbe geworden, warum bin ich gezwungen, in Scheiß-Clubs zu gehen, warum muss ich mir Scheiß-Musik anhören und warum sind die Frauen alle so scheiß-langweilig? Hm, also jetzt Mal ganz ernsthaft, manchmal denke ich mir, ich wäre gerne schwul geworden, weil ich mir denke, Schwule sind so von der Gesellschaft so doppelt geküsst. Meinetwegen einerseits im Büro, ja, meistens sehen sie gut aus, also sagen wir: ‘Wenn du das Glück hast und du bist schwul und siehst gut aus, das ist einfach toll.’ Auch in der Schule, da haben wir das auch gemerkt, da hatten wir einen, der hat sich da auch geoutet und war halt auch so ein Typ, in den sich alle Frauen verliebt haben, weil er so hübsch war und so nett und das fanden auch alle unheimlich gut. Aber als Lesbe, da bist du halt immer so, ja, ich weiß auch nicht was, aber auf gar keinen Fall irgendwie hipp. Also, bisexuell ist vielleicht noch interessant, weil sich das die Männer immer so spitze vorstellen können, aber lesbisch ist halt irgendwie, ich weiß nicht, das reißt halt auch keinen vom Hocker, wenn du es erzählst. Eher so: ‘Ach herrje!’ Und dann kommen doch solche Gedanken bei anderen wie: ‘Ist sie von ihrer Mutter verlassen worden? Wer hat sie enttäuscht? Ist sie mal schlecht gefickt worden?’ So was halt, aber kein Mensch denkt doch: ‘Das ist ja toll, spannend. Was hat sie sich wohl gedacht, als sie das wurde?’ Also das wird eher so mit passiv assoziiert, du wirst es halt irgendwann, weil die Welt so grauslich zu dir ist oder weil du so hässlich bist.“

Hier wird vor allem auch deutlich, dass es ein Wechselspiel und ein aufeinander Reagieren gibt zwischen den Selbstbeschreibungen der Frauen und dem, was sie aus ihrer Umwelt erfahren oder was sie vermuten, dass die Umwelt über sie denkt. Viele Äußerungen von Nina (27) deuten darauf hin, dass sie anderen lesbischen Frauen mit ganz ähnlichen Zuschreibungen „eigentlich hässlich, eben uninteressant“ begegnet, wie die Umwelt ihr vermuteter Weise oder tatsächlich gegenübertritt. Es kommt also zur Verinnerlichung von abwertenden Fremdzuschreibungen und äußeren homophoben Verhaltensweisen, welche innerhalb der lesbischen Subkultur unter den Frauen ausagiert werden und dadurch auch deren Selbstbild beeinflussen.

Auffallend ist, dass keine der von mir interviewten Frauen von besonders **positiven Fremdzuschreibungen**, die für sie und ihr weiteres Leben eine Rolle gespielt hätten, berichteten. Nachdem beispielsweise keine der Eltern sofort positiv und akzeptierend reagiert haben, wie im Kapitel IV.2.2. gezeigt wurde, und die Frauen von viel Ablehnung und Kränkung aus ihrem näheren und weiteren Umfeld erzählen, liegt die Vermutung nahe, dass negative Fremdzuschreibungen viel häufiger und massiver vorkommen, so dass eventuell vorhandene positive Fremdzuschreibungen entweder völlig verdeckt sind oder aber als viel weniger relevant wahrgenommen und erinnert werden.

Am umfangreichsten ist die Liste von Äußerungen über **negative und ablehnende Fremdzuschreibungen**. Diese sind in der Regel eingebettet in Situationen, bei denen die Frauen soziale Ablehnung und/oder Diskriminierungen erleben mussten. In der Situation, als beispielsweise Simone (35) ihrer Mutter erzählt, dass sie sich in eine Frau verliebt hat, reagiert die Mutter mit vielen sehr negativen Zuschreibungen. So bezeichnet sie ihre Tochter als „krank“ und „nicht normal“ und drängt sie, zum Psychologen zu gehen, damit das geheilt werden kann.

„[...] dann kamen also auch von meiner Mutter irgendwelche Vorwürfe, ob ich überhaupt mal daran gedacht hätte, was die Verwandten sagen, was die Nachbarn sagen und dann kam dieser ganze Gesellschaftsklischee-Kram bei ihr in den Vordergrund und dann die Beschuldigung, sie hat nichts falsch gemacht bei meiner Erziehung und hin und her und dann ging es eigentlich ziemlich heiß her, dann hatte sich die Situation schon auch so weit bei uns zu Hause zugespitzt, dass meine Mutter also dann auch gesagt hatte, ich möchte ausziehen, sie erträgt das nicht, [...] und dann hat meine Mutter halt gesagt, ich sollte überlegen, ob ich nicht zum Psychologen gehen sollte, weil, das wäre ja nicht normal, so was kann man heilen, das ist krank, und dann bin ich halt ausgezogen.“

Diese massiven Abwertungen scheinen allerdings im Selbstbild von Simone (35) kaum Spuren der Beschädigung des Selbstwertgefühles hinterlassen zu haben, zumindest waren diese im Interview nicht sichtbar. Es ist sehr wahrscheinlich, dass dies in der gleichzeitigen und überaus positiven Reaktion des Stiefvaters und der übrigen Familie begründet ist. Während ihre Mutter Simone (35) beschimpfte und es massive Auseinandersetzungen gab, stärken sowohl der Stiefvater als auch Onkel und Tanten ihr gleichzeitig den Rücken und ermutigen sie darin, ihren Weg zu gehen. Diese Aufwertung und familiäre Unterstützung hat offensichtlich dazu geführt, dass Simone (35) die negativen Fremdzuschreibungen

gen ihrer Mutter gut verarbeiten konnte. In diesem Zusammenhang ist es nicht verwunderlich, dass Simone (35) für sich die Strategie entwickelt hat, sich Auseinandersetzungen zu stellen und darauf zu vertrauen, dass es früher oder später positiv für sie ausgeht. Sie glaubt sogar, dass diese Strategie für alle „Lebenslagen“ und alle Frauen passt:

„Ich bin wirklich fest davon überzeugt, egal wo und wann: Je selbstverständlicher und offensiver man selbst auftritt, umso selbstverständlicher und offener können auch die anderen damit umgehen, dass man auf Frauen steht.“

Allerdings übersieht sie hier, dass nicht alle Frauen auf soviel Unterstützung und Rückendeckung durch ihre Familien aufbauen können.

Auffällig ist, dass es bei den Frauen, deren Lebensverlauf weniger geprägt ist von emanzipatorischen Entwicklungsschritten, eine deutliche, direkte Beziehung zwischen negativen Fremdzuschreibungen und den verwendeten Selbstbeschreibungen gibt. Häufig werden sogar vollständig identische Worte und Sätze gebraucht, wenn die Frauen beispielsweise erzählen, was ihre Mutter ablehnend zu ihnen sagte und mit welchem Selbstbild sie sich heute innerhalb und außerhalb der Szene bewegen. Nicole (21) beispielsweise macht als 15-Jährige eine Diskriminierungserfahrung, bei der ihre Lehrerin sie als „abnormal und krank“ und als eine, die man „früher vergast hätte“, beschimpft. Ihre Eltern schicken sie zur Psychologin, welche Nicole (21) allerdings unterstützt und bestärkt darin, ihre Vorliebe für Frauen zu akzeptieren. Ihre Eltern bestehen später darauf und bitten sie eindringlich, ihre Vorliebe nicht öffentlich zu zeigen und wegen der Nachbarn, nicht „breit zu treten“. Nicole (21) erzählt dazu:

„[...] und habe es dann meinen Eltern erzählt. Ja und die fanden es jetzt weder schlimm noch sonst was, aber es war halt dieses: ‘Was sollen die Leute denken?’ Und so, und: ‘Die Nachbarn?’ Weil ich halt auch in so einem Bauerndorf wohne irgendwo und dann habe ich halt zu meinen Eltern gesagt: ‘Gut, ich muss das nicht daheim breittreten.’ Und das habe ich dann eigentlich meinen Eltern zuliebe gemacht, dass ich da jetzt mehr oder weniger ungeoutet lebe. Also ich selber hätte damit jetzt keine Probleme, weil mir ist das egal. [...] Ja gut, sicherlich wäre es meinen Eltern anders herum lieber gewesen, ja klar, ich meine, du hast halt weniger Probleme in der Gesellschaft.“

Mit dem identischen Wortlaut erzählt Nicole (21) von ihrem Selbstverständnis, dass „man als Lesbe gut daran tut, das nicht so breit zu treten“ und den Leuten das erst dann zu erzählen, wenn sie einen gut kennen. Wenn andere Frauen sich offensiver outen ist das Nicole (21) sehr unangenehm und sie findet dieses „zur Schau stellen völlig unmöglich“, was sie den Frauen dann auch deutlich zeigt und sagt. In diesem Fall findet sich also die negative und abwertende Fremdzuschreibung der Lehrerin und ihrer Eltern direkt und nahezu identisch als Bestandteil ihrer Selbstbeschreibung wieder.

Ähnlich ist es auch bei Alexandra (34). Ihr Selbstbild und die Beschreibung ihres Versuches sich in ihrem Leben einzurichten, sind von ausgeprägten Ambivalenzen gekenn-

zeichnet. Nahezu identisch ambivalent, mit einem hohen Anteil an Ablehnungen, sind die Fremdzuschreibungen der Mutter und Oma von Alexandra (34). Ihre ausgesprochen fortschrittliche Oma hat ihr in ihrer Kindheit beispielsweise immer vermittelt, dass sie als Frau alle Möglichkeiten der Welt hat, sich „ja nicht unterkriegen lassen soll und sich bloß nichts gefallen lassen soll“. Als Alexandra (34) allerdings erzählt, dass sie sich in eine Frau verliebt hat, wird sie, für sie völlig überraschend, vor allem von ihrer Oma beschimpft und abgelehnt.

„[...] sie ist heilfroh, dass ich mit dem Thema weiter bin, dass ich 700 Kilometer weiter wohne und hat immer noch Angst, dass es irgend jemand mitbekommen könnte, dass die Reaktion meiner Oma, also wirklich Null Verständnis, nach dem Motto: ‘Wenn du mit Männern eben nicht kannst, dann bleibst du halt alleine und fertig!’ aber sonst, ja, ‘einfach krank’, denkt sie. [...] Und meine Mutter, [...] letztlich versteht sie das dann doch nicht, da kommen so Sachen durch, wie auch letztes zu Weihnachten, wo sie meinte: ‘Na ja, du bist ja eigentlich ein Außenseiter der Gesellschaft.’“

Bis heute schwankt Alexandra (34) in ihrem Selbstverständnis zwischen „ich kann alles“ und einem „um Gottes Willen, ich mache mir ja selbst was vor“. Auch die Zuschreibung ihrer Mutter, „eine Außenseiterin der Gesellschaft zu sein“, ist in ihrem Selbstverständnis sehr virulent, denn vor allem in ihrem Kontakt zur lesbischen Szene wehrt sich Alexandra vehement dagegen, sich nur in der Szene zu bewegen, weil sie sich sonst ja selbst, wie ihre Mutter sagte, zu einer Außenseiterin der Gesellschaft macht. Auch bei Christina (30) gibt es Parallelen zwischen der Reaktion ihrer Eltern und den darin enthaltenen negativen Fremdzuschreibungen und ihrem jetzigen Selbstverständnis. Vor allem ihre Mutter versuchte die ersten Jahre Christina davon abzubringen, mit Frauen zu leben.

„[...] und hat dauernd versucht, mich davon abzubringen und dann auch konkret gesagt hat: ‘Überleg es dir anders, du hast einen ganz anderen gesellschaftlichen Stand, du wirst es irgendwann mal viel schwieriger haben und mit Frauen, das ist doch nix.’ Sie hat sich eigentlich am Anfang sehr tolerant gegeben und dann aber eigentlich ihre wahren Gefühle raus gelassen, die eigentlich ablehnend waren.“

Vor allem in ihren Bemühungen, es KollegInnen oder Personen zu sagen, die sie nicht so gut kennt, tut sich Christina (30) bis heute schwer, weil sie befürchtet, dass sie abgelehnt wird, auch wenn es nicht direkt und offen gesagt wird. In ihrem Selbstverständnis geht sie vor allem davon aus, dass sie es, ganz wie ihre Mutter „prophezeite“, doch in einigen Fällen sehr viel „schwerer“ haben wird als lesbische Frau, als andere Menschen.

Natürlich haben bei weitem nicht nur einzelne Fremdzuschreibungen prägenden Einfluss auf die Entstehung und Aufrechterhaltung eines hinlänglich kongruenten Selbstbildes. Ebenso beeinflussend sind, wie bereits gezeigt werden konnte, Reaktionen aus dem näheren sozialen Netzwerk, bestehend aus Freunden, Bekannten und KollegInnen, dem weiteren sozialen Umfeld und natürlich der Zugang zu materiellen und kulturellen Ressourcen. Die auffälligen Ähnlichkeiten mancher Selbstbilder und Fremdzuschreibungen lassen

dennoch den Schluss zu, dass vor allem negative Fremdzuschreibungen von sehr nahe stehenden und besonders relevanten Bezugspersonen einen hohen Einfluss auf die Konstruktion des Selbstbildes haben und nicht ohne weiteres aufgewogen werden können.

VI.5. Der Umgang mit Veränderungen in der gesellschaftlichen Akzeptanz von Lesben

Die älteste hier interviewte Gesprächspartnerin, die die Entwicklungen der letzten 20 Jahre mitverfolgt hat, ist überzeugt, dass sich die Akzeptanz gleichgeschlechtlicher Lebensweisen und das alltägliche Leben von lesbischen Frauen deutlich verbessert haben.

„Das glaube ich schon, weil früher, man darf ja wirklich auch nicht vergessen, wie schlimm es noch vor 20 Jahren war. Früher war es ja zum Beispiel so, dass die Leute gesagt haben: ‘Oh, das ist so ein Mannweib!’ Oder auch: ‘Die kriegt keinen ab!’ Aber jetzt, dadurch, dass viele an die Öffentlichkeit gehen, wie beispielsweise auch die Maren Kroymann, die ja ein recht feminines Äußeres hat, da hat sich dieses Bild doch noch mal gewandelt. Es gibt Gott sei Dank sehr vielfältige Lesben, so dass da nicht mehr ein Prototyp heraus gestellt wird. Also ich kann mir vorstellen, dass sich das auch noch mehr positiv ändert mit der Zeit und dass da auch schon sehr viel geschehen ist. [...] Jüngere Lesben habe es ja wesentlich einfacher als wir in den siebziger Jahren. Wir mussten uns wirklich noch rein schleichen in die Lokale und schauen: ‘Hoffentlich sieht uns nicht der Arbeitskollege!’ Das wäre eine Katastrophe gewesen damals. Die Auswahl ist viel größer, es zeigen sich mehr und es bekennen sich mehr dazu. Es ist einfacher geworden.“

Auch Christina (30) ist, wie die meisten Frauen der Ansicht, dass eine deutliche Entwicklung stattgefunden hat. Sie formuliert aber gleichzeitig ihre Ansicht, dass noch einige wesentliche Dinge fehlen.

„Ich würde schon sagen, da hat eine Entwicklung stattgefunden, dass jetzt auch Lesben selbstbewusster leben oder dass das Thema ja auch in den Medien regelrecht verwurstet wurde, teilweise. Da ist es jetzt schon, also es wird lockerer für Frauen, lesbisch zu leben. Aber ich denke mir schon, dass es natürlich einen großen Teil der Bevölkerung gibt, die dem ablehnend gegenüber stehen und insofern würde ich sagen, die Stellung ist lange noch nicht so, wie sie in meinen Augen sein sollte. Ich fände es schon toll, wenn es einfach im Grunde genommen, vergleichbar mit einer Hetero-Beziehung von der Akzeptanz in der Gesamtbevölkerung wäre.“

Viele Frauen erzählen auch, dass sie den Eindruck haben, dass die Verbesserung des gesellschaftlichen Klimas dazu führt, dass vor allem jüngere Frauen ganz unkompliziert mit ihrem Lesbischsein umgehen können, weil das ganze homosexuelle Leben gesellschaftsfähiger geworden ist. So sagt Simone (35):

„Ich denke, dass auch gerade die jüngere Generation jetzt, also ich sage jetzt einfach mal, so alles zwischen Anfang bis Ende 20, dass die das wesentlich gelassener und viel selbstverständlicher nehmen, als Frauen, auch teilweise gerade auf dem Land, als Frauen in meinem Alter oder die noch älter

sind, die eben einfach die ganze Ablehnung und diese Gesellschaftsprobleme auch irgendwo immer noch drin haben und die auch irgendwo diesen Sprung, glaube ich, bis heute auch noch nicht geschafft haben. Und ich denke auch, dass jüngere Frauen das heutzutage eben auch ganz anders sehen, weil die homosexuelle Szene oder das ganze Leben insgesamt gesellschaftsfähiger geworden ist, dass es auch immer weniger Leute eigentlich gibt, die das total ablehnen oder dass die es auch für immer selbstverständlicher ansehen, was ich vorhin schon gesagt habe: Je selbstverständlicher jeder damit umgeht, um so selbstverständlicher wird es halt auch für die Gesellschaft.“

In diesen Erzählungen ist vor allem bei älteren Frauen eine große Traurigkeit zu spüren, selber nicht unter einfacheren Bedingungen aufgewachsen zu sein. So sagt Angelika auch:

„Uns Älteren steckt es doch in den Knochen, dass streift man doch nicht so einfach ab und wenn ich daran denke, wie verbaut es für mich war, das ist für jüngere schon viel einfacher.“

Einige Frauen sind so wie Alexandra (34) allerdings auch der Überzeugung, dass sich die Akzeptanz von Lesben in der Gesellschaft zwar verbessert hat, dass es im täglichen Leben aber noch nicht so sehr zu spüren ist.

„Ein bisschen schon. Ich glaube im Zuge von Aids, dass Homosexualität eher thematisiert wird, dass es nicht mehr als, ja, ich glaube dass es nicht mehr nur als krank angesehen wird, sondern dass es als eher seltener zwar, aber nicht mehr ganz als so unnormale und krank angeschaut wird, so im großen und ganzen. Zwar jetzt nicht so deutlich spürbar, dass man jetzt sagt, im täglichen Leben ist es jetzt schon total zu spüren, das würde ich jetzt nicht sagen, aber ich glaube im großen und ganzen, also ich habe mir das wieder beim CSD gedacht, weil da ganz viele Leute waren, die kamen eben gerade vom Einkaufen und da hat man auch sehr viel, ich würde mal sagen, jetzt nicht gleich Akzeptanz, aber zumindest Toleranz, hat man da schon gespürt. Ja, ich denke, es hat sich schon ein bisschen was getan.“

Dass gerade das Ringen um ein „balanciertes und normales Leben“ sie anfällig und empfindlich macht, nimmt Alexandra (34) auch in jüngerer Zeit wahr. Sie sagt, dass sie auch in den letzten Jahren manchmal das Gefühl hatte, dass sie sich nirgendwo so richtig zugehörig fühlt, was sie, wie sie sagt, sehr verletzlich macht.

„Tja, sehr unterschiedlich. Also wenn es mir gut geht, dann sage ich einfach: 'Mir gehört die Welt, ich kann alles.' Also dann empfinde ich fast so eine Leichtigkeit, dann kann ich sagen, 'das brauche ich alles nicht', da kann ich dann sagen: 'Um Gottes Willen, so ein Leben führen müssen, nein danke!' Da kann ich das sehr positiv sehen und sagen: 'Toll, dass du so frei bist und für dich auch so viel entwickeln darfst und das alles nicht brauchst.' Also da finde ich das ganz locker und easy. Da bin ich dann so richtig euphorisch fast. Aber ich habe auch wahnsinnig tiefe Löcher und dann habe ich das Gefühl: 'Oh Gott, wer bist du? Du hast eigentlich nur zwei Seiten. Wer bist du denn wirklich?' Ich hatte das letztens mal ganz arg gehabt, das war wirklich furchtbar. Da bin ich, das war wirklich nur eine simple Situation, also jetzt noch nicht mal mit einer Frau, sondern mit einem Freund von mir, dem ich dann eigentlich so von hinten rum eins reinwürgen wollte, weil ich nicht fähig war, im direkt zu sagen, dass ich auf ihn wütend bin, weil er so einen Mist erzählt. Das habe ich dann wirklich so ganz von hinten rum, auf die ironische Art gemacht ohne direkt zu sagen, dass er da auch mein Leben verurteilt und dann komme ich nach Hause und dann ist mir das so klar

geworden, dass ich nicht klar und offen auch gekämpft habe und dann bin ich so in ein Loch gefallen und habe gedacht: 'Von wegen, ich brauche das doch gar nicht. Was bildest du dir eigentlich selber ein? Was ist eigentlich noch Wahrheit, was ist Lüge? Du lügst dir ja ständig was in die Tasche!' Und da habe ich mich dann so reingesteigert und dann kommt das zum Tragen, dass ich denke: 'Ich weiß gar nicht, wer ich eigentlich bin. Dann denke ich, irgendwann mal kriege ich das alles nicht mehr auf die Reihe und irgendwann mal werde ich wahrscheinlich auch mal da Richtung H. (A.d.V.: Name einer nahen Psychiatrischen Klinik) marschieren, damit mir mal einer Tabletten gibt und ich mal so eine Ruhe habe und mich erholen und wieder aufbauen kann. Das ist so, wenn ich ganz tief unten bin und merke, wie anstrengend es auch für mich ist, mit allem zurecht zu kommen, dann ist das ganz furchtbar.'

Hier wird eine enorme Zerreißprobe und ein Spagat in ihrem Alltagsleben deutlich, zwischen inneren und äußeren Ablehnungen und Ansprüchen, die Alexandra (34) mit großer Kraftanstrengung zu managen versucht. Die vorhandene Beschädigung ihres Selbstwertgefühles, die fehlende Unterstützung durch ihre Familie und ihr ambivalentes und instabiles Verhältnis zur lesbischen Szene führen dazu, dass die Bewältigung alltäglicher Anforderungen für sie zu einem riskanten Unterfangen wird.

Einige Frauen schätzen die positiven Entwicklungen als einen „Tropfen auf dem heißen Stein“ ein. Manuela (28) ist beispielsweise der Ansicht, dass sich zwar „viele verbessert“ hat, dass es aber scheinbar immer noch außergewöhnlich ist, wenn sich zwei Frauen auf der Straße küssen. Anders ist es für sie nicht zu erklären, dass viele Passanten „einem so hinterher glotzen und einen anstarren, als käme man vom Mond.“

„Mich nervt es dann einfach, wenn sich alle zwei Minuten wer umdreht, oder dieses typische: Einer sieht es und zehn andere Leute sitzen neben dem und drehen sich nacheinander um und tuscheln. Ich meine, ich finde es lachhaft, aber manchmal, da bringt es mich innerlich unheimlich auf die Palme. Ich glaube schon, die meisten Leute haben damit Probleme, würde ich jetzt sagen, wenn sie es vielleicht auch nicht zeigen und dann entsteht das eben auch. Trotz allem, ich finde, man sieht es einfach zu wenig in der Öffentlichkeit, also von den Pärchen her. Ich finde, ja, wir haben auch so Bekannte, die sitzen im Szenelokal knutschend und schmusend und wir gehen dann vor die Tür und da meinst du, das wären höchstens Nachbarn oder so. Das kann ich persönlich dann auch nicht nachvollziehen, aber ich denke mal, die Leute sehen einfach zu wenige und wenn man dann mal welche sieht, dann wird eben so auffällig geglotzt. Ich glaube, die Leute sehen wirklich zu wenige davon, wenn wesentlich mehr sich trauen würden, dann wäre das schon längst nicht mehr so was Außergewöhnliches, wo man hinschauen müsste.“

Trotz dieser Einschränkungen sehen die Frauen die Entwicklung positiv. Keine der interviewten Frauen gab an, das sie der Überzeugung sei, das gesellschaftliche Klima und die Akzeptanz lesbischer Lebensweisen hätte sich nicht oder etwa negativ verändert.

Gleichzeitig wird in vielen Beschreibungen deutlich, wie groß die Gefahr ist, dass diffuse Ängste und Befürchtungen vor weiteren Ablehnungen verhindern, dass die Frauen neuere, positive Erfahrungen machen und ihre persönliche Bilanz aus kumulierten Anerkennungs- und Ablehnungserfahrungen sich zum positiven hin verändert. Daraus folgt auch, dass jüngste Entwicklungen der Liberalisierung z.B. in Form einer größeren Medien-

präsenz oder Verbesserungen der rechtlichen Gleichbehandlung besonders von den Frauen mit beschädigtem Selbstwertgefühl nur sehr verlangsamt und zeitverzögert wahrgenommen werden. Die Vermeidungsstrategien verhindern einfach, dass die Frauen konkret Erfahrungen sozialer Anerkennung machen können. In diesen Fällen bleiben neuere Entwicklungen der Liberalisierung zwangsläufig theoretisch und abstrakt und werden in der alltäglichen Lebensgestaltung von den Frauen/Lesben kaum als relevant wahrgenommen.

VI.6. Zusammenfassung

Die Erlebnisse sozialer Anerkennung oder Ablehnung und die dabei vorkommenden Fremdzuschreibungen haben einen großen Einfluss auf das Selbstverständnis der Frauen und die von ihnen entwickelten Handlungsstrategien. Dies insbesondere dann, wenn Anerkennung oder Ablehnung von wichtigen und nahe stehenden Bezugspersonen wie den Eltern oder der besten Freundin erfolgt. Ganz häufig werden sehr positiven Erfahrungen in direktem Zusammenhang mit einer schlimmen Auseinandersetzung erzählt. Manchmal entsteht sogar der Eindruck, dass eine positive Erfahrung immer wieder erzählt wird, weil sie viele kleine und große Kränkungen und Ablehnungen „ausgleichen“ muss. Mit Hilfe der Wiederholung können sich die Frauen erzählend vergewissern, dass es „nicht nur“ Ablehnung und Diskriminierungen gibt. Eine Vergewisserung die offenbar notwendig ist, denn insgesamt überwiegen die negativen Erlebnisse in den Interviews deutlich. Es gibt einen ausgeprägten Zusammenhang zwischen den Erfahrungen, bei denen sich frauenliebende Frauen sozial anerkannt fühlen und so auch ein positives Selbstverständnis aufbauen können bzw. den Erlebnissen sozialer Ablehnung, Kränkung, und Diskriminierung, die dazu führen, dass die Frauen verunsichert und an sich zweifelnd, viele Kraftanstrengungen unternehmen müssen, um diese negativen Erfahrungen zu verarbeiten. In der Regel gelingt es diesen Frauen weniger gut, sich ein unterstützendes Netzwerk aufzubauen und ein positives Selbstbild zu konstruieren und aufrecht zu erhalten.

Neben den besonders schwierigen Ablehnungen aus dem nahen Umfeld wird von den Frauen auch immer wieder von problematischen Situationen im Berufsfeld oder im weiteren sozialen Umfeld berichtet. Insbesondere für die Eindrücke und Vermutungen dazu, was die „Leute auf der Straße“ denken, sind die öffentliche Berichterstattung in den Medien und die fehlende rechtliche Gleichstellung von entscheidender Bedeutung. Diese Orientierung ist für die Frauen insofern wichtig, als dass sie anhand dieser Informationen einschätzen, wie offen sie sich im öffentlichen Raum bewegen und welche Strategien zur Verringerung des Ablehnungsrisikos sie verwenden. Die fehlende rechtliche Anerkennung wirkt sich insofern besonders nachteilig aus, weil die Frauen davon ausgehen, dass, wenn es nicht mal eine rechtliche Gleichbehandlung gibt, sie dies von „den Leuten auf der Straße“ auch nicht erwarten können. Dies führt dazu, dass viele der

interviewten Frauen zu einer sehr selektiv ausgewählten Offenheit im öffentlichen Leben tendieren und sich weniger Sichtbarkeit trauen und zumuten als sie sich wünschen.

Die zu Beginn dieses Kapitels von A. Honneth aufgeführten Anerkennungsdimensionen finden sich alle drei mit den entsprechenden Auswirkungen in den Lebensgeschichten der Frauen wieder. Sowohl die besondere Rolle relevanter Bezugspersonen als auch die Auswirkungen rechtlicher Anerkennung und in Bezug auf die Wertgemeinschaft konnte anhand der Interviews belegt werden. Die Verquickung und Kumulation von Beeinträchtigungen aller drei Anerkennungsformen, wie sie in den postmodernen Lebensbedingungen lesbischer Frauen präsent ist, führt schließlich dazu, dass das Ringen um Anerkennung relevanter Anderer für FrauenLesben zu einem riskanten Unterfangen wird.

Beim Vergleich der Erzählungen während des Coming out und Becoming out der Frauen entstand insgesamt folgender Eindruck zu Risiken, welche die Beschädigung von Selbstwert und Selbstkonzept nach sich ziehen:

- ⇒ Dort wo die ersten Erlebnisse (Buchungen) und Reaktionen positiv ausfallen und ein positive, erstes Selbstbild entsteht, fällt es den Frauen leichter, Kontakt zu anderen FrauenLesben aufzubauen, sich Unterstützung zu organisieren. Die positiv anwachsende Bilanz ermöglicht es den Frauen, sich offener im öffentlichen Raum zu bewegen und auch bei Vorbehalten trotzdem einiges auszuprobieren und zu testen. Negative Erfahrungen können leichter verarbeitet werden, weil die Frauen auf genügend viele positive Erlebnisse und freundschaftliche Unterstützung zurückgreifen können.
- ⇒ Ist der Anfang dagegen sehr schwierig, gibt es einige besonders kränkende Fremd-attributionen von wichtigen Bezugspersonen entsteht oftmals ein brüchiges und teilweise negatives Selbstbild. Fällt im späteren Verlauf die Bilanz insgesamt negativ aus, ziehen sich die Frauen oftmals zurück, verhalten sich anderen FrauenLesben gegenüber aufgrund verinnerlichter Homophobien ablehnend, was ihnen freundschaftliche Unterstützung versagt, und sind besonders im Berufsfeld und im öffentlichen Raum sehr vorsichtig, meist ungeoutet und unsichtbar, verleugnen ihr Lesbischsein und unterstellen Menschen ihrer heterosexuellen Umwelt die größten Vorurteile und Ressentiments, was sie zu noch mehr Rückzug veranlasst.

Die kumulierten Effekte beeinträchtigter Anerkennung durch wichtige Bezugspersonen und die gleichzeitig einwirkenden beschädigenden Effekte aufgrund von Ablehnungs-, Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen „bezahlen“ die Frauen nicht selten mit einer deutlichen Beschädigung ihres Selbstwertgefühles und ihrer Selbstanerkennung.

Für einzelne Frauen, die bereits über mehrere Gefährdungsrisiken im oben genannten Sinne verfügen ist es sehr schwer und zuweilen kaum möglich sich ohne äußere Hilfe und Unterstützung aus diesen Kreisläufen zu befreien. Vor allem diese Frauen sind auf nachhaltige Positive Reaktionen von ihrem näheren und weiteren Umfeld, von anderen lesbischen Frauen, deren achtsamer Umgang miteinander von großer Bedeutung ist, ebenso wie von schwulen Bekannten und Freunden, deren Bewältigungsstrategien möglicherweise adaptierbar sind sowie von „unbekannten Menschen auf der Straße“, deren positiver Umgang mit Respekt und Toleranz den Frauen Selbstachtung zurückgeben kann, angewiesen.

VII. „Bin ich denn wirklich anders ...?“ – Wie sich FrauenLesben in ihrem Leben einrichten

Mit Hilfe der Ausführungen der vorliegenden Arbeit wurde betrachtet, wie es FrauenLesben gelingt, ihr Selbst- und Lebenskonzept im postmodernen Spannungsfeld zwischen Individuum, Subkultur und Gesellschaft zu verwirklichen.

Dazu wurden anhand empirischer Befunde folgende Fragen beantwortet:

- (1) Wie gestalten und verwirklichen FrauenLesben ihr Selbst- und Lebenskonzept unter den heutigen, postmodernen Lebensbedingungen?
- (2) Wie gestalten sie die Prozesse ihres Coming out bzw. ihres Becoming out und die Aneignung eines positiven lesbischen Selbstwertgefühls? In welcher Weise erfahren sie dabei Unterstützung, Ermutigung und Ermächtigung zu einer Lebensgestaltung jenseits des heterosexuellen Konzepts, und inwiefern wird die lesbische Subkultur als Unterstützung dabei erlebt?
- (3) Wie zeigen sich Handlungsbeschränkungen und Grenzen der Gestaltungsmöglichkeiten „eigenen“ Lebens in den Biographien von FrauenLesben? Welche Auswirkungen haben Erlebnisse und Erfahrungen sozialer Anerkennung und Ablehnung auf die Gestaltung der Selbst- und Lebenskonzepte?

Zu (1) – Wie gestalten und verwirklichen FrauenLesben ihr Selbst- und Lebenskonzept unter den heutigen, postmodernen Lebensbedingungen?

Mit Hilfe eines Überblickes über aktuelle Forschungsarbeiten zur Identitätskonstruktion unter postmodernen Lebensbedingungen konnte die Situation lesbischer Frauen in ihrem postmodernen Umfeld beschrieben werden. Dabei wurde als Fazit beim bisherigen Stand der Forschung folgendes Verständnis von lesbischer Identität skizziert:

Die Entwicklung eines Selbstkonzeptes und die Möglichkeit der individuellen Lebensgestaltung sind für frauenliebende Frauen in entscheidendem Maß von der Dominanz heterosexueller Lebenskonzepte geprägt. Die Entscheidungs- und Gestaltungsfreiheit über Lebensform und Lebensweisen sind eng verzahnt und verwoben mit den begrenzenden Wirkungen heterosexueller Normierung. Die Angst vor sozialer Ausgrenzung und Stigmatisierung erschwert die Identifikation mit einem kollektiv geprägten „lesbischen Zeichen“ und die individuelle Konstruktion eines lesbischen Lebenskonzeptes.

In diesem Zusammenhang ist davon auszugehen, dass insbesondere konkrete Erfahrungen sozialer Anerkennung und Ablehnung deutliche Auswirkungen auf die Selbstwahrnehmung und die Wahrnehmung von individuellen Handlungsspielräumen haben. Wenn durch Stigmatisierung und Marginalisierung lesbischer Lebensweisen subjektive Handlungsspielräume eingeschränkt oder fragmentiert werden in teils anerkennende und teils ablehnende Räume sowohl innerhalb als auch außerhalb der lesbischen Szene, so hinterlässt dies Spuren in den Selbstbeschreibungen und Handlungsspielräumen der Frauen. Aus diesen Überlegungen ergibt sich unter postmodernen Lebensbedingungen zwangsläufig eine besondere Rolle der subkulturellen Szene in Bezug auf die Funktion der sozialen Anerkennung durch relevante Andere.

Zu (2) – Wie gestalten lesbische Frauen die Prozesse ihres Coming out bzw. ihres Becoming out und die Aneignung eines positiven lesbischen Selbstwertgefühls? In welcher Weise erfahren sie dabei Unterstützung, Ermutigung und Ermächtigung zu einer Lebensgestaltung jenseits des heterosexuellen Konzepts und inwiefern wird die lesbische Subkultur als Unterstützung dabei erlebt?

Vor und während des Coming out

Anhand der Lebensgeschichten der Interviewpartnerinnen wird deutlich, dass es zahlreiche Unterschiede, aber auch einige übergreifende Elemente und Übereinstimmungen in den Erlebnissen vor und während des Coming out der Frauen gibt.

- Erste Phase der Wahrnehmung – „irgendwas ist anders“: Die Versuche, sich Klarheit zu verschaffen und sich mit sich selbst auszukennen, verlaufen denkbar unterschiedlich, je nach dem, welche inneren und äußeren Ressourcen den Frauen zur Verfügung stehen. Die Bandbreite reicht hier von: „ganz für sich alleine beobachten was kommt“, über „recherchieren und Informationen sammeln“, bis „zum Kontakt suchen, um im Kontakt herauszufinden, woran man mit sich ist“. In dieser Phase zeichnet sich ein tendenzieller Unterschied zwischen den jüngeren und älteren Interviewpartnerinnen ab. Während die ersten Wahrnehmungen der Älteren sehr häufig unmittelbar mit Ängsten und Bedenken verbunden waren, berichten die Jüngeren davon, dass sie sich anfangs keine Gedanken und Sorgen gemacht hätten. Bei den jüngeren Frauen setzen die Ängste erst mit der Frage ein, welche Freunde und Familienangehörige in welcher Art und Weise informiert und wie wohl die Reaktionen sein werden.

- Die sprachlichen Formen der Selbstetikettierung, welche in den Erzählungen dieses Zeitabschnittes verwendet werden, finden nahezu ausschließlich in der aktiven Verlaufsform (z.B. „ich interessiere mich für Frauen“, „ich stehe auf Frauen“) statt. Während bei den älteren FrauenLesben häufiger eine Bezugnahme zur Heterosexualität (z.B. „Ich interessierte mich nicht für Männer.“ oder „Ich konnte mit Männern nicht so“) vorkommen, grenzen sich jüngere Frauen nicht im negativen Sinne (nicht heterosexuell) ab, sondern benennen primär ihr Interesse an Frauen.
- Phase der Entscheidung, welche Personen involviert werden. Bei manchen wurden nur enge Freunde eingeweiht, bei manchen Freunde und Eltern und manche, vor allem die älteren Frauen, entschieden sich dafür, vorerst niemandem davon zu erzählen. Dieses erste Einrichten in ihrer Lebensweise wird von den FrauenLesben als außerordentliche Kraftanstrengung empfunden, denn ausnahmslos alle Frauen erzählen, unabhängig von ihrem Alter, entweder von innerlichen Kämpfen oder von Auseinandersetzungen mit Eltern und in dessen Folge von einer massiven Verschlechterung der Beziehungen. Keine meiner Interviewpartnerinnen erzählte davon, dass ihr Verhältnis zu den Eltern während ihres Coming out gleich geblieben wäre. Es hat sich immer deutlich verschlechtert.
- Einfluss von Szeneangeboten auf Selbsterkundung und Selbstvergewisserung. Frauen, die auf ein breites Szeneangebot zurückgreifen konnten, beschreiben, wie wichtig es ihnen war, andere Frauen beobachten und sich einen Kreis von Bekannten aufbauen zu können und einige oder viele Kontakte zu haben. Ganz oft beginnt die Entwicklung einer Gewissheit über die eigene Vorliebe für Frauen erst dann, wenn aufgrund des Wechsels in eine Großstadt der Zugang zur Szene und damit ein Erkunden und Explorieren überhaupt möglich war.

Abgeleitete Definition zum Begriff „Coming out“: Ganz allgemein kann Coming out als die Phase im Leben eines Menschen, bezeichnet werden, in der

- ⇒ die Vorliebe für die eigene sexuelle Orientierung erahnt wird,
- ⇒ in der die Menschen ihre sexuelle Orientierung in ganz unterschiedlicher Art und Intensität explorieren,
- ⇒ dieser erahnten sexuellen Orientierung schließlich ein (vorläufiger) Name gegeben wird, d.h. eine erste Selbstetikettierung und Zuschreibung im Sinne „ich interessiere mich für XY“ stattfindet, unabhängig davon, ob es sich dabei um ein heterosexuelles oder bisexuelles, lesbisches oder schwules, transsexuelles oder anderssexuelles Interesse handelt und auch unabhängig unter Zuhilfenahme welcher Ressourcen dies geschieht,
- ⇒ und sich im Austausch mit ihrer näheren und weiteren Umwelt mit ihrer sexuellen Orientierung ihnen nahe stehenden Personen zu erkennen geben und beginnen, sich in der momentan präferierten Lebensweise einzurichten.

- Der Verlauf des Coming out ist insofern unterschiedlich, je nach dem, auf wie viel Unterstützung, soziale Anerkennung oder Ablehnung die Frauen in ihrer näheren und weiteren Umwelt treffen. Während jungen Menschen das Bekenntnis zu ihrer heterosexuellen Orientierung relativ leicht fällt – insofern postmoderne Lebensbedingungen überhaupt als leicht bezeichnet werden können –, weil sie der mehrheitlichen und unhinterfragten Vorannahme entspricht, ist ein Bekenntnis in Abweichung zur heterosexuellen Vorannahme ein immer noch schwieriges Unterfangen. An dieser Stelle lässt sich dazu auch festhalten: Solange es einen Unterschied macht, zu welcher Orientierung Jugendliche sich (vorläufigen oder dauerhafteren) in ihrem Coming out bekennen, solange muss davon ausgegangen werden, dass unterschiedliche Lebensformen nicht gleichwertig nebeneinander existieren und dass es fehlende soziale Anerkennungs- und Achtungsformen gibt.
- Die Ergebnisse dieser Stichprobe legen insgesamt den Eindruck nahe, dass die Zeit des ersten Erkennens eines Interesses für Frauen heute weniger angstbesetzt ist als früher, dass es einen besseren und leichteren Zugang zu Informationen und auch direkten Vorbildern gibt und dass ein Interesse für Frauen durch zahlreiche Kontaktmöglichkeiten sehr viel früher als mögliche alternative Lebensform exploriert werden kann. Die Reaktionen von Freunden sind deutlich weniger ablehnend als die der Familie. Allerdings unterscheiden sich die Geschichten der Ablehnung und krisenhafter Auseinandersetzungen mit Eltern und Familienangehörigen kaum von früheren. Sie sind nach wie vor geprägt von Ablehnung, Kränkung, Ignoranz sowie elterlichen Ängsten und Befürchtungen.

Während des Becoming out

- Nach dem Coming out schließt sich eine lebenslang andauernde Phase des Becoming out an. Hier gestalten die Frauen im Austausch mit ihrer näheren und weiteren Umwelt ihr Selbst- und Lebenskonzept. Dazu gehört das eigene Netzwerk, das wechselnde Verhältnis zur Szene, persönliche Entwicklungsschritte und die Anpassung des Selbstkonzeptes an sich wandelnde persönliche Bedürfnisse oder sich ändernde gesellschaftliche und rechtliche Rahmenbedingungen etc. Es konnte gezeigt werden, dass sich viele Standpunkte, Ideen und Verhaltensweisen im fortschreitenden Lebensverlauf weiterentwickeln und verändern und dass die Frauen sich ganz häufig deutlich gegenüber Erwartungen Dritter emanzipieren.
- Freundeskreis und amicales Netzwerk: Eine zentrale Ressource sehen die Frauen in einem stabilen Freundeskreis, in dem sich ausschließlich Menschen befinden, die ihre Lebensweise akzeptieren und unterstützen. Dabei gibt es sowohl sehr frauenorientierte Netzwerke, als auch rein lesbisch-schwule oder bunt gemischte. Im Lebensverlauf scheint es allerdings eine Tendenz zu mehr heterogenen Freundeskreisen zu geben, während am Anfang oftmals das Knüpfen überwiegend lesbischer

Kontakte forciert wird. Frauen, die insgesamt wenige lesbische Kontakte haben, sich auch selten in der Szene aufhalten, beschreiben einen Mangel an Austausch und an Möglichkeiten, auch potentielle Partnerinnen kennen zu lernen. Bei diesen Frauen finden sich deutlich mehr Anzeigen verinnerlichter Lesbenfeindlichkeit als bei den Frauen mit Kontakten zu andren Frauen/Lesben. Dies vor allem, wenn mit fortschreitendem Alter die Szenekneipen als Kontaktforum nicht mehr adäquat erscheinen.

- Verhältnis zu den Eltern: Dort, wo die Eltern und Familienangehörigen nach Monaten und/oder Jahren der Auseinandersetzung und Distanzierung langsam die Lebensweise ihrer Töchter akzeptieren und sich die Beziehung verbessert, sind die Frauen sehr froh und erleichtert. Doch nur wenigen Eltern gelingt dies. Einige der Eltern tolerieren zwar später das Lesbischsein ihrer Tochter, drängen allerdings teilweise sehr vehement darauf, dass die Tochter nicht offen lebt und Nachbarn und Familienangehörige nichts mitbekommen. Dieser Aufforderung zum Verstecken kommen die Frauen entweder nach oder aber sie distanzieren sich und brechen den Kontakt zu den Eltern (erneut) ab. Beides führt bei den Frauen zu nachhaltigen Beeinträchtigungen und Belastungen, welche sich als Verunsicherungen auch im Umgang mit z.B. KollegInnen im Beruf niederschlägt.
- Auseinandersetzung mit der Situation am Arbeitsplatz: Hier gibt es eindeutig die größten Ausgrenzungs- und Diskriminierungsängste. Oft werden Beruf und Arbeitsplatz gezielt danach ausgewählt, dass dort eine homo-freundliche Atmosphäre herrscht. Die meisten Frauen dieser Stichprobe agieren allerdings am Arbeitsplatz nur sehr selektiv offen oder aber sie sind gänzlich ungeoutet. Dabei verfolgen die Frauen entweder die Strategie, dass sie über längere Zeit stabile Beziehungen zu KollegInnen aufbauen und sich dann, Jahre später, wenn die Gelegenheit günstig ist, outen oder aber sie tun alles, damit sie an ihrem Arbeitsplatz unerkant leben können. Bei Arbeitgebern wie z.B. der Kirche befürchten einige Frauen nicht nur Sanktionen und Benachteiligungen, sondern rechnen sogar mit Kündigung, was sie zum inszenieren eines Doppellebens veranlasst. Hier sind diese Strategien mit großen Kraftanstrengungen, Beeinträchtigungen und der permanenten Angst, entdeckt zu werden, verbunden.
- Die Nutzung lesbischer oder lesbisch-schwuler Szeneangebote: Stehen zu Beginn die Orientierung, der Austausch und das Kennen lernen potentieller Partnerinnen eindeutig im Vordergrund, werden später Angebote nur noch selektiv und i.d.R. weniger oft genutzt. Dabei formulieren die Frauen übereinstimmend, dass ihnen die Möglichkeit, jederzeit in die Szene gehen zu können, sehr wichtig ist, auch wenn sie davon nur selten Gebrauch machen. Nichts desto trotz erzählen nahezu alle Frauen von ihrem ambivalenten Verhältnis zur Szene. Oft beschreiben sie selbst Toleranz einfordernd, Teile der Szene ablehnend oder abwertend und sprechen im Interview über anderen lesbischen Frauen teilweise sehr intolerant und wenig wertschätzend. Das ausgeprägt ambivalente Verhältnis der Frauen untereinander und

innerhalb der Szene kann einerseits als Hinweis auf verinnerlichte Lesbenfeindlichkeit gedeutet werden und andererseits als Hinweis auf Phänomene der Verlagerung von Ausgrenzungs- und Ablehnungserfahrungen durch die heterosexuelle Umwelt, welche innerhalb der Subkultur in den „eigenen Reihen“ ausagiert wird, anstatt, dass sich die Frauen untereinander solidarisieren.

- Abgeleitete Definition zum Begriff „Becoming out“: Anhand dieser empirischen Befunde konnte die Ausgangshypothese bestätigt werden, dass die Prozesse des Coming out deutlich unterschieden werden können von denen des Becoming out. Die Differenzen bestehen in den Ausgangspunkten und Zielsetzungen sowie in der unterschiedlichen Bedeutung von Anerkennung oder Ablehnung durch das familiäre, amicale und subkulturelle Netzwerk.

1. **Ziel des Coming out** ist die erstmalige Klärung und Exploration der eigenen Interessen sowie ein erstes Bekenntnis zu einer sexuellen Orientierung. Ausgangspunkt sind erste Selbstwahrnehmungen zu den eigenen potentiellen Vorlieben, welche im weiteren Verlauf erkundet und exploriert werden und schließlich zu einem Selbst- und Fremdbekenntnis führen, unabhängig davon, welche Form der Selbstetikettierung verwendet wird.
2. Dagegen ist das **Ziel des Becoming out** ein persönliches Selbst- und Lebenskonzept zu entwickeln und zu verwirklichen, sich in seiner jeweiligen ganz persönlichen Art z.B. „lesbisch zu leben“ einzurichten. Dies bedeutet die eigene Lebensweise auszugestalten und ein subjektiv stimmiges Verhältnis zum amicalen, subkulturellen, beruflichen und weiteren sozialen Umfeld zu finden. Zwar findet auch im Becoming out eine laufende und fortwährende Klärung und Exploration der eigenen Interessen sowie ein Bekenntnisses zu einer sexuellen Orientierung statt, allerdings ist hier der Ausgangspunkt eine bereits vorhandene Verortung, die entweder differenziert, verworfen oder aber bestätigt wird. Die Auseinandersetzung mit den sozialen Praktiken und kulturellen Codes führt zudem zu einer Selbstetikettierung in Abhängigkeit vom eigenen lebenszeitlich bedingten, gereiften Selbstverständnis und dem sich emanzipierenden Verhältnis zur Subkultur.

Coming out ist also der Anfang (die erstmalige soziale Verortung in Bezug auf die sexuelle Orientierung/Lebensweise), während Becoming out die lebenslange Fortsetzung ist (die fortwährende Exploration, Überprüfung und Modifizierung dieser Verortung).

Die Gegenüberstellung dieser Ergebnisse mit den in Kapitel III.3. dieser Arbeit vorgestellten Studien zeigt folgende Übereinstimmung bzw. Abweichungen:

- In der Studie von Reinberg & Rossbach kamen die Autorinnen zu dem Schluss, dass die FrauenLesben mit zahlreichen Diskriminierungserfahrungen konfrontiert werden

und vor allem im beruflichen sowie familiären und öffentlichen Kontext ihr Lesbischsein teilweise stark verheimlichen.

Die Lebensgeschichten der hier interviewten Frauen bestätigen vor allem die Ausprägung an Geheimhaltungsstrategien. So verheimlichen viele der interviewten Frauen ihr Lesbischsein selektiv und situationsabhängig. Anders als in der Reinberg/Rossbach-Studie gibt es allerdings keine Frau in der Interviewreihe, deren Eltern überhaupt nichts von ihrem Lesbischsein wissen und vor allem im Bezug auf ihren Freundeskreis gaben die Interviewpartnerinnen an, ausschließlich Freunde zu haben, die positiv mit ihrem Lesbischsein umgingen.

- K. Schreurs kam in ihrer Studie zur Zufriedenheit in lesbischen Partnerschaften zu dem Ergebnis, dass die Zufriedenheit mit der lesbischen Beziehung größer ist bei den Frauen, die ihre Beziehung zu ihren Eltern als liebevoll und unterstützend empfanden. Schreurs stellte einen eindeutigen Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit in aktuellen Beziehungen und den Beziehungen zur Herkunftsfamilie (eingeschlossen die Akzeptanz vs. Ablehnung der Lebensform durch die Familie) bzw. den Reaktionen der sozialen Umgebung sowie der Teilnahme an der lesbischen Subkultur fest.

Dieser Zusammenhang wird durch die Ergebnisse dieser Arbeit ebenfalls bekräftigt. Die frühen Reaktionen besonders wichtiger und relevanter Bezugspersonen haben entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung eines positiven Selbstwertgefühles. Erst ein positives Selbstverständnis von ihrem Lesbischsein ermöglicht es den Frauen, Kontakt zu anderen FrauenLesben aufzunehmen, sich ein stabiles Freundesnetzwerk aufzubauen und zufrieden stellende Partnerschaften einzugehen. Dort, wo die Reaktion relevanter Anderer ablehnend, kränkend und aufgrund negativer Fremdattributionen sehr verletzend ist, entwickeln die Frauen ein brüchiges und teilweise negatives Selbstbild. Der Kontakt zu anderen FrauenLesben ist für diese Frauen aufgrund verinnerlichter Homophobien teilweise schwierig und aufgrund fehlender Integration in die lesbische Szene wird auch die Partnerinnensuche als problematisch erlebt.

- Auch die Ergebnisse von Knoll, Edinger und Reisbeck weisen eine hohe Übereinstimmung mit den Äußerungen der Frauen bezüglich ihrer Strategien am Arbeitsplatz auf. Insgesamt untermauern die Äußerungen in den Interviews die in der Münchner Studie getroffene Annahme, dass der Umgang mit ihrem Lesbischsein für die Frauen am Arbeitsplatz am Schwierigsten ist und hier die größten Ablehnungen und Benachteiligungen befürchtet werden. In Bezug auf die Ergebnisse zu Diskriminierungserfahrungen gibt es eine große Übereinstimmung bei unangenehmen Witzen, unangenehmem Interesse am Privatleben und Rückzug von KollegInnen. Anders als bei Knoll, Edinger und Reisbeck gab keine der interviewten Frauen an, sexuelle Belästi-

gung oder körperliche Gewalt erlitten zu haben. Bezüglich der Strategien zur Offenheit in der Organisation gibt es dagegen wieder eine große Ähnlichkeit der Ergebnisse. Wie in der Münchner Arbeitsfeldstudie gaben viele Frauen im Interview an, sich nur selektiv und situativ am Arbeitsplatz zu outen. Nur wenige Frauen agieren nach meist längerer Entwicklung am Arbeitsplatz völlig offen. Drei der Zwölf Frauen in der Interviewreihe gaben an, ihr Lesbischsein unbedingt verheimlichen zu wollen, da sie mit massiven Diskriminierungen und Verlust des Arbeitsplatzes rechnen. Die Befürchtungen vor Ablehnung und Benachteiligungen sind bei Vorgesetzten besonders hoch. Nur zwei Frauen berichteten, dass auch ihre Vorgesetzten von ihrem Leben mit Frauen wüssten. Auch die geäußerten Wünsche zu positiven Veränderungen, wie Diskriminierungsverbote oder Aufklärungsarbeit in Schul-, Berufs- und Hochschulausbildungen bei den hier interviewten Frauen, stimmen mit den Ergebnissen der Münchner Studie überein. Die große Ähnlichkeit der Ergebnisse legt die Annahme nahe, dass sich im Verlauf der letzten sechs Jahre, der Zeitspanne zwischen den Datenerhebungen, keine wesentlichen Änderungen der Situation von FrauenLesben in ihrem beruflichen Kontext vollzogen haben.

- In der Studie von Müntz in der die Sozialbeziehungen und öffentlichen Räume lesbischer Frauen am Beispiel einer Großstadt untersucht wurden, kommt die Autorin u.a. zu dem Ergebnis, dass die Frauen ganz unterschiedliche Selbstdefinitionen von Lesbischsein verwenden und das Lesbischsein in den Selbstdefinitionen vorwiegend erst dann als selbstverständlich praktizierte Lebensweise interpretiert wird, wenn der Widerspruch zwischen kultureller Norm und der lesbischen Lebensweise rational erklärt wird.

In den hier ausgewerteten Interviews wurde deutlich, dass sich die Frauen vor allem während des Coming out intensiv mit der Frage nach dem Ursprung ihres Lesbischseins und mit der Entwicklung für sie passender Selbstdefinitionen beschäftigen. Vor allem im Verlauf des Becoming out spezifizieren die Frauen ihre Selbstbeschreibungen und entwerfen Selbstdefinitionen, die besonders passgenau zu ihren Strategien im Umgang mit ihrer lesbischen Subkultur und ihrem heterosexuellen Umfeld sind. Dabei verwenden die Frauen weit weniger eindeutige und klar ab- (aus-)grenzende Selbstdefinitionen für ihren Umgang miteinander, als es die eindeutige Dichotomie zwischen hetero- und homosexuell Kategorisierung der Dominanzkultur nahe legt. Die Eindeutige Ab- und Ausgrenzung und die Zuschreibung eines Stigmas „Nicht heterosexuell = nicht normal = homosexuell“, wie es als praktizierte Intoleranz gegenüber lesbischen Lebensweisen von einzelnen Personen, Gruppen und als Teil öffentlicher Meinungsäußerung vielfach vorzufinden ist²⁰⁹, führt nicht zwangsläufig

²⁰⁹ Wie die angeführten Beispiele aktueller Medienberichterstattung zeigen. Vgl. Kap. III.1.

dazu, dass die Frauen (ausschließlich) rigide abgrenzende und sie einengende Selbstdefinitionen verwenden. Vielmehr gelingt es den Frauen offenbar, sehr individuelle, dem eigenen Lebenskonzept dienliche Selbstdefinitionen zu entwickeln und aufrechtzuerhalten.

Zu (3) – Wie zeigen sich Handlungsbeschränkungen und Grenzen der Gestaltungsmöglichkeiten „eigenen“ Lebens in den Biographien von Frauen? Welche Auswirkungen haben Erlebnisse und Erfahrungen sozialer Anerkennung und Ablehnung auf die Gestaltung der Selbst- und Lebenskonzepte?

Deutlich aufgezeigt werden konnte der Zusammenhang zwischen den Handlungs- und Copingstrategien, mit Hilfe derer die Frauen versuchen ihr Selbst- und Lebenskonzept zu verwirklichen, und den Erlebnissen und Reaktionen ihrer sozialen Umwelt. Besonders einflussreich sind Erfahrungen sozialer Anerkennung durch relevante nahe stehende Bezugspersonen, die es den Frauen ermöglichen ein positives Selbstbild und Selbstverständnis zu entwickeln. Besonders ablehnende und kränkende Erfahrungen hinterlassen nachhaltig negative Spuren und Beschädigungen in den Selbstkonzepten der interviewten Frauen.

Unter postmodernen Lebensbedingungen ergibt sich eine besondere Rolle der subkulturellen Szene in Bezug auf die Funktion der sozialen Anerkennung durch relevante Andere. Es besteht folgender Zusammenhang:

- ⇒ Je rigider die Wahrnehmung möglicher Ausgrenzung im gesellschaftlichen Umfeld ist, umso schwieriger ist die Konstruktion eines „unbeschädigten“ Selbstkonzeptes und umso angewiesener und damit abhängiger sind die Frauen/Lesben von der Anerkennung durch relevante Bezugspersonen und innerhalb der lesbischen Szene. Das hohe Maß an Angewiesensein auf die Anerkennung in den eigenen Reihen macht wiederum das Verhältnis innerhalb der Minderheitengruppe zwangsläufig rigide.
- ⇒ Dementsprechend kann ein Selbstkonzept nur dann offen und „reflexiv distanziert“ innerhalb der Minderheitengruppe sein, wenn auf genügend viel Anerkennung relevanter Anderer, auch außerhalb der Minderheitengruppe, zurückgegriffen werden kann, damit die prinzipielle soziale Verortung nicht nachhaltig bedroht ist. Wenn diese Anerkennung allerdings nicht verlässlich zur Verfügung steht, wird das Selbstkonzept zwangsläufig beschädigt. Es entstehen für Frauen mit sehr ambivalenten und brüchigen Selbstkonzepten zahlreiche Risiken, weil es ihnen weniger

gut gelingt, sich innerhalb der lesbischen Szene zu integrieren, sich ein stabiles soziales Netzwerk aufzubauen und im beruflichen oder öffentlichen Kontext selektiv und situativ offen mit ihrem Lesbischsein umzugehen.

Für einzelne Frauen, die über mehrere Gefährdungsrisiken verfügen ist es sehr schwer und zuweilen kaum möglich sich ohne äußere Unterstützung aus dem Kreislauf fehlender Anerkennung und der Beschädigung ihrer Selbstanerkennung und Selbstkonzepte zu befreien.

Vor allem diese Frauen sind auf positive und achtsame Reaktionen von ihrem näheren und weiteren Umfeld angewiesen. Sie brauchen den achtsamen und wertschätzenden Umgang lesbischer Frauen untereinander und innerhalb der Szene ebenso wie Respekt und Toleranz von „unbekannten Menschen auf der Straße“. Nur so kann FrauenLesben mit beschädigtem Selbstwert die Selbstachtung zurückgegeben werden, so dass sie ihre Selbst- und Lebenskonzepte weniger riskant und gefährdet verwirklichen können.

VIII. „... und was ich beim nächsten Mal erzähle ...“ – Ausblick

Der Blick auf die Lebensverläufe der hier Interviewten hat deutlich gezeigt, dass sich das postmoderne Spannungsfeld zwischen den einzelnen Frauen, ihren subkulturellen Netzwerken und der Gesellschaft im Vergleich zu der Zeit vor 20 Jahre deutlich verändert hat. Zwar werden manche positiven Veränderungen, wie sie in den letzten Jahren stattgefunden haben, erst sehr viel langsamer für die alltägliche Lebensgestaltung der Frauen relevant, als z.B. die Häufigkeit der Berichterstattung in den Medien suggeriert und dennoch besteht die Hoffnung, dass FrauenLesben in zwanzig Jahren ebenfalls sagen:

„Das ist mit damals, 2003, ja nicht zu vergleichen – Es hat sich schon vieles verändert!“

Was werden die FrauenLesben dann erzählen?

Vielleicht, dass lesbische Lebensweise als selbstverständliche Option unter vielen Lebensweisen bereits Kindern in der Schule vertraut ist, dass junge Mädchen ganz selbstverständlich von ihren Eltern gefragt werden: „Du hast dich verliebt, in wen denn?“ „Eine Frau, wie schön!“ Unter dem nahezu bedeutungslosen Begriff „Coming out“ wird lediglich noch verstanden, welche Lebensweise man zuerst ausprobiert hat. Es könnte so sein, dass Kinder in Patchwork-Familien groß werden und begeistert von ihren beiden Mami's erzählen und so, dass die Bereicherung durch die Vielfalt unterschiedlicher Vorlieben, Interessen und Lebensweisen einen hohen Wert in der Gesellschaft darstellt, das Managing Diversity sich fest in die Herzen und Köpfe der Menschen verankert hat.

Viele der in dieser Arbeit beschriebenen Zusammenhänge und Einflüsse auf die Gestaltung und Verwirklichung lesbischer Selbst- und Lebenskonzepte, hätten sich nach diesem Szenario völlig verändert. Junge Frauen würden sich nicht mehr mit Ängsten und Befürchtungen auseinandersetzen, dass ihre Lebensweise abgelehnt und diskriminiert wird. Sie müssten sich auf der Suche nach Anerkennung nicht mehr einem schwierigen Anpassungsprozess innerhalb der lesbischen Szene aussetzen, von dem sie sich anschließend mühsam emanzipieren müssten. Sie könnten all die freiwerdende Kraft und Energie in die lustvolle unbeschwerte Erfindung, Exploration und Ausgestaltung eines Selbst- und Lebenskonzeptes verwenden, welches ihren Vorlieben und Interessen entspricht.

Und später, in zwanzig Jahren, wenn Frauen von dieser Entwicklung berichten, werden sie vielleicht erzählen:

- ⇒ dass die Zusammenarbeit mit schwulen Männern ganz wichtig war, weil deren Strategien der Bewältigung die eigenen gut ergänzt haben;
- ⇒ dass zahlreiche Studien die Prozesse des Coming out und Becoming out zwischen FrauenLesben und MännerSchwulen verglichen haben und daraus eine rege Diskussion um best-practice-Strategien entstanden ist,
- ⇒ dass die Subkultur größer, offener und viel durchlässiger geworden ist, allerdings auch ihre Konturen verloren hat, weil die eindeutige Festlegung auf Vorlieben und Lebensweisen sehr prozeßorientierten Verlaufsformen gewichen ist;
- ⇒ und, dass vor allem alles damit begann, dass Frauen untereinander achtsam und respektvoll mit ihrer Geschichte und ihrem Gewordensein in einer sozialen Welt, die ihnen vieles nicht leicht gemacht hat, umgingen und Differenzen und Vielfalt untereinander als Reichtum ansahen, den es zu schützen galt.

IX. Literaturverzeichnis

- Adorno, T. W.: Negative Dialektik. Frankfurt a.M. 1975.
- Amrein, S.: So geheim und vertraut. Virginia Woolf und Vita Sachville-West. 1994.
- Anselm, S.: Identifizierung und Selbstbehauptung. Überlegungen zu einer aktuellen Dimension des Anerkennungskonfliktes. In: Keupp, H. / R. Höfer: Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M. 1997, S. 135-148.
- Arendt, H.: Vom Leben des Geistes. Das Denken. München 1979.
- Aries, P. A.: Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit. Zur Geschichte der Sexualität im Abendland. Frankfurt a.M. 1984.
- Barz, M.: Hättest du gedacht, dass wir so viele sind? Lesbische Frauen in der Kirche. Dipl.-Arb., Stuttgart 1987.
- Barz, M. / H. Leistner: Aus der Nichtexistenz auftauchen ... Der Beitrag von Tagungsarbeit zum Identitätsbildungsprozess lesbischer Frauen in der Kirche. Dissertation, Hannover 1993.
- Baumann, Z.: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg 1992.
- Baumann, Z.: Tod, Unsterblichkeit und andere Lebensstrategien. Frankfurt a.M. 1994.
- Baumgartner, G.: Alles Übel kommt vom Weibe. Die Verfolgung und Internierung von sog. „asozialen“ Frauen in der NS-Zeit. In: R. Perner (Hg.): Menschenjagd. Vom Recht auf Strafverfolgung. Wien 1992, S. 27-148.
- Bauriedl, T.: Wege aus der Gewalt. Analyse von Beziehungen. Freiburg 1992.
- Becker, R.: Das Frauen- und Lesben-Phänomen – Sprachliche Hilflosigkeit oder Symptom der Ausgrenzung? In: beiträge zur feministischen theorie und praxis. 12/25 + 26, 1989, S. 185-192.
- Bhavnani, K.-K. / A. Phoenix: Shifting identities, shifting racisms: an introduction. In: dies. (Hg.): Shifting identities, shifting racisms: A feminism and psychology reader. London 1994, S. 5-18.
- Biechele, U. (Hg.): Identitätsbildung. Identitätsverwirrung. Identitätspolitik. Eine psychologische Standortbestimmung für Lesben, Schwule und andere. Dokumentation des Fachkongresses 1997 veranstaltet vom Verband lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen in Deutschland e.V. sowie der Deutschen AIDS-Hilfe e.V. in Mannheim. Berlin 1998.
- Bilden, H. / G. Geiger: Individualität, Identität und Geschlecht. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis 1988, S. 439-453.
- Bilden, H.: Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, Klaus / Ulrich, Dieter (Hg.): Neues Handbuch der Sozialforschung. 1991. S. 279-302.

- Bilden, H.: Das Individuum – ein dynamisches System vielfältiger Teilselbste. Zur Pluralität in Individuum und Gesellschaft. In: Keupp, H. / R. Höfer: Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M. 1997, S. 227-250.
- Bilden, H.: Jenseits des Identitätsdenkens – Psychologische Konzepte zum Verständnis 'postmoderner' Subjektivitäten. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 30, 1998, S. 5-32.
- Blasius: An Ethos of Lesbian and Gay Existence. In: Political Theory 20/4 1992, S. 642-671.
- Blazek, H.: Rosa Zeiten für rosa Liebe. Zur Geschichte der Homosexualität. Frankfurt a.M. 1996.
- Blumer, H.: Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (HG), 1973, S. 80-146.
- Bourdieu, P.: Sozialer Raum und symbolische Macht. In: Pierre Bourdieu: Rede und Antwort. Frankfurt a.M. 1992, S. 135-154.
- Bromley, R. / U. Göttlich / C. Winter (Hg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg 1999.
- Brown, R.: Beziehungen zwischen Gruppen. In: W. Stroebe u.a. (Hg.): Sozialpsychologie. Berlin 1990, S. 400-431.
- Bude, H.: Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. In: KZfSS, 37/85, 1985, S. 327-336.
- Butler, J.: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M. 1991.
- Butler, J.: Kontingente Grundlagen. Der Feminismus und die Frage der 'Postmoderne'. In: S. Benhabib u.a.: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt 1993, S. 31-58.
- Butler, J.: Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In: S. Hark (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin 1996, S. 15-37.
- Canguilhem, G.: Das Normale und das Pathologische. Frankfurt a.M. 1996.
- Cass, V. C.: Homosexual Identity Formation: A Theoretical Model. In: Journal of Homosexuality 4/1979, S. 219-235.
- Cass, V. C.: Homosexual Identity Formation: Testing a Theoretical Model. In: Journal of Sex Research 20/1984, S. 143-167.
- Chasseguet-Smirgel, J. (Hg.): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität. Frankfurt a.M. 1992.
- Coleman, E.: Development stages of the coming out process. In: J.C. Gonsiorek (Hg.): Homosexuality and Psychotherapy. New York 1982, S. 31-43.
- de Lauretis, T.: Die Technologie des Geschlechts. In: Elvira (38) Scheich (Hg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg 1996, S. 57-93.

- de Lauretis, T.: Die andere Szene. Psychoanalyse und lesbische Sexualität. Berlin 1996.
- de Monteflores, C.: Notes on the management of difference. In: T.S. Stein / C. J. Cohen (Hg.): Contemporary perspectives on psychotherapy with lesbians and gay men. New York 1986, S 73-101.
- Diehl, B.: Weibliche Homosexualität. Dipl.-Arb., Berlin 1982.
- Dinkelberg, W. u.a. (Hg.): Das Schweigen brechen. Menschenrechtsverletzungen aufgrund sexueller Orientierung, Berlin 1999.
- Dunne, G. A.: Lesbian Lifestyles. Women's Work and the Politics of Sexuality. London 1997.
- Elliot, P.E.: Theorey and research on lesbian identity formation. Intenational Journal of Women's Studies 8 (1) 1985, S. 64-71.
- Engel, A.: Verqueeres Begehren. In: S. Hark (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin 1996, S. 73-95.
- Erdmann, E. / R. Forst / A. Honneth: Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung. Frankfurt/ New York 1990.
- Erikson, E. H.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a.M. 1973.
- Etgeton, S. / S. Hark (Hg.): Freundschaft unter Vorbehalt. Chancen und Grenzen lesbisch-schwuler Bündnisse. Berlin 1997.
- Faderman, L.: Köstlicher als die Liebe der Männer. Romantische Freundschaft und Liebe zwischen Frauen von der Renaissance bis heute. Zürich 1990.
- Filipp, S.-H. (Hg.): Kritische Lebensereignisse. 1990. Werner Greve: Psychologie des Selbst. Weinheim 2000.
- Ferdinand, U. / A. Pretzel / A. Seeck: Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart. Münster 1998.
- Flick, U.: Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: U. Flick u.a. (Hg.): Handbuch qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1995, S. 148-176.
- Foucault, M.: Überwachen und Strafen. Die Geburt der Gefängnisse. Frankfurt a.M. 1976.
- Foucault, M.: Sexualität und Wahrheit: Bd.1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt 1977.
- Foucault, M.: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin 1978.
- Foucault, M.: Sexualität und Wahrheit: Bd.2: Der Gebrauch der Lüste. Frankfurt a.M. 1986.
- Foucault, M.: Sexualität und Wahrheit: Bd. 3: Die Sorge um sich. Frankfurt 1986.
- Foucault, M.: Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a.M. 1991.

- Fox Keller, E.: Liebe, Macht und Erkenntnis. München 1986.
- Frey, H.P. / K. Haußer (Hg.): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung. Stuttgart 1987.
- Fritz, U.: Psychosoziale Bedingungen weiblicher Homosexualität, Dipl.-Arb., Frankfurt a.M. 1976.
- Gerhardt, U.: Verstehende Strukturanalyse. Die Konstruktion von Idealtypen als Analyseschritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsmaterialien. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Sozialstruktur und soziale Typik. Frankfurt a.M./New York 1986, S. 31-83.
- Gerhard, U.: Die „langen Wellen“ der Frauenbewegung – Traditionslinien und unerledigte Anliegen. In: R. Becker-Schmidt / G.-A. Knapp (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt/New York 1995, S. 247-278.
- Giddens, A.: Die Konstitution der Gesellschaft. Frankfurt a.M./New York 1991.
- Giddens, A.: Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age. Cambridge 1991.
- Giddens, A.: Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M. 1993.
- Gilligan, C.: Die andere Stimme. München 1982.
- Gilman, S. L.: Rasse, Sexualität und Seuche. Stereotype aus der Innenwelt der westlichen Kultur. Reinbek 1992.
- Ginsheim, G.: Lesbische Frauen in der Frauen/Lesbenbewegung. Versuch einer Analyse der Auswirkungen von Zugehörigkeit zur Frauen-/Lesbenbewegung auf der Grundlage empirischen Materials. Dipl.-Arb., Köln-Wuppertal 1979.
- Göttert, M.: Fremdbild-Selbstbild. Medikalisierung der Homosexualität und Entstehung lesbischer Subkultur. Dipl.-Arb., Frankfurt a.M. 1987.
- Goffman, E.: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a.M. [9. Auflage] 1990.
- Gramick, J.: Developing a lesbian identity. In: T. Darty / S. Potter (Hg.): Women-identified woman. Palo Alto 1984, S. 31-44.
- Grau, G. (Hg.): Homosexualität in der NS-Zeit. Dokumente einer Diskriminierung und Verfolgung. Frankfurt a.M. 1993.
- Gräbel, U. (Hg.): Konkurrenz & Kooperation. Frauen im Zwiespalt? Münster 1995, S. 91-116.
- Greenberg, D.: The Construction of Homosexuality. Chicago 1988.
- Greven, W.: Die Psychologie des Selbst. Weinheim 2000.

- Hacker, H.: Frauen und Freundinnen. Studien zur weiblichen Homosexualität am Beispiel Österreichs 1870-1938. Weinheim/Basel 1987.
- Hahn, A.: Identität und Selbstthematisierung. In: ders. / V. Kapp (Hg.): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt a.M. 1987, S. 9-25.
- Hänsch, U.: Zwischen „Anything Goes“ und heterosexueller Normierung. In: S. Hark (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin 1996, S. 134-154.
- Hall, S.: Ethnicity: Identity and difference. In: Radical America 23, 1991, S. 9-20.
- Hall, S.: Die Frage der kulturellen Identität. In: ders.: Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg 1994, S. 180-222.
- Hall, S.: Kulturelle Identität und Globalisierung. In: K.H. Hörning u. R. Winter (Hg.): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a.M. 1999, S. 393-441.
- Hall, S.: Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Hamburg 2000.
- Hark S.: Eine Lesbe ist eine Lesbe, ist eine Lesbe ... oder? Notizen zu Identität und Differenz. Feminismus und Lesben in den 80ern? In: beiträge Heft 25/26 1989, S. 59-70.
- Hark S.: Wer spricht, wenn ich: „ich bin ...“ sage? Zum Verhältnis von Identitäten und Bündnispolitik. In: Ihrsinn 2/1990, S. 43-60.
- Hark S.: Queer Interventionen. In: Feministische Studien, 11. Jg., 2/1993, S. 103-109.
- Hark S.: Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität. Opladen 1996. S. 125-159.
- Hark, S.: (Hg.): Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin 1996.
- Hauptert, B.: Vom narrativen Interview zur biographischen Typenbildung. In: D. Garz / K.Kraimer (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Opladen 1991, S. 213-254.
- Hauser, K.: Sexualität und Macht. In: Frigga Haug (Hg.): Sexualisierung der Körper. Berlin/Hamburg 1991.
- Haußer, K.: Identitätspsychologie. Berlin 1995.
- Hegener, W.: Der gestrauchelte Souverän. Zur Frage nach dem Subjekt in den Post-Theorien der Moderne. In: Journal für Psychologie, 2/2 1994, S. 8-18.
- Hennessy, R.: Lesbisches Begehren im Spätkapitalismus: Queer – Klasse – Handlung. In: Das Argument 216 1996, S. 539-550.
- Hermanns, H.: Narratives Interview. In Uwe Flick et al. (Hg.): Handbuch qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1995, S. 182-185.
- Hirschauer, S.: Konstruktivismus und Essentialismus. Zur Soziologie des Geschlechterunterschieds und der Homosexualität. In: Zeitschrift für Sexualforschung, 5/4 1992, S. 331-345.

- Hitzler, R. / A. Honer: Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: Neue Praxis 18/1988, S. 496-501.
- Honegger, C.: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib. Frankfurt a.M. 1991.
- Honneth, A.: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M. 1994.
- Hopf, C.: Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: U. Flick u.a. (Hg.): Handbuch qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1995, S. 172-182.
- Husmann, G.: Getrennt vereint – vereint getrennt. Sexualität und Symbiose in lesbischen Beziehungen. Pfaffenweiler 1994.
- ILGA Europa (Hg.): Gleichstellung von Lesben und Schwulen. Eine relevante Frage im zivilen und sozialen Dialog. Brüssel 1998.
- Illich, I.: Genus. Zu einer historischen Kritik der Gleichheit. München 1995.
- Jagose, J.: Queer Theory. Berlin 2001.
- Jäger, S.: Doppelaxt oder Regenbogen? Zur Genealogie lesbisch-feministischer Identität. Tübingen 1998.
- Jaeggi, E. / A. Faas: Denkverbote gibt es nicht! In: Psychologie und Gesellschaftskritik 3/1993, S. 141-162.
- Keupp, H.: Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Maria (31) Iberg 1988.
- Keupp, H.: Auf dem Weg zur Patchwork-Identität? In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis 4, 1988, S. 425-438.
- Keupp, H. / H. Bilden (Hg.): Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Göttingen 1989.
- Keupp, H.: Unsichtbares sichtbar machen. Zur Sozialpsychologie der Kritischen Theorie. In: Müller-Warden, Joachim / Welzer, Harald (Hg.): Fragmente Kritischer Theorie, Tübingen 1991, S. 79-101.
- Keupp, H.: Das Subjekt und die Psychologie in der Krise der Moderne: Die Chancen postmoderner Provokationen. In: Psychologie und Gesellschaftskritik 16/1992, S. 17-41.
- Keupp, H.: Zugänge zum Subjekt. Frankfurt a.M. 1993.
- Keupp, H. (Hg.): Lust an der Erkenntnis: Der Mensch als soziales Wesen. München 1995.
- Keupp, H. / R. Höfer (Hg.): Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung. Frankfurt a.M. 1997.

- Knoll, C. / M. Edinger / G. Reisbeck: *Grenzgänge. Schwule und Lesben in der Arbeitswelt*. München/Wien 1997.
- Koch-Burghardt, V.: *Identität und Intimität. Eine biographische Rekonstruktion männlich-homosexueller Handlungsstile*. Berlin 1997.
- Kokula, I.: *Formen lesbischer Subkultur*. Berlin 1983.
- Kolbe, K.: *Lesbische Identität in der Adoleszenz*. Dissertation, Braunschweig 1988.
- Krappmann, L.: *Soziologische Dimension der Identität*. Stuttgart 1969.
- Kraus, W.: *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Pfaffenweiler 1996.
- Kraus, W. / B. Mitscherlich: Abschied vom Großprojekt. Normative Grundlagen der empirischen Identitätsforschung in der Tradition von James E. Marcia und die Notwendigkeit ihrer Reformulierung. In: H.Keupp, R. Höfer (Hg.): *Identitätsarbeit heute*. Frankfurt a.M. 1997, S. 149-173.
- Kraushaar, E.: *Schwule Listen. Namen, Daten und Geschichten*. Reinbek 1994.
- Krsteva, J.: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt a.M. 1990.
- Lamnek, S.: *Qualitative Sozialforschung. Band 2: Methoden und Techniken*. Weinheim 1993.
- Landweer, H.: *Das Märtyrerinnenmodell. Zur diskursiven Erzeugung weiblicher Identität*. Pfaffenweiler 1990.
- Landweer, H.: Sexualität als Ort der Wahrheit? Heterosexuelle Normalität und Identitätszwang. In: *Liebes- und Lebensverhältnisse. Sexualität in der feministischen Diskussion*. Frankfurt 1990.
- Laps, L.: Lesbischsein allein genügt nicht. Teil 1. In: *Ihrrinn – eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift*. – War was? 5/10 1995, S. 30-43.
- Laps, L.: Lesbischsein allein genügt nicht. Ein Blick zurück nach vorn auf politisches Denken und Handeln in der Lesbenbewegung/West. Teil 2: die 80er und 90er. In: *Ihrrinn – eine radikalfeministische Lesbenzeitschrift*. – Lesben in Männer Gesellschaft. 5/11 1995, S. 51-67.
- Laqueur, T.: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. München 1996.
- Lautmann, R.: *Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte*. Frankfurt 1993.
- Leithäuser, T. / B. Volmerg: *Psychoanalyse in der Sozialforschung*. Opladen 1988.
- Lohauß, P.: *Moderne Identität. Theorien und Konzepte*. Opladen 1995.
- Loulan, J. / M. Nichols / M. Streit (Hg.): *Lesben Liebe Leidenschaft. Texte zur feministischen Psychologie*. Berlin 1992.

- Maihofer, A.: Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral und Geschlechterdifferenz. Frankfurt a.M. 1995.
- Marcia, J.E.: Development and validation of ego-identity status. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 3 (5) 1966, S. 551-558.
- Marcia, J.E.: Identity six year after: A follow-up study. In: *Journal of Youth and Adolescence* 5 (2) 1976, S. 145-160.
- Marcia, J.E.: The status of the statuses: Research review. In: J.E. Marcia, A.S. Watermann u.a., D.R. Matteson, S.L. Archer und J.L. Orlofsky (Hg.): *Ego identity. A handbook for psychosociyl research*, New York, 1993, S. 22-41.
- Margolies, L. / M. Becker / K. Jackson-Brewer: Internalized Homophobia: Identifying and Treating the Oppressor Within. In: *Lesbian Psychologies* by Boston Lesbian Psychologies Collective 1987, S. 229-241.
- Markowe, L. A.: *Redefining the self. Coming out as Lesbian*. Cambridge/Oxford 1996.
- Marti, M. / A. Schneider / I. Sgier / A. Wyman (Hg.): *Querfeldein. Beiträge zur Lesbenforschung*. Bern/Zürich/Dortmund 1994.
- Martin, B.: Sexuelle Praxis und der Wandel lesbischer Identitäten. In: S. Hark (Hg.): *Grenzen lesbischer Identitäten*. Berlin 1996, S. 38-72.
- Martin, L. / H. Gutman / P. Hutton (Hg.): *Technologien des Selbst*. Frankfurt 1993.
- Maurer, S.: *Zwischen Zuschreibung und Selbstgestaltung. Feministische Identitätspolitik im Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie*. Tübingen 1996.
- Mayring, P.: *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. München 1990.
- Money, J.: Homosexuell, bisexuell, heterosexuell. *Zeitschrift für Sexualforschung*, Jg. 1, Heft 2 1988, S. 123-131.
- Müller, M.: *Lesbisch-Sein: Krankheit oder Lebensform?* Dipl.-Arb., München 1983.
- Münst, A. S.: *Der Beitrag lesbischer Frauen zur Öffentlichkeit der Autonomen Frauenbewegung am Beispiel einer Großstadt*. Pfaffenweiler 1998, S. 59-67.
- Mummendey, A. / B. Simon: *Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften*. Bern 1997.
- Munt, S.R.: *Butch/Femme. Inside Lesbian Gender*. London/Washington 1998.
- Nunner-Winkler, G.: Identität und Individualität. In: *Soziale Welt*, 36, 1985, S. 466-482.
- Nunner-Winkler, G.: Identität: Das Ich im Lebenslauf. In: *Psychologie heute*, 15, 1988, S. 58-64.

- Nunner-Winkler, G.: Wandel in den Moralvorstellungen. Ein Generationenvergleich. In: W. Edelstein / G. Nunner-Winkler (Hg.): *Moral im sozialen Kontext*. Frankfurt a.M. 2000, S. 299-336.
- Nunner-Winkler, G.: Identität und Moral. In: Jürgen Straub und Joachim Renn: *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst*. Frankfurt/New York 2002, S. 56-84.
- Paczensky, S. v.: *Verschwiegene Liebe*. München 1984.
- Pagenstecher, L.: Coming out – ein lebenslanger Prozess. In: *Dokumentation der Tagung Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*. München 1978, S. 28-44.
- Paul, C.: Das einge Wollen. Die Potenzen lesbischen Begehrens. In: *Femina Moralia*, beiträge zur feministischen theorie und praxis, Heft 28/1990, S. 101-105.
- Palzkill, B.: Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport. Bielefeld 1990.
- Pazzini, K.-J.: Ein bildlicher Zugang zum Identitätskonzept. In: M. Pluskwa (Hg.): *Jugendarbeit und Identität*. Loccum Protokolle 58/85, Loccum 1986, S. 61-80.
- Peuter, J.de: The dialogics of narrative identity. In: M. M. Bell u. M. Gardiner (Hg.): *Bakhtin and the human sciences*. London 1998, S. 30-48.
- Phelan, S.: *Identity Politis. Lesbian Feminism and the Limits of Community*. Philadelphia 1989.
- Pohl, I.: Die Darstellung der aktuellen Diskussion der weiblichen Homosexualität. Dipl.-Arb., Hamburg 1983.
- Poluda-Korte, E.: Der lesbische Komplex. In: Eva-Maria Alves (Hg.): *Stumme Liebe*. Berlin 1993, S. 73-132.
- Ponse, B.: *Identities in the lesbian world*. Wertport 1978.
- Rauchfleisch, U.: *Schwule, Lesben, Bisexuelle Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten*. 1994.
- Raymond, D.: HomophoNina (27), Identity, and the Meanings of Desire: Reflections on the Cultural Construction of Adolescent Identities. In: J.M. Irvine: *Sexual Cultures and the Construction of Adolescent Identities*. Philadelphia 1994, S. 115-150.
- Reinberg, B. / E. Roßbach: *Stichprobe: Lesben. Erfahrungen lesbischer Frauen mit ihrer heterosexuellen Umwelt*. Pfaffenweiler 1985.
- Rich, A.: Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In: Dagmar Schultz (Hg.): *Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Audre Lorde und Adrienne Rich*. Berlin 1991, S. 138-168.
- Rommelspacher, B.: *Mitmenschlichkeit und Unterwerfung. Zur Ambivalenz weiblicher Moral*. Frankfurt a.M. 1992.
- Rommelspacher, B.: *Dominanzkultur. Texte zur Fremdheit und Macht*. Berlin 1995.

- Rommelsbacher, B.: Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. IN: Keupp, H. / R. Höfer: Identitätsarbeit heute. Frankfurt a.M. 1997, S. 251-269.
- Rosa, H.: Zwischen Selbstthematisierungszwang und Artikulationsnot. In: Jürgen Straub / Joachim Renn: Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt/New York 2002, S. 267-302.
- Sartorius, M.: Wider Gutmachung. Die versäumte Entschädigung der schwulen Opfer des Nationalsozialismus, in: Ch. Schulz: Paragraph 175. (abgewinkelte) Homosexualität und Strafrecht im Nachkriegsdeutschland. Hamburg 1994, S. 88-128.
- Schäfer, A. / K. Lahusen: Lesbenjahrbuch 1. Rücksichten auf 20 Jahre Lesbenbewegung. 1995.
- Schäfer S.: Sappho 70. Zur Situation der lesbischen Frau heute. Mit Interviews und Straßenbefragungen. Henstedt-Ulzburg 1971.
- Schoppmann, C.: Verbotene Verhältnisse. Frauenliebe 1938-1945, Berlin 1999.
- Schüffel, W. et al. (Hg.): Handbuch zur Salutogenese. Wiesbaden 1997.
- Schultz, A.: Lesbentelefone und -beratungsstellen in der Bundesrepublik Deutschland als emanzipatorische Projekte. Dipl.-Arb., Hamburg 1989.
- Schuyf, J.: Gegenwärtige Lesbenforschung in Deutschland. In: Rüdiger Lautmann: Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte. Frankfurt 1993, S. 345-352.
- Senatsverwaltung für Jugend und Familie, Referat für gleichgeschlechtliche Lebensweisen (Hg.): Pädagogischer Kongreß: Lebensformen und Sexualität. Was heißt hier normal? (Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation Nr. 8) Berlin 1993.
- Siegrist, J.: Selbstregulation, Emotion und Gesundheit – Versuch einer sozialwissenschaftlichen Grundlegung. In: Lamprecht, F. / Johnen, K. (Hg.): Salutogenese. Ein neues Konzept in der Psychosomatik? Frankfurt 1994, S. 85-94.
- Sophie, J.: Internalized Homophobia and Lesbian Identity. In: Journal of Homosexuality 1987, s. 53-65.
- Steltzer, C.: Verschiedene Betrachtungsweisen weiblicher Homosexualität in der wissenschaftlichen Diskussion. Dipl.-Arb., Berlin 1980.
- Sterkenburg, A.: Gegenwärtige Lesbenforschung im angloamerikanischen Raum. In: Rüdiger Lautmann: Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte. Frankfurt 1993, S. 285-297.
- Stoehr, I.: Gründerinnen – Macherinnen – Konsumentinnen? Generationenprobleme in der Frauenbewegung der 1990er Jahre. In: I. Modelmog.
- Straub, J.: Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die postmoderne“ armchair psychology. In: Kulturwissenschaftliches Institut im Wissenschaftszentrum NRW (Hg.): Jahrbuch 1999/2000. Essen. stattwerk e.G., S. 125-156.

- Straub, J. / J. Renn (Hg): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt/New York 2002.
- Straub, J.: Personale Identität. In: Straub, J. / J. Renn (Hg): Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst. Frankfurt/New York 2002, S. 85-113.
- Strauss, A. L.: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München 1991.
- Strauss, A. / J. Corbin: Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1996.
- Streit, M.: Selbst-Verständlich lesbisch? Ein Fragezeichen aus zwanzig Jahren psychotherapeutischer Erfahrung mit lesbischen Frauen. In: Materialien zum VII. VLSP-Kongreß. Herausgegeben vom Verband lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen in Deutschland e.V. (VLSP), Heft 6 2000.
- Trampenau, B.: Kein Platz für lesbische Mädchen. Beeinträchtigungen und Möglichkeiten für Konzepte lesbischer Mädchenarbeit. Kiel 1989.
- Tugendhat, E.: Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen. Frankfurt a.M. 1979.
- Viginus, M.: „They Wonder to Which Sex I Belong“: The Historical Roots of the Modern Lesbian Identity. In: Henry Abelove / Michèle Aina Barale / David M. Halperin (Hg.): The Lesbian and Gay Studies Reader. New York/London 1993, S. 432-452.
- Witzel, A.: Das problemzentrierte Interview. In: G. Jüttemann (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Weinheim 1985, S. 227-255.
- Wolterreck, B.: Zu den schmerzhaften Auswirkungen der Diskriminierung in/unter lesbischen Frauen. In: Materialien zum 10. Kongreß für klinische Psychologie und Psychotherapie. Herausgegeben vom Verband lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen in Deutschland e.V. (VLSP), Heft 2 1994.
- Wolters, A.: Organisierte Selbsthilfe zur Aufhebung der Diskriminierung und zur Verbesserung der Lebenssituation lesbischer Frauen. Dipl.-Arb., Berlin 1984.
- Youniss, J.: Soziale Konstruktion und psychische Entwicklung. Frankfurt a.M. 1994.
- Zillich, N.: Homosexuelle Männer im Arbeitsleben. Frankfurt a.M./New York 1988.

X. Anhang

Leitfragenkatalog

Themenkomplexe:

- 1. Biographisches**
 - 2. Coming out und Becoming Out**
 - 3. Selbstverständnis – lesbische Subjektposition**
 - 4. Verhältnis zur Subkultur und unterstützende Netzwerke**
 - 5. persönliche lesbische Zukunft**
 - 6. gesellschaftlicher Wandel – Verhältnis Subjekt / Subkultur / Gesellschaft**
-

1. Biographisches

Einstiegsfrage:

- Kannst Du mir zu Beginn kurz erzählen wie und in welcher Umgebung Du aufgewachsen bist?

Nachfragen:

- Wie alt bist Du?
- Was für eine Ausbildung hast Du und wie schaut dein momentaner beruflicher Alltag aus?
- Was machen deine Eltern?
- Wie schaut dein privater Alltag aus? Hast du gerade eine Beziehung?

2. Coming out und Becoming Out

Einstiegsfrage:

- Wann hast du gemerkt, dass du auf Frauen stehst? Wann war das und wie ging es dir damals?

Nachfragen:

- Gab es Schwierigkeiten oder Probleme?
- Was hat dir in dieser Zeit geholfen? Mit wem hast du darüber gesprochen?
- Hattest du Kontakt zu anderen lesbischen Frauen? Wo? Welche Erfahrungen hast Du mit anderen lesbischen Frauen gemacht?
- Wie waren deine Erfahrungen mit FreundInnen, mit deinen Eltern und Geschwistern, mit ArbeitskollegInnen?
- Was verstehst du unter dem Begriff „Coming out“? Würdest du sagen, du hattest eins?

3. Selbstverständnis, Selbstthematisierungen – lesbische Subjektposition

Einstiegsfrage:

- Was bedeutet es für dich lesbisch zu sein?

Nachfragen:

- Wann ist für dich eine andere Frau lesbisch? Was bezeichnet der Begriff Lesbischsein?
- Welche Selbstbeschreibung nutzt Du für dich? Kannst Du dir vorstellen, dich nicht mehr als Lesbe zu bezeichnen? Warum?
- Hast Du dir früher oder jetzt manchmal gewünscht nicht lesbisch zu sein? Warum?
- Was hältst Du von der Diskussion „angeboren oder nicht“?
- Was für ein Verhältnis hast du zu „bisexuellen“ oder „heterosexuelle“ Frauen? Ist es für Dich wichtig zu wissen wo „Frau“ steht? Kannst Du dir vorstellen, Sex mit Männern zu haben?

4. Verhältnis zur Subkultur und unterstützende Netzwerke

Einstiegsfrage:

- Wie schaut dein Freundeskreis aus? Wo triffst du andere lesbische Frauen?

Nachfragen:

- Hältst du dich in der Szene auf?
- Wie erlebst Du die lesbische Subkultur? Wie geht es Dir mit der lesbischen Szene und was vermißt Du? Erlebst Du die lesbische Subkultur als unterstützend? Woran machst Du die Unterstützung fest?

- Hast du das Gefühl, daß andere lesbische Frauen Erwartungen an dein Auftreten/Verhalten haben? Welche Rollen spielen diese Erwartungen anderer lesbischer Frauen an Dich?
- Welches Verhältnis hast du zur schwulen Subkultur? Hast du schwule Freunde?

5. persönliche lesbische Zukunft

Einstiegsfrage:

- Wie stellst du dir deine Zukunft vor? Was glaubst du wird passieren?

Nachfragen:

- Welche Zukunftspläne hast Du? Was steht in deinem Leben an erster Stelle?
- Wie stellst du dir das Älterwerden als lesbische Frau vor?
- Was beunruhigt Dich am meisten, wenn Du an deine Zukunft denkst?

6. gesellschaftlicher Wandel – Verhältnis Subjekt / Subkultur / Gesellschaft

Einstiegsfrage:

- Wie beurteilst du die Stellung von Lesben in der heutigen Gesellschaft? Hat sich an der Akzeptanz für dich spürbar etwas geändert?

Nachfragen:

- Hat sich in jüngster Zeit etwas verändert?
- Wie findest du das Bild von Lesben und Schwulen in den Medien?
- Was würdest du dir von Politikern wünschen? Wie geht es dir damit?
- Vermeidest du offen zu zeigen, daß du lesbisch bist? Wo? Warum?
- Gibt es Deiner Meinung nach eine Veränderung der gesellschaftlichen Haltung zu lesbischen Frauen? War das für Dich persönlich spürbar?
- Was würdest Du dir von deinem gesellschaftlichen Umfeld wünschen? Warum?

7. Schlußfrage:

- Welche Frage hätte ich noch stellen sollen?

Kontaktaufnahme zu den Interviewpartnerinnen

Ein persönlicher Termin wurden nur vereinbart, wenn die Bereitschaft zu einem persönlichen Interview, zur Tonbandaufzeichnung des Gespräches und die Zustimmung zu wissenschaftlichen Bearbeitung des Material bestand. Bei einigen Interessentinnen kam kein Interview aus folgenden Gründen nicht zustande:

Es war innerhalb von 6 Wochen kein persönlicher Termin möglich, z.B. weil der Wohnort der Interessentin sehr weit entfernt lag.

Der vereinbarte Termin wurde abgesagt bzw. nicht wahrgenommen.

Interessentinnen meldeten sich nach Abschluss der Interviewphase.

Durchgeführt wurden die Interviews in einem der Universität München angegliederten Büroraum, welchen die Schwul-Lesbische Forschungsgruppe München am Institut für Psychologie regelmäßig nutzte.

Dokumentation der Interviewpartnerinnen-Rekrutierung

Nr.	Kontakt-aufnahme	Name	Quelle	Termin	Bemerkung
1	24.10.98	Ja	Persönlich angesprochen	28.10.98	Probeinterview, wurde nicht verwendet
2	03.11.98	Elvira (38)	Our Munic	03.12.98	2. Interview
3	02.11.98	Miriam (22)	Vermittlung durch Bekannte	27.11.98	1. Interview
4	13.12.98	Erin (27)	Vermittlung durch Bekannte	29.12.98	3. Interview
5	15.12.98	Christina (30)	Vermittlung durch Bekannte	30.12.98	4. Interview
6	17.12.98	Ja	Prinz	Nein	Wollte nur am Telefon sprechen
7	20.12.98	Ja	Prinz	23.13.99	Nicht zum Termin erschienen
8	29.12.98	Heike (34)	Vermittlung durch Bekannte	19.01.99	11. Interview
9	25.12.98	Ja	Prinz	28.12.98	Termin abgesagt
10	30.12.98	Ja	Our Munic	Nein	Telefonnummer falsch angegeben
11	01.01.99	Ja	Our Munic	11.01.99	Nicht zum Termin erschienen
12	02.01.99	Alexandra (34)	Our Munic	05.01.99	5. Interview
13	04.01.99	Nina (27)	Vermittlung durch Bekannte	07.01.99	6. Interview
14	10.01.99	Ja	Our Munic	Nein	Telefonnummer unvollständig angegeben
15	05.01.99	Maria (31)	Our Munic	12.01.99	7. Interview

Nr.	Kontakt- aufnahme	Name	Quelle	Termin	Bemerkung
16	07.01.99	Ja	Letra/Frauen- buchladen	07.02.99	Nicht zum Termin erschieden
17	07.01.99	Manuela (28)	Prinz	16.01.99	10. Interview
18	07.01.99	Ja	Our Munic	14.01.99	Nicht zum Termin erschieden
19	08.01.99	Nicole (21)	Our Munic	12.01.99	8. Interview
20	12.01.99	Simone (35)	Prinz	15.01.99	9. Interview
21	03.02.99	Ja	Our Munic	08.02.99	Interview abgebrochen wg. Anzüglichkeiten
22	06.02.99	Ja	Our Munic	08.02.99	Interviewmaterial wg. defektem Tonband nicht verwertbar
23	11.02.99	Ja	Letra/Frauen- buchladen	15.02.99	Nicht zum Termin erschieden
24	11.02.99	Angelika (37)	Prinz	15.02.99	12. Interview
25	13.02.99	Ja	Prinz	Nein	Wohnt in Berlin, persönlicher Termin nicht möglich
26	18.02.99	Ja	Prinz	Nein	Wollte nur am Telefon sprechen
27	20.02.99	Ja	Prinz	Nein	Interviewphase beendet
28	27.02.99	Ja	Prinz	Nein	Interviewphase beendet

XI. Danksagung

Es ist vollbracht! – Einige Jahre mit faszinierenden, lustvollen, bewegenden und schwierigen Augenblicken hat die Arbeit an diesem Forschungsprojekt mein Leben bestimmt und viele Menschen haben mich auf ganz unterschiedliche Weise auf diesem zuweilen abenteuerlichen Weg begleitet, mich gefordert und gefördert, mich unterstützt und mir Mut gemacht.

Zuallererst möchte ich all jenen, die mir während der Interviews Einblick in ihre Lebensgeschichte gewährten danken für die Offenheit und das Vertrauen. Ich habe mich Euren Erzählungen sehr verpflichtet gefühlt und hoffe, dass Ihr ein wenig Spaß beim Lesen, Hoppla, meine natürlich: Lesen habt.

Mein besonderer Dank gilt meinem Doktorvater, Heiner Keupp. Ihm verdanke ich nicht nur manch kritisch-reflexive Nachfrage und nichtendenwollende Literaturtipps (deren Lektüre, fürchte ich, mich ein Leben lang beschäftigen wird), sondern auch den Glauben daran, dass ein achtsames und aufrechtes Miteinander innerhalb und außerhalb der Wissenschaften möglich ist, um das es sich zu kämpfen lohnt.

Ohne engagierte MitstreiterInnen ist das Ringen mit verwirrenden Hypothesen, unverständlichen Texten und dem eigenen Unmut kaum zuschaffen. An meine Mit-DoktorandInnen, allen voran Gerlinde und Ralf, durch deren kritische Anmerkungen mir manch blinder Fleck erhellt wurde, herzlichen Dank. Ich bin froh mit Euch den Punkt erreicht zu haben, wo keiner mehr ruft: Husch, husch, ab an den Schreibtisch mit Dir!

Meinem besten Freund Michael bin ich ebenfalls in großer Dankbarkeit verbunden. Schon beinahe mein halbes Leben steht er mir treu zur Seite, in trüben Tagen ebenso wie an Sonnigen. Auch an meine lieben Freundinnen Heike und Cinzia einen lieben Dank: Der Blick über den Tellerrand wäre ohne eure ironischen und erhellenden Beiträge viel mühsamer.

Vor allen und nach allen anderen aber gehört mein Dank Dir, meine geliebte Viola. Mit deiner unnachahmlich liebevollen, kräftigenden und inspirierenden Art hast du mich begleitet, hast mich mit deinem kritischen Auge herausgefordert und getröstet mit deinem gnädigen Blick. Hab' tausend Dank, meine zauberhafte Weggefährtin!

Möge diese Arbeit dazu beitragen, dass lesbisches Frauenleben geachtet, wertgeschätzt und mit wohlwollendem Interesse respektiert wird.

⇒ *Tretzel, Annette*

Wege zum „rechten“ Leben.

Selbst- und Weltdeutungen in Lebenshilferatgebern

Bd. 1, 1993, 209 S., ISBN 3-89085-662-4, 19,43 €

⇒ *Kahlenberg, Eva*

Die Zeit allein heilt keine Wunden.

Der Einfluß sozialer Unterstützung auf den Prozeß der Trennungsbewältigung bei Frauen

Bd. 2, 1993, 246 S., ISBN 3-89085-679-9, 19,43 €

⇒ *Seitz, Rita*

Mein Bauch gehört mir?

Schwangerschaftsabbruch als Möglichkeit weiblicher Autonomie

Bd. 3, 1993, 174 S., ISBN 3-89085-484-2, 19,43 €

⇒ *Atabay, İlhami*

Ist das mein Land?

Die Identitätsentwicklung türkischer Migrantenkinder und -jugendlicher in der Bundesrepublik

Bd. 4, 2. Aufl. 2001, 108 S., ISBN 3-89085-816-3, 14,80 €

⇒ *Büchner, Britta R.*

Rechte Frauen, Frauenrechte und Klischees der Normalität.

Gespräche mit „Republikanerinnen“

Bd. 5, 1995, 194 S., ISBN 3-89085-886-4, 24,45 €

⇒ *Weber, Klaus*

„Was ein rechter Mann ist ...“.

Subjektive Konstruktionen rechter Männer

Bd. 6, 1997, 160 S., ISBN 3-8255-0083-7, 20,35 € (vergriffen)

⇒ *Treiber, Diana*

„Lech Lecha“.

Jüdische Identität der zweiten und dritten Generation im heutigen Deutschland

Bd. 7, 1998, 152 + IV S., ISBN 3-8255-0096-9, 20,35 €

⇒ *Kraus, Wolfgang*

Das erzählte Selbst.

Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne

Bd. 8, 2. Aufl. 2000, 264 + XIII S., ISBN 3-8255-0121-3, 24,54 €

⇒ *Mitzscherlich, Beate*

„Heimat ist etwas, was ich mache“.

Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozeß von Beheimatung.

Bd. 9, 2. Aufl. 2000, 252 S., ISBN 3-8522-0127-2, 25,46 €

⇒ *Teuber, Kristin*

„Ich blute, also bin ich“.

Eine sozialpsychologische Analyse des Hautritzens bei Mädchen und jungen Frauen.

Bd. 10, 3. Aufl. 2000, 176 S., ISBN 3-8255-0090-X, 20,35 €

⇒ *Kiss, Kathrin*

Abschied und Neubeginn.

Die Funktion christlicher Schwellenrituale aus psychologischer Sicht

Bd. 11, 1998, 270 S., ISBN 3-8255-0223-6, 24,95 €

⇒ *Holzer, Alexandra*

„Anders als normal.“

Illegale Drogen als Medium der biographischen und psychosozialen Entwicklung junger Frauen

Bd. 12, 2001, 300 S., ISBN 3-8255-0357-7, 25,80 €

⇒ *Karnbaum, Silvia*

Die Kinder der Entwurzelung ... kehren sie zurück?

Beweggründe der jüdischen Nachkommengeneration für eine Re-Migration nach Deutschland

Bd. 14, 2004, ca. 94 S., ISBN 3-8255-0491-3, ca. 15,- €